Adam Smith's,

weiland Professors der Moral zu Glasgow, Mitgliedes der Gesellschaften der Wissenschaften zu London und Edinburgh, Commissarius der Königlichen Zölle für Schottland;

Theorie der Sittlichen Gefühle.

Uebersezt, vorgeredet und hin und wieder commentirt

von

Ludwig Theobul Kosegarten,

Doctor der Theologie und Philosophie, Pastor zu Altenkirchen auf Wittow.

Biblioth. Zweyter Band, oberaltac

welcher die Zusäzze zur sechsten Ausgabe enthält.

Leipzig,
in der Gräffschen Buchhandlung.
1795.

Bayer. Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht

des Uebersezzers.

Während die neue Uebersezzung dieses Werkes im Jahre 1790. zu Leipzig gedruckt wurde, erschien in England eine neue, sechste, in zwey Bände vertheilte, und nach einem Zwischenraume von dreyssig Jahren von dem Verfasser aufs neue

durchgesehene und mit mehreren zum Theil mehr, zum Theil minder beträchtlichen Zusäzzen bereicherte Ausgabe des Originales.

Es hat nehmlich der Verfasser in dieser neuen Ausgabe zu Ende des ersten Theiles in einem eignen Kapitel gezeigt, wie der natürliche Hang des Menschen, den Reichen und Mächtigen bewundernd anzustaunen, auf den Dürftigen und Niedrigen hingegen mit Verachtung herabzuschauen, seine sittlichen Gefühle nicht wenig besteche und verderbe.

Er hat die beyden ersten Kapitel des dritten Theiles zu vieren erweitert, und darinnen die Materien von der geheimen Billigung und Mißbilligung unsrer eignen Handlungen; von der

Liebe des Lobes und des Lobenswürdigen; von der Verabscheuung des Tadels und des Tadelswürdigen; vom Einflusse und der Autorität des Gewissens; von der Selbsttäuschung und von dem Ursprunge allgemeiner Regeln, theils ganz neu, theils ausführlicher, denn vorhin abgehandelt.

Er hat ferner einen durchaus neuen fünften Theil über den Charakter der Tugend hinzugefügt, worin man freylich keine eigentlich wissenschaftliche, vielweniger aus allgemeingültigen Prinzipien der praktischen Vernunft abgeleitete Erklärung, Feststellung und Zergliederung dieses allerwichtigsten Begrifs erwarten darf, wohl aber eine geschichtliche Uebersicht seiner hauptsächlichsten Erweisungen, Aeusserungen und (meistens pathologischer) Triebfedern; manche feine Beobachtung der Men-

schenkunde; manche triftige Rathgebungen der Lebensklugheit; manche beredte Schilderung und erwärmende Empfehlung des Achtungswürdigsten im Menschen.

Er hat im ersten Kapitel des zweyten Abschnittes des sechsten Theiles die Grundsäzze der Stoischen Philosophie vollständiger auseinandergesezt und insbesondere die Lehre vom Selbstmorde, wiewohl nach meinem Gefühle, wenig befriedigend gewürdigt. Endlich hat er im vierten Abschnitte des nehmlichen Theils einige nicht sehr bedeutende Bemerkungen über den instinktartigen Hang des Menschen (wie er sich ausdrückt) zur Wahrhaftigkeit sowohl, als zur Leichtgläubigkeit hinzugesezzet.

Alle diese Zusäzze liefre ich nun hier, dem gerechten Wunsche der Verlagshandlung zufolge, auch dem deutschen Leser. Ueberhäuffung mit litterärischen sowohl, als mit meinen sehr verwikkelten Berufsgeschäften hat mich zwar gehindert, denselben die nehmliche gewissenhafte und beynahe ängstliche Sorgfalt zu widmen, mit welcher ich das eigentliche Werk ausgearbeitet zu haben mir bewußt bin. Indessen hoff' ich doch, weder dem Sinne des Originales, noch dem Genius unsrer Sprache jemalen zu nahe getreten zu seyn.

Für die Sparsamkeit meiner dißmal beygestreuten Anmerkungen um Verzeihung zu bitten, würde eine Selbstgenüglichkeit verrathen, die den Lesern

eines solchen Buches gegenüber, doppelt unschicklich wäre.

Geschrieben zu Altenkirchen auf Wittow, am 29. März 1794.

Der Uebersezzer.

Smiths
Theorie der moralischen Gefühle
Zweyter Theil
enthaltend
die
Zusäzze
zum ersten Theil.

Erster Theil.

Vom Schicklichen im Handeln.

Dritter Abschnitt.

Was Wohlstand und Widerwärtigkeit auf der Menschen Urtheil über die Schicklichkeit der Handlungen für Einfluß haben, und warum es leichter in jenem, als in diesem Falle sey, ihren Beyfall zu gewinnen.

Drittes Kapitel.

Wie dieser Hang des Menschen den Reichen und Großen zu bewundern, den Armen und Niedrigen aber zu verachten und zu vernachlässigen unsre sittlichen Gefühle verschraubt und verderbet.

So unentbehrlich nun auch dieser Hang des Menschen, den Reichen und Mächtigen zu bewundern, und beynahe zu vergöttern, zu Begründung und Aufrechthaltung des Unterschiedes der Stände und der gesellschaftlichen Ordnung seyn mag; so ist selbiger gleichwohl auch eine große und fast allgemeine Ursache der Verderbniß unsrer sittlichen Gefühle. Daß der Hoheit und dem

Reichthume nur zu oft jene Bewunderung und Ehrerbietung gezollet werden, welche einzig und allein der Weisheit und der Tugend gebühren, und daß jene Verachtung, welche schicklicher Weise nur das Laster und die Thorheit treffen sollte, nur zu oft auf die allerungerechteste Art der Armuth und der Schwäche zur Last falle; ist zu allen Jahrhunderten die Klage der Sittenlehrer gewesen.

Wir wünschen nicht nur achtungswürdig zu seyn, sondern auch in der That der Achtung zu geniessen. Wir fürchten uns, nicht nur verächtlich zu seyn, sondern auch wirklich verachtet zu werden. Allein bald anfangs bey unserm Eintritt in die Welt bemerken wir, daß Weißheit und Tugend keineswegs die einzigen Gegenstände der Verehrung, noch Lasterhaftigkeit und Narrheit die einzigen Gegenstände der Verachtung seyn. Nur zu oft sehen wir, daß die ehrerbietige Aufmerksamkeit der Welt sich überwiegender auf die Seite des Reichen und des Grossen neige, als auf jene des Weisen und des Tugendhaften. Wir sehen, daß die Thorheiten und die Laster der Mächtigen weit weniger verachtet werden, als die Armuth und die Schwäche der Unschuld. Die Achtung und Bewunderung der Menschen zu verdienen, zu erwerben und zu geniessen, ist das grosse Ziel des Ehrgeitzes und des Wetteifers. Zu Erreichung dieses gewünschten Zieles versprechen zwo verschiedene Heerstrassen uns gleich sicher hinzu leiten; die Eine, vermittelst des Strebens nach Weißheit und vermittelst der Uebung der Tugend; die andre vermittelst des Erwerbes von Reichthum und Hoheit. Zween verschiedene Charactere buhlen gleichsam um unsre Nacheifrung; jener des stolzen Ehrgeizes, und der pralenden Gierigkeit; dieser der anmassungensten Bescheidenheit, und unpartheiischen Gerechtigkeitsliebe. Zwey verschiedne Modelle, zwey verschiedne Schildereyen bewer-

ben sich gleichsam um unsre Nachahmung, die Eine schimmernder und greller von Färbung, die andre correcter und schöner von Umriß; die Eine einem jeden umherschweifenden Dinge sich aufdringend, die Andre nur dem emsigern und sorgsamern Beobachter bemerkbar. Hanptsächlich sind es nur die Weisen und die Tugendhaften; ein auserlesenes, aber, ich fürchte, kleines Häuflein; welche der Tugend eine wahrhafte und standhafte Bewunderung zollen. Der große Haufe im Gegentheil räuchert und opfert nur dem Gözzen des Reichthums und der Hoheit, und was am ausserordentlichsten scheinen möchte, dieß sein Räuchern und Kniebeugen ist gemeinhin ganz uneigennüzzig.

Die Ehrfurcht, welche wir für die Weißheit und die Tugend empfinden, ist von jener, welche wir dem Rang und Reichthum zollen, verschieden; und es bedarf eben keines besondern Scharfsinns, um diese Verschiedenheit wahrzunehmen. Ungeachtet dieser Verschiedenheit findet sich dennoch zwischen diesen zweyerley Empfindungen eine auffallende Aehnlichkeit. In einigen feineren Strichen und Zügen mögen sie von einander abweichen; aber das Total ihrer Umrisse und Zeichnung ist einander so ähnlich, ist so identisch beynahe, daß es dem minder aufmerksamen Beobachter gar leicht begegnen kann, die Eine mit der Andern zu verwechseln.

Erwarb der Mann von Rang und Reichthum sich mit dem Dürftigen und Niedrigen einen gleichen Grad des Verdienstes, so wird sich schwerlich jemand finden, der den Erstern nicht mehr verehrte, als den Leztern. Der große Haufe aber zollet sogar der Thorheit und der Eitelkeit des Erstern mehr Bewunderung, als dem gründlichen und bescheidnen Verdienst des Leztern. Zu sagen,

daß bloßer Reichthum und bloße Hoheit ohne einige Hinsicht auf Verdienst und Tugend unsre Ehrfurcht verdienen, dürfte sich eben so wenig mit den guten Sitten, als mit den Regeln der Sprache vertragen. Dennoch aber müssen wir gestehen, daß jene dieser leztern beynahe nie ermangeln, und daß sie also in gewisser Hinsicht, als natürliche Gegenstände derselben betrachtet werden können. Jene erhabenen Stationen können allerdings durch Laster und Thorheit aller ihrer Würde verlustig gehn. Aber diese Laster und diese Thorheiten müssen auf einen äusserst hohen Grad gediehen seyn, bevor sie eine solche gänzliche Entwürdigung bewürken. Die Verderbtheit eines Mannes von Ton erregt ungleich weniger Abscheu und Verachtung, als die Verderbtheit des Dürftigen, oder Niedrigen. Dem lezteren wird eine einzelne Ueberschreitung der Regeln der Mässigkeit und Schicklichkeit gemeiniglich sehr hoch angerechnet, während man dem Erstern sogar eine standhafte und eingestandne Verachtung derselben zu gut hält.

In den mittlern und niedrigen Ständen der Gesellschaft fliessen die Strassen zur Tugend und zum Wohlstande, zu einem solchen Wohlstande wenigstens, als die Menschen in diesen Ständen vernünftiger Weise erwarten können, glücklicher Weise in den meisten Fällen in einander. In allen mittlern und niedrigen Beruffen werden wahrhafte und gründliche Berufsgeschicklichkeiten, unterstüzt durch Klugheit, Gerechtigkeit, Standhaftigkeit und Mässigkeit, nur sehr selten eines glücklichen Erfolges verfehlen. Es wird der Geschicklichkeit freilich auch dann bisweilen gelingen, wenn sie sich keinesweges mit einem unsträflichen Betragen paaret. Jede habituelle Unart, Ungerechtigkeit, Schwäche, oder Hinderlichkeit wird aber dennoch allezeit auch die schimmerndsten Geschäfts-

geschicklichkeiten verdunkeln und verschatten. Ueberdieß sind die Menschen in den mittlern und niedrigen Ständen der Gesellschaft nie groß genug, um über das Gesez erhaben zu seyn, welches ihnen demnach gemeinhin eine Art von Ehrfurcht, wenigstens für die wesentlichsten Regeln der Gerechtigkeit abnöthigt. Hiezu kommt noch, daß das Gedeihen solcher Leute allezeit von der Gunst und guten Meinung ihrer Nachbarn und Standsgenossen abhängt und daß sie diese ohne eine erträglich ehrbare Aufführung schwerlich erlangen können. Das alte Sprichwort: daß Ehrlichkeit die beste Politik sey, behauptet demnach in dergleichen Lagen allerdings seinen Werth. In dergleichen Lagen können wir daher gemeiniglich auf einen beträchtlichen Grad von Tugend rechnen, und zum Glück für die Sitten der Gesellschaft befindet sich in diesen Lagen der bey weiten größte Theil der menschlichen Gesellschaft.

Mit den höhern Standpunkten der Gesellschaft verhält es sich unglücklicher Weise ganz anders. An den Höfen der Fürsten, in den Vorzimmern der Großen, wo Erfolg und Beförderung nicht von der Achtung verständiger und wohlunterrichteter Mitbürger abhangen, sondern von der launischen und thörichten Vorliebe unwissender, einbildischer und stolzer Obern, muß das Verdienst und die Geschäftgeschicklichkeit gemeiniglich der Schmeicheley und Falschheit weichen. In Zirkeln, wie diese, gilt das Talent zu gefallen ungleich mehr, als das Talent zu dienen. In ruhigen und friedlichen Zeiten, wo der Sturm nur in der Ferne grollt, will der Fürst, oder Große bloß belustigt seyn; und er läßt wohl gar sich dünken, daß er keines andern Verdienste bedürfe, oder daß nothfalls seine Lustigmacher auch im Stande seyn, ihm zu dienen. Das geschmückte Aeussere, die frivole Glättung jenes unge-

räumten und abgeschmackten Dinges, das man einen Mann von Ton nennt, wird gemeinhin mehr bewundert, als die gründliche und männliche Tugend des Kriegers, Staatsmanns, Weltweisen, oder Gesezgebers. Alle große und ehrwürdige Tugenden, alle jene Tugenden, welche den Senator, den Richter, oder den Feldherrn bilden, sind jenen übermüthigen und unbedeutenden Schmeichlern, die in so verdorbnen Zirkeln am meisten glänzen, eine Zielscheibe, in welche sie die stumpfen Pfeile ihres armseeligen Wizzes schiessen. Als der Herzog von Sully von Ludwig dem Dreyzehnten aufgefordett wurde, über ein gewisses wichtiges Ereigniß seine Meinung zu äussern, und bemerkte, wie die Günstlinge und Höflinge seines unmodischen Aufzuges wegen einander zuflisperten und zulächelten, sagte der alte Krieger und Staatsmann: Sire, so oft Ew. Majestät Vater mir die Ehre erwieß, mich zu Rathe zu ziehn, befahl er den Hofspaßmachern zuvor sich in das Vorzimmer zu begeben.

Eben dieser Hang des Menschen die Reichen und Großen zu bewundern, und folglich nachzuahmen ist es auch, welcher diesen es möglich macht, den sogenannten Ton anzugeben. Ihre Kleidung wird der Puz des Tages; ihr Conversationston der herrschende Ton der Gesellschaften; ihr ganzes Benehmen und Betragen das Muster der sogenannten feinen Welt. Selbst ihre Laster und Thorheiten werden modisch, und die meisten Menschen sezzen etwas darein, ihnen gerade in denen Eigenschaften zu gleichen, welche sie entehren und herabsezzen. Eitle Menschen geben sich die Miene einer modischen Sittenlosigkeit, die sie doch im Herzen mißbilligen, und deren sie sich im Grunde vielleicht nicht schuldig machten. Sie wünschen, wegen Eigenschaften gepriesen zu

werden, die sie selbst nicht für preißwürdig halten, und schämen sich hingegen gewisser altmodischer Tugenden, die sie zuweilen im Verborgnen üben, und für welche sie heimlich eine Art von Ehrerbietung fühlen. Reichthum und Hoheit haben ihre Heuchler nicht weniger, als die Weißheit und die Tugend; und so wie der Verschmizte auf die Leztern Anspruch macht, ohne ein Recht an sie zu haben, so nimmt der Eitle die Erstern in Anspruch, ohne sie wirklich zu besizzen. Er beeifert sich die ganze glänzende Lebensweise des Höhern und Reichern nachzuahmen, und bedenkt nicht, daß die Schicklichkeit einer solchen Lebensweise einzig darauf beruht, daß Stand und Reichthum einen solchen Aufwand nicht nur erfordern, sondern auch leichtlich bestreiten. Mancher Arme zerarbeitet sich, den Ruf eines reichen Mannes zu erlangen, und bedenkt nicht, daß die Pflichten, (wofern dergleichen Eitelkeiten mit einem so ehrwürdigen Namen bezeichnet werden dürfen) welche jener Ruf ihm auflegt, ihn binnen kurzem an den Bettelstab bringen, und den Abstand seiner Lage zu der Lage derer, die er bewundert und nachahmt, solchergestalt in ein noch auffallenderes Licht stellen müssen.

Um zu einer so beneideten Lage zu gelangen, entfernen die Menschen sich nur gar zu oft von dem Pfade der Tugend; denn unglücklicher Weise lieget die Strasse, die zu der einen, und jene, die zu der andern führet, bisweilen in ganz entgegengesezten Richtungen. Der Ehrsüchtige aber schmeichelt sich, daß ihm in dem Standorte, zu welchem er hinstrebet, so vielerley Mittel die Ehrerbietung und Bewunderung der Menschen zu erzwingen, zu Gebote stehen, und daß er auf ihm mit so überlegner Schicklichkeit und so gewinnendem Anstande werde handeln können, daß der Glanz seiner künftigen Aufführung

die Niederträchtigkeit der Schritte, vermittelst welcher er zu jener Höhe gelanget, durchaus verhüllen und verdekken werde. In manchen Staatsverfassungen sind diejenigen, welche sich um die höchsten Plätze bewerben, über das Gesez erhaben; und wenn sie das Ziel ihrer Ehrsucht nur erklimmen können, so dürfen sie nicht fürchten, daß man sie wegen der Mittel, durch welche sie sich sein ermächtigten, jemalen zur Rechenschaft ziehen werde. Nur allzu oft suchen sie daher, nicht bloß durch Betrug und Falschheit, die gewöhnlichen gemeinen Künste der Intrigue und Kabale; sondern bisweilen selbst durch die Begehung der ungeheuersten Verbrechen, durch Todtschlag und Meuchelmord, durch Empörung und Bürgerkriege, diejenigen, die ihrer steigenden Größe im Wege stehen, zu verdrängen, oder zu vertilgen. Es mißlingt ihnen zwar weit öfter, als es ihnen gelinget; und gemein gewinnen sie nichts weiter, als die schmachvolle Züchtigung, die ihren Verbrechen gebühret. Aber sollt' es ihnen auch glükken zu der gewünschten Größe zu gelangen, so betrügen sie sich doch allezeit auf das erbärmlichste in Ansehung des Glükkes, das sie im Besizze derselben zu geniesen hofften. Es ist nicht Wohlleben, oder Vergnügen, sondern allezeit Ehre, ist von der Einen, ist von der andern Art; gewöhnlich aber eine sehr übelverstandne Ehre, welcher der Ehrsüchtige nachjagt. Aber alle Ehre seines erhabenen Standortes ist in seinen eigenen Augen sowohl, als in den Augen der Leute durch die Schändlichkeit der Mittel, durch welche er zu ihr emporstieg, durchaus besudelt und beflekket. Mag er durch den allerverschwenderischesten Aufwand, mag er durch das Untertaugen in jede wollüstige Ausschweifung, die gewöhnliche traurige Zuflucht zerrütteter Gemüther; mag er im Gedränge öffentlicher Geschäfte, oder mit dem blendendern und stolzern Getümmel des Krieges das Anden-

ken seiner Missethaten aus seinem eignen und aus des Volkes Gedächtniß zu verwischen suchen; das Andenken wird ihn dennoch unaufhörlich verfolgen. Umsonst ruft er die schauervollen Mächte des Reichs der Vergessenheit auf, das Geschehene in ihre schwärzesten Nächte zu vergraben. Er selbst vermag nicht zu vergessen was er that, und diese Unmacht sagt ihm, daß andre es noch weniger werden vergessen können. Mitten im schimmernden Pomp der allerpralendsten Größe; mitten unter den feilen und niederträchtigen Schmeicheleyen der Großen und Gelehrten; mitten unter dem Prunke der Eroberungen und den Triumphen erfochtener Siege fühlt er die Geisselschläge der peinigenden Furien: Schaam und Gewissensangst; und während Ruhm und Glorie ihn von allen Seiten zu umringen scheinen, erblickt das scheue Auge seiner Fantasie nur der Schande scheußliches Fantom, das jeder seiner Thaten auf der Ferse folgt, und in jedem Augenblick ihn einzuholen dräuet. Der große Cäsar selber, wiewohl großmüthig genug, seine Leibwache zu beurlauben, war dennoch nicht vermögend seinem Argwohne Urlaub zu geben. Pharsaliens Andenken verfolgte ihn, gleich einem Gespenste. Als er auf die Fürbitte des Senates den Edelmuth hatte, dem Marcellus zu verzeihen, sagte er zu dieser Versammlung, daß er der Anschläge, welche man auf sein Leben anzettele, keinesweges unkundig sey; da er aber für die Natur sowohl, als für den Ruhm lange genug gelebt habe, so sey er es zufrieden zu sterben, und verachte daher alle Verschwörungen. Vielleicht mochte er für die Natur wirklich lange genug gelebt haben. Der Mann aber, der sichs bewußt war, daß er von Männern, deren Gunst er zu gewinnen, und die er als Freunde be-

trachten zu dürfen wünschte, aufs tödtlichste gehasset wurde, dieser hatte wahrlich für den wahren Ruhm sowohl, als für alle Glückseligkeit, die er jemahlen in der Liebe und Achtung seiner Mitbürger zu geniessen hoffen mochte, schon zu lange gelebet.

Zusätze
zum dritten Theile.

Dritter Theil.

Vom Grunde unsrer Urtheile über eigne Gesinnung und eignes Betragen, und vom Pflicht-gefühl.

Erstes Kapitel.

Vom Prinzip der Selbst-Billigung und Selbst-Mißbilligung.

In den beyden vorhergehenden Theilen dieser Untersuchung hab' ich hauptsächlich den Ursprung und die Quelle unsrer Urtheile über fremde Gesinnung und fremdes Betragen erwogen. Itzt will ich den Ursprung derer genauer erwägen, die wir über unser eignes Betragen fällen.

Das Prinzip, nach welchem wir von Natur unser eignes Betragen entweder billigen, oder mißbilligen, scheint mit jenem, nach welchem wir über das Betragen andrer Leute richten, ganz und gar einerley zu seyn. Wir billigen, oder mißbilligen eines Andern Betragen, je nachdem wir, wenn wir seinen Fall auf uns übertragen, wahrnehmen, daß wir mit den Empfindungen und Triebfedern, die zu der gegebnen Handlung ihn bestimmten, sympathisiren können, oder nicht. Und auf die nämliche Weise

billigen, oder mißbilligen wir unser eignes Betragen, je nachdem wir, wenn wir uns in des Andern Lage versetzen, und dasselbe, so zu sagen, mit seinen Augen und aus seinem Standpunkte betrachten, wahrnehmen, daß wir mit den Empfindungen und Triebfedern, die unser Betragen bestimmte, durchaus sympathisiren können, oder nicht. Nie können wir unsre eignen Empfindungen und Triebfedern überschauen, nie über ihren Werth, oder Unwerth einiges Urtheil fällen, wofern wir uns nicht gleichsam aus unserm eignen Standpunkte hinausversetzen und uns bemühn, selbige so zu sagen in einiger Entfernung von uns selber zu betrachten. Wir können dieses aber auf keine andre Weise zuwege bringen, als indem wir uns bemühen, sie mit den Augen andrer Leute, das ist, grade so zu betrachten, wie andre Leute sie aller Wahrscheinlichkeit nach betrachten mögen. Jedes Urtheil, was wir über sie fällen, hat demnach allezeit einen geheimen Bezug entweder auf das, was die Empfindungen Andrer sind, oder auf das, was sie unter gewissen Bedingungen seyn würden, oder auf das, was sie unsrer Einbildung zufolge seyn müßten. Wir bemühen uns unser eignes Betragen so zu untersuchen, wie wir uns vorstellen, daß jeder andre unbefangne und unpartheiische Zuschauer es untersuchen würde. Versetzen wir uns in seine Lage und können mit den Leidenschaften und Triebfedern, die uns bestimmten, durchaus sympathisiren, so billigen wir unser Betragen durch Sympathie mit der Billigung dieses vermeintlich billigen Richters. Wenn nicht, sympathisiren wir mit seiner Mißbilligung, und verdammen es.

Wäre es möglich, daß ein menschliches Wesen in einem einsamen Ort, ohne einigen Umgang mit seiner eigenen Gattung, zur Mannheit aufwachsen könnte, so

würde es so wenig an seinen eignen Character, an die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit seines eignen Gefühls und Betragens, an die Schönheit oder Häßlichkeit seiner eignen Gesinnung, als an die Schönheit oder Häßlichkeit seines eignen Angesichts denken. Alles das sind Gegenstände, die ihm nicht leicht in die Augen fallen, auf die es natürlicher Weise nicht sieht, und in Ansehung welcher es keinen Spiegel hat, der sie ihm darstellte. Bringt ihn in Gesellschaft und der Spiegel hängt den Augenblick da. Er hängt in den Mienen und dem Betragen derer, mit denen er lebt. In ihnen bemerkt er unfehlbar, wann sie seine Gesinnungen billigen, und wann sie sie misbilligen, und in ihnen sieht er zuerst die Schicklichkeit und Unschicklichkeit seiner eignen Leidenschaften, die Schönheit und Häßlichkeit seiner eignen Gesinnung. Ein Mann, der von seiner Geburt an der Gesellschaft fremd blieb, weiß seine Aufmerksamkeit mit nichts zu beschäftigen, als mit den Gegenständen seiner eignen Leidenschaften, den äußerlichen Körpern, die ihn entweder ergötzen oder empören. Die Leidenschaften selbst, die Gelüste oder Verabscheuungen, die Freuden oder Schmerzen, die diese Gegenstände erregten, obwohl unter allen diejenigen, die ihm am unmittelbarsten gegenwärtig sind, könnten schwerlich jemalen die Gegenstände seiner Gedanken werden. Der Begriff derselben könnte ihm nie so wichtig seyn, daß er seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zöge. Die Betrachtung seiner Freuden könnte ihm keine neue Freude, die Betrachtung seines Verdrusses keinen neuen Verdruß erregen, obwohl die Betrachtung der Ursachen dieser Leidenschaften es zuweilen könnte. Bringt ihn in Gesellschaft, und seine eignen Leidenschaften werden den Augenblick die Quellen neuer Leidenschaften werden. Er wird bemerken, daß die Menschen einige derselben billigen, andere tadeln. Er wird sich in jenem Falle gehoben, in

diesem gedemüthigt fühlen. Seine Gelüste und Verabscheuungen werden nun oft die Ursachen neuer Gelüste und Verabscheuungen, neuer Freuden und neuer Sorgen werden. Sie werden ihn also nun aufs innigste interessiren, und oft seine aufmerkendste Beobachtung an sich ziehen.

Unsre ersten Begriffe von persönlicher Schönheit und Häßlichkeit werden von der Gestalt und dem Aussehen anderer, nicht unsrer selbst, abgezogen. Wir bemerken jedoch bald, daß andere sich gleicher Aufrichtigkeit gegen uns bedienen. Wir gefallen uns, wenn sie unsre Gestalt billigen, und ärgern uns, wenn sie sie mißbilligen. Aengstlich untersuchen wir, in wie fern unser Aussehen ihren Tadel oder Beyfall verdiene. Wir zergliedern unsre Bildung Stück vor Stück, und einem Spiegel oder ähnlichen Hülfsmittel gegenüber, suchen wir uns, so viel möglich, in einiger Entfernung und mit den Augen andrer zu betrachten. Wenn wir am Ende dieser Untersuchung mit uns zufrieden sind, so können wir das nachtheilige Urtheil andrer leichter ertragen. Fühlen wir im Gegentheil, daß wir die natürlichen Gegenstände des Ekels sind, so kränkt uns jeder Ausdruck ihrer Mißbilligung über alle Maaßen. Ein leidlich wohlgebildeter Mensch erlaubt dir ohne Mühe, über einige Regelwidrigkeit seiner Bildung zu lachen. Dem wirklich ungestalten aber sind alle ähnliche Späße unerträglich. Es ist jedoch augenscheinlich, daß unsre eigne Schönheit oder Häßlichkeit uns bloß wegen ihres Eindrucks auf andre rührt. Hätten wir keine Verbindung mit der Gesellschaft, so würde uns Beydes vollkommen gleichgültig seyn.

Auf gleiche Weise üben wir unsre erste sittliche Kunstrichterey an fremden Charactern und andrer Leute Betragen, und wir bemerken gewöhnlich nur allzu vorschnell, wie diese auf uns wirken. Aber nicht lange, so finden

wir, daß andre sich gleiche Freyheit gegen uns erlauben. Izt ängsten wir uns, zu wissen, in wie fern wir ihren Tadel oder Beyfall verdienen, und ob wir ihnen nothwendig so angenehm oder unangenehm erscheinen müssen, wie wir ihnen wirklich erscheinen. Wir beginnen zu diesem Ende, unsre eignen Leidenschaften und unser Betragen zu Untersuchen, und zu erwägen, wie sie ihnen erscheinen müssen, indem wir uns in ihre Lage versetzen, uns als Zuschauer unsers Betragens denken, und nur Acht geben, welchen Eindruck es auf uns machen würde. Dies ist der einzige Spiegel, in dem wir, gewissermaßen mit fremden Augen, die Schicklichkeit unsers Betragens untersuchen. Gefällt es uns in dieser Uebersicht, so sind wir ziemlich zufrieden. Fremder Beyfall ist uns nun gleichgültiger, und fremder Tadel gewissermaßen verächtlich, überzeugt, daß wir, wenn gleich mißverstanden und fälschlich dargestellt, doch die natürlichen und schicklichen Gegenstände der Billigung seyen. Mißfallen wir uns im Gegentheil in dieser Untersuchung, so sind wir eben deswegen oft um so ängstlicher, andrer Billigung zu gewinnen, und wofern wir nicht schon, so zu sagen, mit der Ehrlosigkeit einen Bund gemacht haben, so ist der Gedanke ihres Tadels, der uns dann mit doppelter Strenge trifft, uns äußerst kränkend und empfindlich.

Wenn ich mein eignes Betragen untersuchen, wenn ich mein Urtheil darüber fällen, und es entweder billigen oder verdammen will, so ist augenscheinlich, daß ich mich in allen solchen Fällen, so zu sagen, in zwey Personen theile, und daß ich, der Untersucher und Richter, eine ganz andre Rolle spiele, als ich, dessen Betragen untersucht und gerichtet werden soll. Ersterer ist der Zuschauer, dessen Empfindungen über mein eignes Betragen ich zu den meinigen zu machen suche, indem ich mich in seine Lage ver-

setze, und erwäge, in welchem Lichte es mir aus diesem Gesichtspunkt erscheinen werde. Letzterer ist der Handelnde, den ich eigentlich mein Ich nenne, und von dessen Betragen ich in der Seele des Zuschauers ein Urtheil zu fällen wünschte. Ersterer ist der Richter; Letzterer der Beklagte. Daß aber Richter und Beklagter in jeder Rücksicht Einer und derselbe seyn sollten, ist eben so unmöglich, als daß die Ursache in jeder Rücksicht einerley mit der Folge seyn sollte.

Liebenswürdig zu seyn, und verdienstvoll zu seyn, das ist, Liebe zu verdienen, und Belohnung zu verdienen, sind die großen Charactere der Tugend, und verhaßt zu seyn, und strafwürdig zu seyn, die Charactere des Lasters. Alle diese Charactere haben eine unmittelbare Beziehung auf die Empfindung andrer. Die Tugend wird nicht liebenswürdig und verdienstvoll genannt, weil sie der Gegenstand ihrer eigenen Liebe oder ihrer eigenen Dankbarkeit ist, sondern weil sie diese Empfindungen bey andern erregt. Das Bewußtseyn, daß sie der Gegenstand so günstiger Gesinnungen sey, ist die Quelle jener innerlichen Ruhe und Selbstzufriedenheit, die sie natürlicher Weise begleitet, und die Besorgniß des Gegentheils veranlaßt die Quaalen des Lasters. Was ist seliger, als geliebt zu werden, und zu wissen, daß man geliebt zu werden verdiene? Was elender, als gehaßt zu werden, und zu wissen, daß man diesen Haß verdiene?

Zweytes Kapitel.

Von der Liebe des Lobes, und von jener der Lobenswürdigkeit. Und von der Scheu des Tadels; und von jener der Tadelswürdigkeit.

Der Mensch hat ein natürliches Verlangen, nicht nur geliebt zu werden, sondern auch liebenswürdig, das ist, derjenige zu seyn, der der natürliche und schickliche Gegenstand der Liebe ist. Er hat eine natürliche Besorgniß, nicht nur gehaßt zu werden, sondern auch hassenswürdig, das ist derjenige zu seyn, der der natürliche und schickliche Gegenstand des Hasses ist. Er wünscht nicht nur gepriesen zu werden, sondern auch des Ruhmes würdig, das ist ein solcher zu seyn, der, wenn er gleich von niemanden gepriesen würde, doch der natürliche und schickliche Gegenstand des Preises ist. Er besorgt, nicht nur getadelt zu werden, sondern auch des Tadels würdig, das ist, ein solcher zu seyn, welcher, wenn er gleich von niemanden getadelt würde, doch der natürliche und schickliche Gegenstand des Tadels ist.

Das Verlangen nach Lobenswürdigkeit entspringet keinesweges ganz allein aus dem Verlangen nach Lobe. Diese beyden Prinzipe sind einander zwar sehr ähnlich, sind mit einander verbunden und zum öftern in einander verschmolzen; dennoch aber auch in mancher Hinsicht von einander verschieden und unabhängig.

Die Liebe und Bewunderung, die wir natürlicher Weise für diejenige fassen, deren Character und Betragen

wir billigen, flößt uns natürlicher Weise ein Verlangen ein, auch unsrer seits die Gegenstände so angenehmer Empfindungen, und eben so liebenswerth und eben so bewundernswürdig zu werden, wie die, so wir am meisten bewundern und lieben. Der Wetteifer, die ängstliche Begierde uns Vortreflichkeiten zu erwerben, gründet sich ursprünglich auf unsre Bewundrung der Vortreflichkeit anderer. Auch genügt es uns nicht, um Etwas bewundert zu werden, was man an andern bewundert. Wir müssen auch glauben dieß an andern bewunderte und mit Recht bewundernswürdige Etwas zu besizzen. Um aber diese Genugthuung zu gewinnen, müssen wir unpartheiische Zuschauer unsers eignen Characters und Betragens werden. Wir müssen uns bemühen, selbige mit den Augen andrer, das ist, so zu betrachten, wie andre sie aller Wahrscheinlichkeit nach betrachten mögen. Wenn sie nun auch, in dieses Licht gestellt, uns so erscheinen, wie wir wünschen, sind wir glücklich und zufrieden. Diese Glückseligkeit und Zufriedenheit gewinnt jedoch noch einen großen Zuwachs, wenn wir wahrnehmen, daß auch andre, welche uns nun würklich und in der That mit denen Augen betrachten, mit welchen wir uns nur in der Einbildung betrachten konnten, uns genau in dem nehmlichen Lichte sehen, in welchem wir uns selbst gesehen hatten. Ihre Billigung bestätigt natürlicher Weise unsre eigne Selbstbilligung. Ihr Lob bestärket nothwendig unser eignes Gefühl unsrer eignen Lobwürdigkeit. Weit entfernt aber, daß in diesem Falle die Liebe der Lobeswürdigkeit aus der Liebe des Lobes entspringen sollte, so scheinet vielmehr die Liebe des Lobes, wenigstens in großer Maaße, aus der Liebe der Lobeswürdigkeit zu entspringen.

Das alleraufrichtigste Lob kann uns wenig Vergnügen gewähren, wenn wir es nicht einigermaßen als Beweiß

unsrer Lobeswürdigkeit betrachten dürfen. Es genügt uns keinesweges, daß uns aus Unwissenheit oder Irrthum auf eine oder andre Weise Achtung und Beyfall gewähret werde. Sind wir uns bewußt, daß wir eine so vortheilhafte Meynung nicht verdienen, und daß wir, wenn die Wahrheit bekannt würde, grade entgegengesetzte Empfindungen erregen würden, so ist unsre Zufriedenheit bey weiten nicht vollendet. Wer uns wegen Handlungen lobt, die wir nicht gethan haben, oder wegen Bewegungsgründen, die unsre Handlungen nicht bestimmten, lobt nicht uns, sondern einen Fremden. Aus solchem Lobe kann uns keine Zufriedenheit zuwachsen. Solches Lob muß uns vielmehr kränkender denn Tadel seyn, es muß unaufhörlich den demüthigenden Gedanken in uns aufregen, was wir seyn sollten, und was wir nicht sind. Ein Frauenzimmer, sollte man denken, das sich schminkt, um seine Häßlichkeit zu verstecken, müßte über die Schmeicheleyen, die man ihrer Schönheit macht, wenig Zufriedenheit empfinden; diese Schmeicheleyen, sollte man denken, müßten sie eher an die Empfindungen erinnern, die ihre wirkliche Gestalt und Farbe erregen würde, und vermittelst des Contrastes sie noch mehr demüthigen. Von so grundlosem Beyfall sich geschmeichelt finden, ist Beweiß des oberflächigsten Leicht- und Schwachsinns. Es ist das, was man eigentlich Eitelkeit nennt, der Grund der lächerlichsten und verächtlichsten Laster, der Laster der Ziererey und der Windbeuteley, Thorheiten, denen man, wenn die Erfahrung nicht lehrte, wie gemein sie wären, mit dem geringsten Funken von Menschenverstande widerstehn zu können, glauben sollte. Der Windbeutel, der die Bewunderung der Gesellschaft durch Erzählung von Abentheuern, die er nie bestanden hat, zu erregen sucht; der wichtigthuende Hasenfuß, der sich die Miene eines Ranges und Standes gibt, auf den er seinem eigenen

Bewußtseyn nach keinen Anspruch machen kann, gefällt sich ohne Zweifel in dem Beyfall, den seine Fantasie ihm vorspiegelt. Aber diese Art der Eitelkeit entspringt aus einer so groben Täuschung der Einbildungskraft, daß man schwerlich begreifen kann, wie ein vernünftiges Geschöpf sich durch sie könne täuschen lassen. Wenn jene Thoren sich in die Lage derer versetzen, die sie geblendet zu haben glauben, so empfinden sie die höchste Bewundrung ihres eignen lieben Selbst. Sie betrachten sich nicht in dem Lichte, worin sie ihrem eignen Gefühl zufolge ihren Gefährten billig erscheinen müßten, sondern in dem, worin sie ihnen wirklich zu erscheinen glauben. Ihr oberflächlicher Schwachsinn, und ihre pöbelhafte Narrheit hindert sie, ihr Auge in sich selbst zu wenden, oder sich in dem verächtlichen Gesichtspunct zu erblicken, in welchem sie, wie ihr eignes Gewissen ihnen zusagt, jedermann erscheinen würden, wenn die wirkliche Wahrheit jemalen an den Tag käme.

So wie unwissendes und ungegründetes Lob keine gründliche Freude gewähren kann, keine Zufriedenheit, die eine ernsthafte Zergliederung aushält, so gewährt im Gegentheil der Gedanke wahrhaftigen Trost, daß, wenn uns auch wirklich kein Lob gewährt wird, unser Betragen doch so beschaffen gewesen, daß es Lob verdiene, und daß es jenem Maaßstabe und jener Regel, nach welchem Lob und Beyfall gemeiniglich ausgespendet zu werden pflegen, in jeder Rücksicht angemessen sey. Wir gefallen uns nicht blos im Lobe, sondern auch in der Leistung etwas Lobenswürdigen. Wir gefallen uns in dem Gedanken, daß wir uns zu schicklichen Gegenständen der Billigung erhoben haben, wenn diese Billigung uns auch nicht wirklich zu Theil würde; und wir kränken uns über den Gedanken, uns des gerechten Tadels unsrer Mitbürger würdig ge-

macht zu haben, wenn dieser Tadel sich gleich nicht wirklich gegen uns äussern sollte. Wer sich bewußt ist, daß er genau jene Verfahrungsregeln beobachtet, die die Erfahrung als allgemein gefallend festsezte, überdenkt mit Zufriedenheit die Schicklichkeit seines eignen Betragens; wenn er es in dem Lichte ansieht, in dem der unpartheyliche Zuschauer es ansehn würde, so billigt er alle Beweggründe, die ihn dazu bestimmten; er sieht mit Vergnügen und mit Beyfall auf jeden seiner Schritte zurück, und sollten die Menschen nie erfahren, was er gethan hat, so betrachtet er sich nicht sowohl in dem Lichte, in dem er ihnen wirklich erscheint, sondern in dem, worin er ihnen erscheinen würde, wenn sie ihn besser kennten. Er weidet sich an dem Beyfall und der Bewunderung, die ihm in diesem Fall gezollet werden, und er bewundert und genehmigt sich selbst durch Sympathie mit Gefühlen, die freylich nicht wirklich vorhanden sind, deren Verwirklichung aber blos die Unwissenheit des Publikums hindert; Gefühle, die, wie er weiß, die natürlichen und gewöhnlichen Wirkungen eines solchen Betragens sind, die seine Fantasie damit aufs genaueste verknüpft, und die er sich von jeher als natürliche und schickliche Folgen desselben zu denken gewöhnt hat. Die Menschen haben oft freywillig ihr Leben hergegeben, um nach ihrem Tode einen Ruhm zu erwerben, dessen sie nicht eher genießen konnten. Ihre Einbildungskraft verfrühte ihnen indessen diesen Ruhm. Jener Beyfall, der nie ihr Ohr ergözzen sollte, jene Bewunderung, deren Wirkungen sie nimmer fühlen sollten, umschmeichelte ihr Herz, und begeisterte sie zu Thaten, die man der Kraft des Menschen kaum zutrauen sollte. Im Grunde aber ist sicherlich kein großer Unterschied zwischen jener Billigung, die nicht eher gewährt wird, als bis man ihrer nicht mehr genießen kann, und zwischen derjenigen, die zwar nimmer erfolgt, die aber er-

folgen würde, wenn die Welt je die wirklichen Umstände unsers Betragens erführe. Wenn diese oft so gewaltige Wirkungen leistet, was Wunder, wenn jene gleicher Rücksicht würdig gefunden wird.

Als die Natur den Menschen für die Gesellschaft formte, begabte sie ihn mit einem eingepflanzten Verlangen, seinen Brüdern zu gefallen, und mit einem eingepflanzten Abscheu, sie zu beleidigen. Sie lehrte ihn an ihrer günstigen Gesinnung Vergnügen finden, Mißvergnügen aber an ihrer ungünstigen. Sie machte ihm ihren Beyfall äusserst schmeichelhaft und angenehm um seiner selbst willen, ihre Mißbilligung aber höchst unangenehm und kränkend.

Dieses Verlangen aber nach dem Beyfall, und diese Besorgniß vor der Mißbilligung seiner Brüder würde ihm allein noch nicht die erforderte Tauglichkeit für die Gesellschaft, für welche er erschaffen wurde, gegeben haben. Dem zufolge begabte ihn die Natur nicht nur mit dem Verlangen, Beyfall zu erlangen, sondern auch mit einem Verlangen, dasjenige zu seyn, was Beyfall verdienet, oder was er selbst an andern Leuten mit Beyfall wahrnimmt. Das erste Verlangen hätte ihm lediglich den Wunsch einflößen können, tauglich für die Gesellschaft zu scheinen. Das andere war nothwendig, um ihn zur wirklichen Erwerbung dieser Tauglichkeit anzuspornen. Das erstere hätte ihn bloß bewegen können, die Tugend zu erheucheln, und daß Laster zu verbergen. Das andre war nothwendig, um ihm eine wirkliche Liebe zur Tugend, und einen wirklichen Abscheu gegen das Laster einzuflößen. In jedem wohlgearteten Gemüthe scheint dieses leztere Verlangen das stärkere von beyden zu seyn. Nur die schwächsten und oberflächlichsten Menschen können sich mit

einem Lobe küzzeln, dessen sie sich gänzlich unwürdig wissen. Ein schwacher Mensch mag an einem solchen bißweilen einigen Gefallen finden; der Weise aber verschmäht es bey jeder Gelegenheit. Wiewohl aber der Weise wenig Vergnügen an einem Lobe findet, wozu er keinen Grund wahrnimmt, so fühlt er doch das allerhöchste Vergnügen, wenn er dasjenige thut, von dessen Lobenswürdigkeit er überzeugt ist; sollte er gleich eben so fest überzeugt seyn, daß dieß verdiente Lob ihm niemalen werde zugestanden werden. Den Beyfall der Menschen zu erhalten, wenn nichts Beyfallswürdiges vorhanden ist, daran kann ihm nie das allergeringste liegen. Ihren Beyfall zu erlangen, wenn er ihn verdient, daran liegt ihm bisweilen vielleicht sehr wenig. Ihn aber würklich zu verdienen, daran liegt ihm alles! *)

Lob zu verlangen oder anzunehmen, wo nichts Lobenswürdiges vorhanden ist, kann nur der allerverächtlichsten Eitelkeit eigen seyn. Lob zu verlangen, wo wirklich Grund zum Lobe ist, heißt nichts weiter, als verlangen, daß eine sehr wesentliche Pflicht der Gerechtigkeit an uns vollzogen werde. Die Liebe eines guten Gerüchtes, eines ehrlichen Namens, und eines wahren Ruhmes, auch um sein selbst willen, und von den Vortheilen, die aus ihm uns zuwachsen können, ganz unabhängig, ist selbst des Weisen keinesweges unwürdig. Nichts destoweniger vernachlässigt, ja er verschmäht ihn bisweilen, und grade

*) Ist es nicht beynahe unbegreiflich, wie es einem so scharfsinnigen Schriftsteller entgehen konnte, daß diese einzige, aber so merkwürdige und wahre als entscheidende Erscheinung sein ganzes so mühsam aufgeführtes und (man kann es nicht in Abrede seyn) mit so vielen morschen Stützen gelehntes System, unwiderstehlich umwirft, und unherstellbar zerstöhret? K.

dann am ersten, wann er sich der vollkommensten Schicklichkeit jedes Theils seiner eignen Aufführung aufs lebendigste bewußt ist. Der Beyfall, den er sich selbst ertheilt, bedarf in diesem Falle keiner Bestätigung durch den Beyfall andrer. Er allein ist hinreichend, und er allein genügt dem Weisen. Dieser eigne Beyfall ist, wenn nicht der einzige, so doch der vorzüglichste Gegenstand seiner ängstlichsten Mühwaltungen. Die Liebe zu ihm, ist die Liebe zur Tugend.

So wie die Liebe und Bewunderung, welche wir natürlicher Weise für gewisse Charactere fassen, uns den Wunsch einflößt, selbst schickliche Gegenstände so angenehmer Empfindungen zu werden, so flößet auf der andern Seite der Haß und die Verachtung, mit welcher gewisse entgegengesezte Charactere uns erfüllen, uns einen vielleicht noch stärkern Abscheu schon gegen den bloßen Gedanken ein, ihnen in einiger Hinsicht zu gleichen. Auch ist es in diesem Falle nicht so sehr der Gedanke gehaßt und verachtet zu werden, der uns grauen macht, als vielmehr der Gedanke, in der That hassens- und verwünschenswürdig zu werden. Wir zittern vor dem Gedanken, etwas zu thun, was uns zu gerechten und schicklichen Gegenständen des Hasses und der Verachtung unsrer Nebengeschöpfe machen würde, sollten wir gleich noch so sicher seyn, daß diese Empfindungen nie gegen uns zu Tage gelegt werden würden.

Derjenige, der alle Regeln des Betragens übertreten hat, die ihn den Menschen angenehm machen könnten, mag immer die möglichst vollständige Gewißheit haben, daß seine That jedem menschlichen Auge auf ewig verborgen bleiben werde, es wird ihm doch nichts helfen. Wenn er auf sie zurückschaut, wenn er sie in dem Lichte betrach-

tet, in welchem der unpartheyliche Zuschauer sie betrachten würde, so findet er, daß er keine der Triebfedern, die ihn zu ihr bestimmten, genehmigen könne. Schaam und Verwirrung übermannen ihn beym Andenken derselben, und er fühlt nothwendig, welchem hohen Grade der Schande er bloß gestellt seyn würde, wenn seine Handlungen jemalen der Welt bekannt seyn werden. Seine Einbildungskraft verfrüht ihm auch in diesem Falle die Verachtung und den Hohn, von welchem bloß die Unwissenheit seiner Zeitgenossen ihn rettet. Immer fühlt er, daß er der natürliche Gegenstand dieser Empfindungen sey, und zittert vor dem Gedanken an das, was er leiden würde, wenn diese Gesinnungen sich jemalen gegen ihn äusserten. Wenn aber das, dessen er sich schuldig machte, nicht bloß eine jener Unschicklichkeiten war, die die Gegenstände bloßer Mißbilligung sind, wenn es eins jener scheußlichen Verbrechen war, die Verwünschung und Grausen erregen, so wird er nie, so lange ihm noch einige Empfindbarkeit übrig bleibt, daran denken können, ohne alle Qualen des Selbstabscheues und des bösen Gewissens zu empfinden, und sollt' er auch überzeugt seyn können, daß kein Mensch es jemalen erfahren würde, sollt' er sich auch überreden können, daß es keine rächende Gottheit gäbe, so wird er doch genug von jenen beyden Empfindungen fühlen, um auf den ganzen Rest seines Lebens elend zu seyn; er wird sich immer als den natürlichen Gegenstand des Hasses und Unwillens aller seiner Mitgeschöpfe betrachten; und wenn sein Herz nicht schon mit den Schwielen lasterhafter Fertigkeiten überzogen ist, so wird er nicht ohne Schrecken und Entsetzen an den Unwillen denken, mit dem die Menschen ihn ansehn, an die Blicke, mit denen sie ihn durchbohren, an die Geberden, mit denen sie ihren Abscheu wider ihn ausdrücken würden, wenn die fürchterliche Wahrheit jemalen ans Licht bräche. Diese

natürlichen Folterqualen eines beunruhigten Gewissens sind die Dämonen, die Rachgöttinnen, die in diesem Leben um den Bösewicht spucken, die ihn nicht ruhen, noch rasten lassen, die ihn oft in Verrückung und Verzweiflung stürzen, vor welchen keine Gewißheit des Verborgensbleibens ihn sichern kann, aus welchen keine Grundsäzze des Unglaubens ihn retten können, von welchen nichts ihn befreyen kann, als die niedrigste und verworfenste aller Lagen, eine gänzliche Fühllosigkeit gegen Ehre und Schande, gegen Laster und Tugend. Menschen von den scheußlichsten Gesinnungen, die in Vollziehung fürchterlicher Bubenstücke ihre Maaßregeln so kaltblütig genommen haben, daß sie sogar dem Verdacht der Schuld entrannen, sind bisweilen durch das Grauenvolle ihrer Lage getrieben worden, Dinge aus freyen Stücken einzugestehn, die nie kein menschliches Auge würde haben aufspüren können. Durch Eingeständniß ihrer Schuld, durch Unterwerfung unter den Unwillen ihrer beleidigten Mitbürger, und durch freywillige Befriedigung jener Rache, deren schickliche Gegenstände sie ihrem eignen Gefühl nach waren, hofften sie, sterbend die natürlichen Gefühle der Menschen mit sich auszusöhnen, gewissermaßen für ihre Verbrechen zu büßen, und, wenns möglich wäre, im Frieden mit allen ihren Mitgeschöpfen zu sterben. Verglichen mit dem, was sie vor der Entdeckung empfanden, scheint schon die Ahndung dieses Friedens ihnen Glückseligkeit gedeucht zu haben.

In solchen Fällen scheint das Grauen vor der Tadelswürdigkeit sogar bey Personen, denen man kein sonderliches Zartgefühl zutrauen kann, den Abscheu vor dem Tadel selber bey weitem zu überwiegen. Um diesen Abscheu zu mildern, um die Vorwürfe ihres eignen Gewissens einigermaßen zu beschäftigen, unterwarfen sie sich freywillig den

Vorwürfen sowohl als auch der Züchtigung, die, wie sie gar wohl wußten, ihren Verbrechen gebühret, wiewohl sie ihnen sehr leichtlich hätten ausweichen können.

Nur ganz unbedeutende und oberflächliche Menschen können sich an einem Lobe ergötzen, dessen sie sich selbst doch gänzlich unwürdig wissen. Unverdiente Vorwürfe aber sind im Stande, auch Männer von mehr denn gewöhnlicher Standhaftigkeit empfindlich zu kränken. Jene albernen Mährlein freylich, mit denen man sich in der Gesellschaft so häufig herumträgt, und welche nie ermangeln, vermittelst ihrer innern Abgeschmacktheit und Erlogenheit, in dem Laufe weniger Wochen oder Monden von selbst auszusterben, lernen auch Leute von der allergemeinsten Standhaftigkeit leichtlich verachten. Auf das empfindlichste aber fühlt ein unschuldiger, wenn gleich ungewöhnlich standhafter Mann sich durch die ernstliche, obgleich falsche Beschuldigung eines Verbrechens gekränket, zumal wenn diese Beschuldigung unglücklicher Weise durch einige begleitende Umstände ein Ansehen von Wahrscheinlichkeit gewinnt. Tief schmerzt ihn der demüthigende Gedanke, daß irgend jemand niedrig genug von seinem Character denken könnte, um einer Niederträchtigkeit ihn fähig zu achten. Wiewohl er seiner eigenen Unschuld sich innigst bewußt ist, so dünkt ihm doch, als ob die bloße Beschuldigung schon einen Schatten von Schimpf und Unehre auf seinen Namen werfe. Schon sein gerechter Unwille über eine Beleidigung, die, wiewohl von der gröbsten Art, oft keine Rache leidet, ja bisweilen derer überall nicht fähig ist, ist eine sehr peinliche Empfindung. Heftiger Unwille, den man nicht befriedigen darf, ist einer der ärgsten Quäler des menschlichen Herzens. Der Unschuldige, welcher durch die Falschzurechnung eines schändlichen und gehässigen Verbrechens auf das Blutgerüst ge-

bracht wird, erleidet gewiß das allergrausamste Schicksal, was der Unschuld jemalen zur Last fallen kann. Seine Todesangst mag öfter grösser seyn, als derer ihre, welche die nehmlichen Verbrechen nach Recht und Verdiensten büssen. Grundsatzlose Verbrecher, gemeine Diebe zum Beyspiel und Straßenräuber, haben oft nur ein sehr schwaches Gefühl der Schändlichkeit ihres Betragens, und folglich auch keine Gewissensbisse. Ohne um die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Strafe sich zu bekümmern, haben sie sich längst gewöhnt, den Galgen als das Loos zu betrachten, das ihnen wahrscheinlich einstens zufallen würde. Fällt es ihnen nun zu, so schäzzen sie sich bloß minder glücklich, als manche ihrer Spießgesellen, und unterwerfen sich ihrem Schicksale mit aller Ruhe, die mit der Furcht des Todes sich nur vertragen mag; eine Furcht, deren doch auch so unwürdige Menschen sich oft sehr leicht und ganz vollkommen ermächtigen. Den Unschuldigen hingegen peinigt ausser jener Unruhe, welche etwa diese Furcht ihm verursachen mag, auch noch der Unwille über die ihm zugefügte Ungerechtigkeit. Er entsezt sich vor dem Gedanken der Schande, mit welcher die Strafe sein Gedächtniß bedecken mögte; und sieht mit Grausen vorher, daß seine theuersten Freunde und Verwandte sich seiner nicht mit Bedauern und Liebe, sondern mit Erröthen, und sogar mit Verabscheuung seiner vermeintlichen schändlichen Aufführung erinnern werden — Vorstellungen, welche den ihn umringenden Todesschatten ein weit schwärzeres und melancholischeres Dunkel ertheilen, als ihnen an sich zuzukommen pfleget. So traurige Ereignisse begegnen zum Glücke der Menschheit hoffentlich in jedem Lande nur sehr selten; bisweilen aber ereignen sie sich auch in allen Ländern, selbst in denen, worinnen die Gerechtigkeit im Durchschnitt ganz wohl verwaltet wird. Jener unglückliche Calas, ein Mann von mehr denn

gewöhnlicher Standhaftigkeit, (der eines vermeintlichen Sohnsmordes halber, an dem er gänzlich unschuldig war, zu Toulouse lebendig gerädert und verbrannt wurde,) schien noch mit dem letzten Athemzuge nicht so sehr die Grausamkeit seiner Bestrafung, als vielmehr die Schande, welche die Beschuldigung auf sein Gedächtniß bringen möchte, zu betrauren. Als er von dem mörderischen Rade bereits zermalmt war, und itzt in die Flammen geworfen werden sollte, ermahnte ihn der Mönch, der der Hinrichtung beywohnte, noch einmal das Verbrechen, weswegen er war verdammt worden, zu bekennen. Mein Vater! sagte Calas, solltet ihr euch im Ernste überreden können, daß ich schuldig wäre?

Personen, die sich in so unglücklichen Umständen befinden, kann jene demüthige Philosophie, die ihre Blicke bloß auf dieses Leben beschränkt, wie es scheint, nur einen schwachen Trost gewähren. Alles was das Leben ehrwürdig oder den Tod willkommen machen könnte, ist ihnen geraubt. Sie sind zum Tode verdammet, und mit ihm zu immerwährender Schande. In einer so schauderhaften Lage kann die Religion allein ihnen einigen kräftigen Trost gewähren. Sie allein kann ihnen sagen, daß wenig daran liege, was Menschen von ihrem Betragen denken mögen, während der allsehende Richter der Welt dasselbe billige. Sie allein kann ihren Blick auf eine andre und bessere Welt lenken; eine Welt, in welcher mehr Wahrhaftigkeit, Leutseligkeit und Gerechtigkeit zu finden ist, als in der gegenwärtigen; eine Welt, in welcher ihre Unschuld dargethan, und ihre Tugend endlich dennoch belohnet werden soll; daß also das nämliche große Prinzip, was allein das triumphirende Laster zu schrecken vermag, der beschimpften und gekränkten Unschuld auch allein den einzig kräftigen Trost gewähret.

Es geschiehet häufig sowohl bey kleineren Vergehungen, als auch bey größern Verbrechen, daß ein emfindliches Gemüthe stärker von der ungerechten Beschuldigung gerührt wird, als der wirkliche Verbrecher von der wirklichen Schuld. Ein verbuhltes Frauenzimmer ist im Stande über die nur zu wohl gegründeten Klätschereyen zu lachen, die ihr tadelnswürdiges Betragen veranlaßt. Aber schon das leiseste Geflisper dieser Art, sey es noch so ungegründet, versetzt der Ruhe einer schuldlosen Jungfrau einen tödtlichen Stoß. Wer fähig ist, überlegter Weise eine schimpfliche Handlung zu begehn, hat schwerlich viel Gefühl für die damit verknüpfte Schande. Wer es in dieser Fähigkeit bis zur Fertigkeit brachte, hat dessen gewiß überall nicht. Dieß, glaub' ich, können wir als allgemeine Regel festsezzen.

Wie es zugehe, daß unverdiente Vorwürfe so oft im Stande sind, die weisesten und standhaftesten Männer aufs empfindlichste zu kränken, da doch jeder Mensch, auch von mittelmäßigem Verstande, nie unverdientes Lob so bereitwillig verschmähet, dieß verdienet vielleicht eine nähere Erwägung.

Der Schmerz, wie ich schon bey einer andern Gelegenheit bemerkt habe, ist beynahe in allen Fällen eine lebhaftere Empfindung, als das ihm entgegengesetzte und ihm korrespondirende Vergnügen. Der Eine erniedrigt uns gemeiniglich weit tiefer unter den gewöhnlichen oder so zu sagen natürlichen Standpunkt unsers Wohlbefindens, als das andre uns über denselben emporhebt. Ein empfindliches Gemüthe wird durch gerechten Tadel gemeiniglich weit mehr gedemüthigt, als es sich jemals durch gerechten Beyfall gehoben fühlt. Unverdiente Lobeserhebungen verwirft der Weise bey jeder Gelegenheit mit Verachtung; oft aber empfindet er die Ungerechtigkeit unver-

dienten Tadels sehr schmerzlich. Ließe er sich um etwas loben, das er nicht verrichtete, maaßete er sich eines Verdienstes an, das ihm nicht gebühret, so würde er sich seinem eignen Gefühle nach der allerverächtlichsten Falschheit schuldig machen, und nicht die Bewunderung, sondern die Verachtung der nehmlichen Personen verdienen, die ihm jetzt aus Irrthum ihre Bewunderung zollen. Vielleicht mag die Bemerkung ihm einiges nicht übelgegründete Vergnügen gewähren, daß dieser oder jener ihn fähig achtet, etwas zu leisten, was er nicht leistete. Allein so sehr er auch seinen Freunden für ihre gute Meynung verbunden seyn mag, so würde er sich doch der größten Niederträchtigkeit schuldig achten, wenn er sie nicht augenblicklich eines Bessern belehrte. Es macht ihm wenig Vergnügen, sich in dem Lichte zu betrachten, in welchem er andern Leuten in der That erscheinet, wenn er sichs bewußt ist, daß sie, wenn sie die Wahrheit wüßten, ihn in einem ganz verschiednen Lichte betrachten würden. Einem schwachen Menschen inzwischen schmeichelt dieses falsche und täuschende Licht bisweilen nicht wenig. Willig maaßet er sich das Verdienst jeder löblichen Handlung an, die ihm zugeschrieben wurde, und noch wohl oben drein das Verdienst von manchen andern, welche ihm zuzuschreiben keinen Menschen beyging. Er behauptet, gethan zu haben, was er nimmer that, geschrieben zu haben, was ein andrer schrieb, erfunden zu haben, was ein andrer entdeckte; und überläßt sich ohne Rückhalt den verächtlichen Lastern der Lügnerey und Pralerey. Wiewohl nun kein Mensch von nur mittelmäßigem Verstande aus der Zurechnung einer löblichen Handlung, die er nie verrichtete, viel Vergnügen schöpfen kann, so pflegt doch selbst der Weise die ernstliche Anschuldigung eines Verbrechens, das er nie beging, sehr schmerzlich zu empfinden. Die Natur hat in diesem Falle dem Schmerz nicht nur

eine größere, sondern auch eine in mehr denn gewöhnlichem Grade größere Lebhaftigkeit gegeben, als dem entgegenstehenden und korrespondirenden Vergnügen. Ein bloßes Ablehnen befreyet Einen mit einem Male von diesem eiteln und albernen Vergnügen; nicht aber allezeit von jenem so peinlichen Schmerze. Wer ein Verdienst von sich ablehnt, das ihm zugeschrieben wurde, dem glaubt man ohne Mühe. Wer aber ein Verbrechen abläugnet, dessen man ihn beschuldigte, dem glaubt man nicht so bereitwillig. Was Wunder, wenn ein solcher nun nicht nur über die Falschheit der Beschuldigung ergrimmt, sondern auch zugleich sich kränket, daß derselben einiger Glaube beygemessen werde. Er fühlt, daß sein bißheriger Ruf nicht hinlänglich sey, ihn zu schüzzen. Er fühlt, daß seine Brüder, weit entfernt, ihn in dem Lichte zu betrachten, in welchem er ihnen so gern erscheinen möchte, ihn fähig achten, das ihm angeschuldigte Verbrechen wirklich begangen zu haben. Er weiß vollkommen, daß er es nicht beging. Er weiß vollkommen, was er nicht gethan hat; aber vielleicht kann kein Mensch vollkommen wissen, was er zu thun fähig ist. Was die besondere Stimmung seines Karakters zulassen möge oder nicht, mag kein Mensch mit Sicherheit entscheiden können. Diese unangenehme Unsicherheit dienet, das Zutrauen und die gute Meynung seiner Freunde mehr denn alles andre zu mindern, ihr Mistrauen und ihre üble Meynung mehr denn alles andre zu vergrößern. Er mag dieses ihr ungünstiges Urtheil in seinem Herzen noch so zuversichtlich als ungerecht verdammen; schwerlich wird diese Zuversichtlichkeit hindern können, daß jenes Urtheil nicht einigen Eindruck auf ihn mache; und dieser Eindruck wird grade um so größer seyn, als größer seine Empfindlichkeit, größer sein Zartgefühl, größer mit Einem Worte sein Werth ist.

Die Uebereinstimmung, oder Nichtübereinstimmung beydes der Empfindungen und Urtheile andrer Leute mit unsern eignen, ist uns allemahl genau um so viel mehr oder weniger wichtig, als wir selbst über die Schicklichkeit unsrer eignen Empfindungen, und über die Richtigkeit unsrer eignen Urtheile in mehrerer oder minderer Ungewißheit schweben.

Den Mann von feiner Empfindbarkeit kann bißweilen die sehr beunruhigende Besorgniß anwandeln, ob er nicht etwa einer sonst nicht unrühmlichen Leidenschaft; dem gerechten Unwillen etwa über ein ihm selbst oder einem Freunde zugefügtes Unrecht zu sehr den Zügel habe schießen lassen. Er fürchtet ängstlich, daß er, während er blos als ein Mann von Ehre zu handeln, und eine Handlung der Gerechtigkeit zu üben vermeinte, irgend Jemanden, welcher, wenn gleich nicht ganz unschuldig doch auch vielleicht nicht ganz so schuldig seyn möchte, als er sichs vorstellte, ein wirkliches Unrecht zugefügt haben möge. In diesem Falle wird die Meynung andrer Leute ihm äusserst wichtig; ihr Beifall ist seinem beunruhigten Gemüthe heilender Balsam, ihr Tadel bitteres und peinigendes Gift. Ist er aber mit jedem Theile seines Betragens vollkommen zufrieden, so ist das Urtheil andrer Leute ihm gewöhnlich ungleich weniger wichtig.

Es gibt gewisse sehr edle und schöne Künste, über deren Produkte jedoch der Geschmack allein Richter ist; ein Richter aber, von dessen Entscheidungen man noch immer glaubet appelliren zu können. Wiederum gibt es derer andre, deren Produkte sich auf den Prüfstein deutlicher Demonstration, oder wenigstens sehr befriedigender Gründe bringen lassen. Unter denenjenigen, die in diesen verschiednen Künsten auf Vortrefflichkeit Anspruch machen, sind die Beflissenen der erstern um die Meinung

des Publici weit ängstlicher bekümmert, als die Beflissenen der leztern.

Die Schönheit eines Gedichtes beruhet auf so mislichen Regeln, daß ein junger Anfänger schwerlich jemalen des wahren Werths seiner Versuche gewiß werden kann. Nichts erfreut ihn daher so sehr, als das günstige Urtheil seiner Freunde und des Publici, und nichts kränkt ihn empfindlicher, als das Gegentheil. Das Eine begründet, das andre erschüttert die gute Meinung, die er so gern von seinen Arbeiten unterhalten möchte. Erfahrung und Erfolg mögen ihm mit der Zeit etwas mehr Zutrauen zu seiner eignen Urtheilskraft einflößen. Nichts destoweniger bleibt er zeitlebens der Unbehaglichkeit blos gestellt, von den ungünstigen Urtheilen des Publici aufs empfindlichste gekränket zu werden. Racian ward über den mittelmäßigen Erfolg seiner Phädra, des schönsten Trauerspiels vielleicht, das irgend eine Sprache aufzuweisen hat, so verdrießlich, daß er, wiewohl in der Blüthe seines Lebens und seiner Kräfte, den Entschluß faßte, nicht mehr für die Bühne zu schreiben. Dieser große Dichter pflegte öfter zu seinem Sohne zu sagen, daß die armseligste und abgeschmackteste Krittelev ihm allzeit mehr Verdruß verursacht habe, als das höchste und gerechteste Lob Vergnügen. Voltaire's äußerste Empfindlichkeit gegen den beißendsten Tadel dieser Art ist aller Welt bekannt. Popens Dunciade ist ein immerwährendes Denkmahl, wie sehr der korrekteste, eleganteste, und harmonievollste aller Englischen Dichter durch die Kritteleyen der unbedeutendsten und verächtlichsten Autoren sich gekränkt fühlte. Gray (der mit Miltons Erhabenheit Popens Glättung und Harmonie vereinigt, und welchem zum ersten Dichter Englands vielleicht nichts anders mangelt, als daß er ein wenig mehr geschrie-

ben hätte) soll über eine alberne und abgeschmackte Parodie zweyer seiner schönsten Oden so empfindlich geworden seyn, daß er in der Folge nie wieder ein beträchtliches Stück Arbeit unternahm. Diejenigen Schriftsteller, die sich der schönen Schreibart in Prose befleißigen, nähern sich in Hinsicht auf diese Empfindlichkeit den Dichtern am meisten.

Mathematiker hingegen, die die Wahrheit und Wichtigkeit ihrer Entdeckungen so zu sagen anschaulich erkennen, sind gegen die Aufnahme, die ihnen im Publikum wiederfähret, gewöhnlich sehr gleichgültig. Die beyden größten Meßkünstler, die ich jemalen kennen gelernt, und die beyden größten vielleicht, die zu meiner Zeit lebten, Dr. Robert Simpson von Glasgow und Dr. Matthäus Stewart von Edinburgh, schienen über die Nachlässigkeit, mit welcher das unwissende Publikum einige ihrer schäzbarsten Werke aufnahm, nicht die allergeringste Empfindlichkeit zu fühlen. Isaac Newtons großes Werk von den mathematischen Grundsäzzen der natürlichen Philosophie soll mehrere Jahre nach einander vom Publikum ganz vernachlässigt worden seyn; ein Undank, der die Ruhe des großen Mannes aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht eine einzige Viertelstunde stöhrte. Der Naturkundige kömmt dem Meßkünstler in dieser Unabhängigkeit von der Meynung des Publici am nächsten, und genießt demnach in seinen Urthellen über den Werth seiner eignen Endeckungen und Bemerkungen einer ähnlichen Sicherheit und Ruhe, wenn gleich vielleicht in minderm Grade.

Vielleicht wird selbst die Sittlichkeit dieser beyden verschiednen Classen von Gelehrten durch den großen Unterschied ihres Verhältnisses zu dem Publikum einigermaßen affiziret.

Meßkünstler und Naturforscher werden eben wegen ihrer Unabhängigkeit vom Urtheil des Publikum, schwerlich in Versuchung gerathen, zu Begründung ihres eignen Ruhmes oder zur Untergrabung des Rufes ihrer Nebenbuhler ordentliche Faktionen und Kabalen zu schmieden. Sie sind fast immer Männer von der liebenswürdigsten Sitteneinfalt, leben mit einander in der besten Harmonie, befreunden einer des andern Ruf und Namen, verschmähen alle Ränke, um sich den Beyfall des Publici zu sichern, freuen sich zwar, wenn ihre Werke gefallen, werden aber weder böse noch ärgerlich, wenn man sie vernachlässigt.

Nicht immer ist das der Fall mit den Dichtern, und den sogenannten schönen Schriftstellern. Diese sind sehr aufgelegt sich in eine Art von litterarischen Factionen zu spalten, deren jede zuweilen offenbar, allezeit aber insgeheim den Ruf der andern tödtlich anfeindet, und jede niedrige Kunst der Intrigue und Gunstbewerbung anwendet, um die Meynung des Publici zu Gunsten der Werke ihrer eignen Mitglieder, und zum Nachtheil der Arbeiten ihrer Gegner und Nebenbuhler einzunehmen. In Frankreich achteten Despreaux und Racine es nicht unter ihrer Würde, sich an die Spizze einer litterarischen Kabale zu stellen, um anfangs Quinaults und Perreaults, nachher Fontenelle's und la Motte's Ruhm zu stürzen, und selbst den guten La Fontaine mit einer höchst herabwürdigenden Art von vornehmer Gütigkeit zu behandeln. In England hielt der liebenswürdige Addison es seines artigen und bescheidnen Karakters nicht unwürdig, eine ähnliche kleine Kabale anzuführen, um Popens steigenden Ruhm zu dämpfen. Fontenelle, der die Leben und Karaktere der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, einer Gesell-

schaft von Meßkünstlern und Naturforschern beschrieb, hat häufig Gelegenheit die liebenswürdige Einfalt ihrer Sitten zu preisen, eine Eigenschaft, die seiner Bemerkung zufolge so gemein unter ihnen war, daß man sie eher als einen Karakterzug dieser ganzen Klasse von Gelehrten, als dieses oder jenes Individui betrachten könnte. D'Alembert hingegen, der die Leben und Karaktere der Mitglieder der Französischen Akademie, einer Gesellschaft von Poeten und Schöngeistern, beschrieb, scheint keinesweges so häufigen Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen gehabt zn haben, und nirgend fällt es ihm ein, eine so liebenswürdige Eigenschaft als einen eignen Karakterzug seiner Helden zu bezeichnen.

Daß unsre Ungewißheit in Ansehung unsers eignen Werthes, und unsre Aengstlichkeit, günstig von uns denken zu dürfen, uns begierig machen, die Urtheile anderer von uns zu erfahren; und daß diese Urtheile uns ungewöhnlich erheben, wenn sie günstig für uns ausfallen, dagegen aber auch uns ungewöhnlich demüthigen, wenn sie ungünstig ausfallen, das alles ist in der Natur. Traurig aber ist es, daß jene Unsicherheit und Aengstlichkeit uns so gar verleiten kann, durch Ränke und Kabalen uns um die günstige Meynung der Menschen zu bewerben, und ihre ungünstige Meynung von uns abzuwehren. Wenn jemand alle seine Richter bestach, so wird die einmüthige Entscheidung des Gerichtshofes ihm zwar zum Gewinnen seines Prozesses, nicht aber zu der Ueberzeugung verhelfen können, daß er Recht gehabt habe; und hätte er seinen Prozeß blos geführt, um von der Rechtmäßigkeit seiner Sache überzeugt zu werden, so würde er nie die Richter bestochen haben. Allein, obgleich er wünschte, das Recht auf seiner Seite zu haben, so wünschte er doch auch, seinen Prozeß zu gewinnen,

und darum bestach er seine Richter. Wenn das Lob uns nur als Beweiß unserer Lobenswürdigkeit wichtig wäre, so würden wir es nie durch krumme Wege zu erhalten suchen. Allein, obgleich es dem Weisen, wenigstens in zweifelhaften Fällen, hauptsächlich in jener Hinsicht wichtig ist, so ist es ihm doch auch einigermaßen um sein selbst willen wichtig, und eben deßwegen haben manche (wir können freylich in diesem Falle nicht sagen, weise; aber doch) weit über den alltäglichen Menschenschlag erhabne Männer bisweilen durch sehr unrühmliche Mittel Lob zu gewinnen, und Tadel zu vermeiden gesucht.

Lob und Tadel bezeichnen, was die Gesinnungen andrer Leute in Ansehung unsers Karakters und Betragens wirklich seyn; Lobwürdigkeit und Tadelswürdigkeit, was sie von Rechtswegen seyn sollten. Die Liebe des Lobes ist das Verlangen unsern Brüdern günstige Gesinnungen für uns einzuflößen. Die Liebe der Lobenswürdigkeit ist das Verlangen, auch wirklich schickliche Gegenstände dieser Empfindungen zu werden. In so ferne sind diese beyden Prinzipe einander ähnlich und verwandt. Die nehmliche Aehnlichkeit und Verwandtschaft findet auch statt zwischen der Furcht des Tadels und zwischen jener der Tadelswürdigkeit.

Wer eine lobenswürdige Handlung zu thun wünschet, oder wirklich thut, mag wohl auch das Lob begehren, was solcher That gebühret, und bisweilen noch wohl etwas drüber. Die beyden Prinzipe fließen in diesem Falle in einander. In wie fern das Eine, und in wie fern das Andre auf sein Betragen Einfluß gehabt habe, mag oft ihm selbst, und muß fast allezeit andern Leuten unbekannt seyn. Die das Verdienstliche seines Betragens zu mindern geneigt sind, schreiben es hauptsächlich oder ganz und

gar der blosen Liebe des Lobes, oder sogenannten Eitelkeit zu. Die da günstiger von ihm zu urtheilen geneigt sind, schreiben es hauptsächlich oder gänzlich der Liebe der Lobeswürdigkeit zu; der Liebe dessen, was an dem Betragen des Menschen wahrhaftig edel und ruhmwürdig ist; dem Verlangen, das Lob und den Beyfall der Brüder nicht blos zu gewinnen, sondern auch zu verdienen. Die Einbildungskraft des Zuschauers leihet ihm die eine oder die andre Färbung, je nachdem derselbe zu denken gewohnt, oder je nachdem er für oder wider den Handelnden eingenommen ist.

Einige milzsichtige Philosophen haben von der menschlichen Natur im Ganzen so geurtheilt, wie übellaunigte Individuen von ihrem wechselseitigen Betragen zu urtheilen pflegen, und haben jede Handlung, welche sie der Liebe zu dem was lobenswürdig ist hätten zuschreiben sollen, der Liebe zum Lobe, oder sogenannten Eitelkeit zugeschrieben. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, von einigen ihrer Systeme Bericht zu erstatten, und will mit deren Untersuchung mich izt nicht aufhalten.

Sehr wenige Menschen nur können durch ihr eignes Bewußtseyn gewiß werden, daß sie diejenigen Eigenschaften erreichten, oder diejenigen Handlungen ausübten, die sie an andern Leuten bewunderten und preißwürdig fanden; wenn es nicht zu gleicher Zeit allgemein anerkannt wird, daß sie die Einen besizzen, und die Andern vollzogen; oder, mit andern Worten, wenn sie nicht wirklich das Lob erndteten, was ihrer Meynung nach den einen und den andern gebühret. In dieser Hinsicht sind jedoch die Menschen beträchtlich von einander unterschieden. Einige scheinen gegen das Lob ganz gleichgültig, wenn sie nur in ihrer Seele überzeugt sind, daß sie preißwürdig denken und handeln. Andre scheinen ängstlicher nach dem Lobe zu haschen, als nach der Würdigkeit, gelobt zu werden.

Kein Mensch kann vollkommen oder auch nur erträglich damit zufrieden seyn, daß er alles Tadelnswürdige in seinem Betragen vermied, wenn er nicht zugleich dem Tadel oder Vorwurfe selbst entging. Der Weise mag zum öftern das Lob vernachlässigen eben dann, wann er es am meisten verdiente; in jeder erstern Ereigniß aber wird er sein Betragen auf das allersorgfältigste dermaßen einrichten, daß er nicht nur alles Tadelswürdige vermeidet, sondern auch so viel möglich allem wahrscheinlichen Tadel ausweicht. Freylich wird er dem Tadel dadurch nie entgehn, daß er etwas begeht, was er selbst für tadelswürdig achtet; daß er einen Theil seiner Pflichten versäumt, aber eine Gelegenheit etwas zu thun, das seinem eignen Urtheil nach wahrhaftig und im hohen Grade preißwürdig ist, vernachlässigt. Er wird sich also vor diesen Vergehungen hüten müssen, um sich nicht einem gerechten Tadel bloszustellen, und zwar mit der ängstlichsten und peinlichsten Sorgfalt. Einer wirklich lobenswürdigen Handlung halber ängstlich nach dem ihr gebührenden Lobe zu haschen, ist selten ein Merkmal großer Weisheit, sondern gemeiniglich ein Beweiß von Schwäche. Aber auch dem Schatten eines Tadels oder Vorwurfs mit Aengstlichkeit auszuweichen, ist häufig keinesweges Schwäche, sondern die preißwürdigste Klugheit.

Mancher, sagt Cicero, verachtet den Ruhm, und fühlt über einen ungerechten Vorwurf sich dennoch aufs empfindlichste gekränkt; und nennt dieß eine sehr widersinnige Erscheinung. Diese Widersinnigkeit inzwischen scheint auf den unveränderlichen Prinzipen der menschlichen Natur zu beruhen.

Der allweise Urheber der Natur selber war es, der auf solche Art den Menschen lehrte, die Gesinnungen und

Urtheile seiner Brüder zu ehren; mehr oder minder sich zu freuen, wenn sie sein Betragen billigen, und mehr oder minder sich zu kränken, wenn sie es misbilligen. Er hat den Menschen, so zu sagen, zum unmittelbaren Richter des Menschen gemacht, hat auch in dieser Hinsicht ihn nach seinem Bilde erschaffen, und ihn zu seinem Stellvertreter auf Erden, und zum Oberaufseher des Betragens seiner Brüder verordnet. Diese werden auch durch die Natur angewiesen, die Gewalt und Gerichtsbarkeit, die ihm anvertrauet worden, anzuerkennen, sich mehr oder weniger gedemüthigt und gekränkt zu fühlen, wenn sie sich seinen Tadel zuzogen, und sich mehr oder weniger gehoben zu fühlen, wenn sie seinen Beyfall gewannen.

Wiewohl aber der Mensch solchergestalt zum Richter des Menschen geordnet wurde, so ward er es doch nur in der ersten Instanz; und es findet vor seinem Ausspruch eine Berufung auf ein viel höheres Tribunal statt; auf das Tribunal des Gewissens, des unpartheilichen und bestunterrichteten Zuschauers, des Menschen in uns, des großen und obersten Schiedsrichters unsrer Thaten. Die Jurisdiktionen dieser beyden Richterstühle gründen sich auf Prinzipe, die zwar in gewisser Hinsicht einander ähnlich und verwandt, in der That aber wirklich von einander verschieden sind. Die Gerichtsbarkeit des äussern Menschen gründet sich gänzlich auf das Verlangen nach wirklichem Lobe, und auf die Verabscheuung wirklichen Tadels. Die Gerichtsbarkeit des innern Menschen gründet sich gänzlich auf das Verlangen, des Lobes würdig zu seyn, und auf die Besorgniß den Tadel zu verdienen; auf dem Verlangen, diejenigen Eigenschaften zu besizzen, und diejenigen Handlungen zu vollziehn, welche wir an andern lieben und bewundern; und auf der Besorgniß,

diejenigen Eigenschaften zu besizzen, und diejenigen Thaten zu vollziehen, die wir an andern hassen und verachten. Sollte der äußere Mensch uns wegen Handlungen preisen, die wir nie vollzogen, oder wegen Triebfedern, die uns nie bestimmten; so demüthigt der innre Mensch den Stolz und Eigendünkel, womit so grundlose Lobpreisungen uns berauschen könnten, auf der Stelle durch die Erklärung, daß wir, da wir uns bewußt sind, dieselben nicht zu verdienen, sie nicht entgegennehmen können, ohne uns selbst verächtlich zu machen. Sollte hingegen der äussere Mensch uns Handlungen aufrücken, die wir nie begingen, oder Triebfedern, welche auf die Handlungen, so wir etwa begangen haben mögen, durchaus keinen Einfluß hatten; so berichtigt der innere Mensch dieß falsche Urtheil auf der Stelle, und versichert uns, daß wir keineswegs schickliche Gegenstände eines so ungerechten Tadels seyn. Es scheinet jedoch in diesem Falle und in mehrern andern der innre Mensch vor den stürmischen Geschrey des äussern bisweilen, so zu sagen, verwirret und übertäubet zu werden. Der Ungestüm und die Vorlautheit, mit welchen der große Haufe uns bisweilen mit seinem Tadel überschüttet, scheinet unser natürliches Gefühl der Preißwürdigkeit und Tadelswürdigkeit bißweilen zu dämpfen und zu lähmen; und die Aussprüche der Menschen in uns werden, wenn gleich nicht ganz verkehrt und verschieden, dennoch aber dermaßen erschüttert, daß sie ihrer natürlichen Kraft, die Ruhe des Gemüthes zu sichern, oft großen Theiles verlustig gehen. Wir wagen es kaum uns selbst loszusprechen, wenn alle unsre Brüder uns laut verdammen. Der vermeyntlich unpartheyische Zuschauer unsers Betragens scheint sein uns günstiges Urtheil gleichsam mit Schüchternheit und Stottern auszusprechen, wenn alle wirkliche Zuschauer, alle diejenigen, mit deren Augen und aus deren Standorte er unser Betragen zu

betrachten suchet, laut und einmüthig wider uns stimmen. In solchen Fällen zeigt sich der Halbgott in unserm Busen, gleich den Halbgöttern der Dichter, zum Theil zwar von unsterblicher Abkunft, zum Theil aber auch nur von sterblicher. Wenn seine Urtheile einzig und allein von dem Gefühle des Preißwürdigen und Tadelswürdigen bestimmet werden, so scheint er seiner göttlichen Abkunft gemäß zu handeln. Läßt er sich aber durch die Urtheile unwissender und schwacher Menschen betäuben und verwirren, so verräth er seine Verwandtschaft mit der Vergänglichkeit, und scheint mehr dem menschlichen, als göttlichen Theile seines Ursprungs gemäß zu handeln.

In solchen Fällen bleibet dem gebeugten und gedemüthigten Menschen keine andre Zuflucht, als in der Berufung an ein noch höheres Tribunal; das Tribunal nehmlich des allsehenden Weltrichters, dessen Auge nie getäuschet und dessen Urtheil nie misgeleitet werden kann. Ein festes Vertrauen auf die nimmer irrende Gerechtigkeit dieses großen Richterstuhles, vor welchem seine Unschuld dereinstens dargethan und seine Tugend dennoch endlich belohnt werden soll, kann ihr allein unter dem Verzagen seines eignen Geistes; unter der Verwirrung und Betäubung jenes innern Menschen, welchen die Natur in diesem Leben zum Beschirmer nicht nur seiner Unschuld, sondern auch seiner Ruhe verordnete, aufrecht erhalten. Unsre irrdische Glückseligkeit beruht demnach in mehr als Einer Hinsicht auf die demüthige Hoffnung und Erwartung eines künftigen Leben; eine Hoffnung und Erwartung, die tief in der Seele des Menschen wurzelte; die allein vermögend ist, seine hohen Begriffe von seiner eignen Würde zu bestärken, die finstre Aussicht auf seine immer näherrückende Auflösung zu erhellen, und unter den schweren Drangsalen, welchen die Unordnungen die-

ses Lebens ihn bisweilen blosstellen, ihn zu ermuthigen und zu erheitern. Daß eine andre Welt unsrer harre; eine Welt, wo einem jeden die allergenaueste Gerechtigkeit wiederfahren wird; wo einem jeden sein Plaz bey denen angewiesen werden wird, die ihm an sittlichen und intellectuellen Eigenschaften wahrhaftig gleichen; wo der Besizzer jener demüthigen Talente und Tugenden, die in dieser Welt durch den Drang des Schicksals gehindert wurden, sich zu entwickeln, die nicht nur dem Publicum, sondern vielleicht selbst ihrem Eigner unbekannt blieben, angesehen, sein innrer Mensch kaum wagen durfte, ihm über selbige ein bestimmtes und klares Zeugniß auszustellen; wo dieß bescheidne schweigende und verkannte Verdienst mit denen die hienieden des höchsten Rufes genossen, und durch ihre Lage begünstigt, die schimmerndsten und beneidendsten Thaten verrichteten, zu Einerley, ja vielleicht noch zu einem höhern Range erhoben werden sollen; ist eine in jeder Hinsicht so ehrwürdige, der Schwäche der menschlichen Natur so tröstliche, und ihrer Größe so schmeichelhafte Lehre, daß der Tugendhafte, der das Unglück hat, sie zu bezweifeln, sich unmöglich des ernstlichsten und dringendsten Wunsches erwehren kann, daß es bey ihm stünde, sie zu glauben. Nie hätte auch eine so erhabne Lehre dem Gelächter der Spötter blosgestellt werden können, wenn nicht einige ihrer eifrigsten Verfechter, über den Maaßstab, nach welchem in jener Welt Belohnungen und Bestrafungen ausgetheilt werden sollen, Dinge gelehrt hätten, die nicht selten mit allen unsern sittlichen Gefühlen in schnurgradem Widerspruche stehen.

Daß der emsige Höfling oft größrer Günstling sey, als der getreue und thätige Diener; daß Aufwartungen und Schmeicheleyen oft kürzere und sichrere Wege zu Be-

förderungen seyn, als Verdienst, oder geleistete Dienste; und daß eine Campagne zu Versailles oder zu St. James oft deren zween in Deutschland oder Flandern aufwiege, ist eine Klage, die wir manchen ehrwürdigen aber mißvergnügten alten Offizier führen hören. Was aber irrdischen Herrschern als die tadelnswürdigste Schwäche aufgerückt wird, hat man der göttlichen Vollkommenheit als eine Handlung der Gerechtigkeit angerechnet; und selbst tugendhafte und geschickte Männer haben die Pflichten der Andacht, die öffentliche und Privat-Verehrung der Gottheit als die einzigen Tugenden vorgestellt, welche in jener Welt von Bestrafungen befreyen und ein Recht auf Belohnungen ertheilen. Vielleicht waren grade diese Tugenden es, die zu ihrem Standorte am besten paßten, und in denen sie selbst es am weitesten gebracht hatten; wie denn der Mensch einen natürlichen Hang hat, seine eignen Vollkommenheiten zu überschäzzen. In des beredten und philosophischen Massillons Rede bey Gelegenheit der feyerlichen Einsegnung der Fahnen des Regimentes von Calais, findet sich folgende Anrede an die Offiziere: „Das beweinenswürdigste in Ihrer Lage, meine „Herren! ist dieß, daß Sie bey einer Lebensart, deren „Härte und Mühseligkeit bisweilen die beschwerlichsten „Uebungen der strengsten Klöster übertrifft, für das künf„tige Leben allezeit, und häufig auch für das gegenwär„tige vergeblich dulden. Jener einsame Klaußner, des„sen Lebensgeschäft es ist, das Fleisch zu kreuzigen und „es dem Geiste zu unterjochen, fühlet sich durch die Hoff„nung eines sichern Lohnes und durch die geheime Sal„bung jener Gnade, welche das Joch des Herrn mildert, „gestärket und gehoben. Sie aber, dürfen Sie wohl „auf dem Bette des Todes dem Allerhöchsten die Beschwer„den und täglichen Mühseligkeiten Ihres Berufes auf„zählen? Dürfen Sie auf irgend eine seiner Belohnun-

„gen Anspruch machen? Dürfen Sie von allen denen „Anstrengungen, denen Sie sich unterzogen, von allen „Gewaltthätigkeiten, die Sie sich selbst anthaten, Ihm „wohl eine einzige in Rechnung bringen? Dennoch wur„den Ihre schönsten Lebenstage Ihrem Berufe aufgeopfert, „und zehen Jahre Ihres mühseligen Dienstes haben „Ihren Körper vielleicht mehr ausgemergelt, als ein „ganzes Leben voll Büßungen und Kasteyungen gethan „haben würde. Ach meine Brüder! ein einziger Tag „Ihrer Leiden, dem Herrn geweiht, würde Ihnen viel„leicht ein ewiges Heil erworben haben. Eine einzige „der Natur beschwerliche und Ihm dargebothene Hand„lung würde Ihnen vielleicht das Erbe der Heiligen zuge„sichert haben. Und Sie haben dieses alles für diese „Welt gethan, und vielleicht vergebens!“

So die nichtigen Kasteyungen eines Klosters mit den veredelnden Beschwerden und Gefahren des Krieges zu vergleichen; zu behaupten, daß Ein Tag, Eine Stunde von jenen, in den Augen des großen Menschenschäzzers mehrern Werth gebe, als ein ganzes in den leztern ühmlich zugebrachtes Leben, widerspricht wahrhaftig allen unsern sittlichen Gefühlen; allen Grundsäzzen der Verachtung und Bewunderung, welche die Natur uns lehret. Dieser Geist indessen ist es, welcher die Gefilde des Himmels den Mönchen, Klausnern, und ihnen an Betragen und Umgange sich ähnlich stellenden Leutlein vorbehielt; dahingegen aber alle Helden, alle Staatsmänner und Gesezgeber, alle Dichter und Philosophen der vorigen Jahrhunderte; alle Erfinder, Beförderer und Verbesserer jener Künste, die zur Erhaltung, Erleichterung und Verschönerung des Lebens dienen; alle die unsterblichen Beschüzzer, Unterweiser und Wohlthäter des Menschengeschlechtes; alle diejenigen, denen unser angebohrner Sinn für das große und Gute

uns nöthigt, das höchste Verdienst und die erhabenste Tugend zuzuschreiben, unerbittlich zur Hölle verdammet. Ist es zu verwundern, wenn eine so seltsame Anwendung der allerehrwürdigsten Lehre dieselbe bisweilen der Verspottung und Verachtung, zumal solcher Menschen blosstellte, die für die andächtigen und betrachtenden Tugenden, vielleicht weder Geschmack noch Anlagen hatten? *) **)

*) Siehe Voltaire:

Vous y grillez sage et docte Platon,
Divin Homere, eloquent Ciceron u. s. w.

**) Ueber diese wichtige Materie weiß ich dem Leser keine belehrendere, befriedigendere und herzerhebendere Schrift anzuweisen, als: Kants Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft, ein Buch, welches den unsterblichen Verdiensten dieses wahren Universalgeistes den Kranz aufsezt. K.

Drittes Kapitel.

Vom Einfluß und Ansehen des Gewissens.

Wiewohl nun der Beyfall seines eignen Gewissens in gewissen ausserordentlichen Situationen kaum hinreicht, die Schwäche des Menschen zu befriedigen; wiewohl das Zeugniß des vermeyntlich unbestechlichen Zuschauers, des großen Insassen seines Busens nicht allezeit mächtig genug ist, ihn aufrecht zu erhalten; so behauptet doch dieß Prinzip bey allen Gelegenheiten einen großen Einfluß und ein sehr bedeutendes Ansehn. Und nur durch Befragen dieses Richters in uns können wir alles, was uns angeht, in seiner wahren Gestalt und seinen reinen Umrissen schauen; oder zwischen unserm eignen Interesse und andrer Leute ihrem eine zutreffende und schickliche Vergleichung anstellen.

So wie dem körperlichen Auge die Gegenstände nicht sowohl nach Maaßgabe ihrer wahren Ausmessungen, sondern nach derjenigen ihrer nähern oder fernern Lage, groß oder klein erscheinen, so erscheinen sie auch dem Auge des Geistes, und wir pflegen den Mängeln beyder Organen beynahe auf gleiche Weise abzuhelfen. In meiner gegenwärtigen Lage scheint eine unermeßliche Landschaft von Fluren, Wäldern, und fernen Bergen blos das kleine Fenster, an dem ich schreibe, zu decken, und ohne alles Verhältniß kleiner zu seyn, als das Zimmer, in dem ich sizze. Ich kann zwischen jenen größern Gegenständen und den kleinern um mich her auf keine Weise einen richtigen

Vergleich treffen, als indem ich mich, wenigstens in Gedanken, an einen verschiednen Standort versezze, von wannen ich beyde in beynahe gleichen Entfernungen überschauen, und vermittelst dessen von ihrem wahren Verhältnisse ein richtiges Urtheil fällen kann. Uebung und Erfahrung haben mich das so leicht und so hurtig thun gelehrt, daß ich mir kaum bewußt bin, daß ichs thue, und man muß gewissermaßen schon mit der Philosophie des Sehens bekannt seyn, um sich vorstellen zu können, wie äusserst klein diese fernen Gegenstände dem Auge erscheinen würden, wenn die Einbildungskraft aus einem Bewußtseyn ihrer wirklichen Größe sie nicht erweiterte und vergrößerte.

Auf gleiche Weise scheint den selbstischen und ursprünglichen Leidenschaften der menschlichen Natur der Verlust oder Gewinnst eines geringen eignen Vortheils von ungleich größerer Wichtigkeit zu seyn, erregt eine weit leidenschaftlichere Freude oder Bekümmerniß, ein weit brennenderes Verlangen oder Abscheu, als die wichtigste Angelegenheit eines andern, mit dem wir keinen besondern Zusammenhang unterhalten. So lange sein Interesse uns aus diesem Standort erscheint, kann es nie mit unserm eignen in die Waagschaale gelegt werden, kann uns nie hindern, alles, was zu Beförderung unsers eignen Vortheils gereichen mag, zu thun, mög' es ihm so verderblich werden, als es wolle. Ehe wir zwischen diesen beyden entgegengesezten Interessen eine schickliche Vergleichung treffen können, müssen wir unsern Standort verändern. Wir müssen sie weder aus unserm Plaz noch aus dem seinigen, weder mit unsern, noch mit seinen Augen betrachten, sondern mit den Augen eines Dritten, der mit keinem von beyden in sonderlicher Verbindung steht, und mit Unpartheylichkeit zwischen uns richtet. Auch dieß

haben Uebung und Erfahrung uns so leicht und hurtig thun gelehrt, daß wir uns kaum bewußt sind, daß wirs thun; und auch in diesem Falle gehört schon einiger Grad von Nachdenken, sogar von Philosophie, dazu, um uns zu überzeugen, wie wenig Theil wir an den größern Angelegenheiten unsers Nächsten nehmen, wie wenig wir durch irgend etwas, was ihn angeht, gerührt werden würden, wenn das Gefühl des Schicklichen und der Gerechtigkeit nicht die übrigens natürliche Unbilligkeit unsrer Empfindung berichtigte.

Laßt uns annehmen, daß das ganze große Kaiserthum China, mit allen seinen Millionen Einwohnern, jähling von einem Erdbeben verschlungen würde, und laßt uns erwägen, wie ein gefühlvoller Europäer, der mit diesem Welttheil in gar keiner Verbindung stände, durch die Zeitung dieses fürchterlichen Unglücks affizirt werden würde. Er würde, dünkt mich, gleich anfangs sein Mitleid mit dem Misgeschick dieses unglücklichen Volks sehr lebhaft äußern; er würde manche schwermüthige Betrachtung über die Unsicherheit des menschlichen Lebens und die Eitelkeit aller Menschenwerke, die ein einziger Blick vernichten könnte, anstellen. Er würde, wenn er ein spekulirender Kopf wäre, sich in mancherley Untersuchungen über die Wirkungen einlassen, die dieser Unfall auf den Handel Europens und das Verkehr der Welt überhaupt haben könnte. Und wenn alle diese seine Vernünfteleyen geendigt wären, wenn er alle seine menschlichen Gefühle erst einmal ausgeredet hätte, so würde er seinen gewöhnlichen Geschäften oder Vergnügen nachgehn, würde essen, spielen, schlafen, so ruhig und sicher, als wenn sich kein solcher Zufall ereignet hätte. Der unbedeutendste Unfall, der ihm selbst widerführe, würde ihn weit stärker beunruhigen. Wenn er morgen seinen kleinen Finger verlieren sollte, so würde

er heute Nacht nicht schlafen; vorausgesezt aber, daß ers nur selbst nicht ansah, würd' er sein Mitleid über den Untergang von hundert Millionen seiner Brüder in tiefster Sicherheit verschnarchen, und die Zerstörung dieser unermeßlichen Menge schien ihm offenbar weniger zu Herzen zu gehn, als jener geringfügige eigne Unfall. Würde, zur Verhütung dieses ärmlichen Unfalls, ein Mann von Menschengefühl denn wohl das Leben von hundert Millionen seiner Brüder aufopfern wollen, wofern er sie nur nie gesehn hätte? Die Menschheit schaudert vor diesem Gedanken, und die Welt, in ihrer größten Verschlimmerung und Verderbniß, hat nie einen Unhold hervorgebracht, der verworfen genug gewesen wäre, ihn hegen zu können. Wer macht aber diesen Unterschied? Wenn unsre leidenden Gefühle beynahe immer so eigennüzzig und selbstisch sind, wie kömmts denn, daß unsre thätigen Grundsäzze oft so großmüthig und so edel seyn sollten? Wenn wir immer um so sehr viel tiefer von allem, was uns angeht, als von allem, was den andern angeht, affizirt werden, was ists denn, das den Edelmüthigen bey allen, und den gewöhnlichen Menschen bey manchen Gelegenheiten auffordert, sein eignes Interesse dem größern Interesse andrer aufzuopfern? Es ist nicht eine sanfte Gewalt der Menschlichkeit, es ist nicht jener schwache Funke von Wohlwollen, den die Natur im menschlichen Herzen angefacht hat, der so dem heftigsten Drange der Eigenliebe entgegen zu arbeiten vermag. Es ist eine stärkere Gewalt, ein zwingender Beweggrund, der sich in solchen Fällen äussert. Es ist Vernunft, Grundsaz, Gewissen, der Einwohner unsrer Brust, der Mensch drinnen, der große Richter und Entscheider alles unsers Betragens. Er ist es, der, so oft wir durch unsre Handlungen die Wohlfahrt andrer zu beeinträchtigen im Begriff sind, und mit einer Stimme, die auch die übermüthigste aller Leidenschaften zu Boden

zu donnern vermag, uns zuruft, daß wir nur Einer der Menge seyen, in keiner Rücksicht besser, denn jeder andre derselben, und daß wir, wenn wir schmählicher und blöder Weise uns diesen andern vorziehn, schickliche Gegenstände des Unwillens, Abscheues und Verwünschens werden. Nur von ihm lernen wir die wirkliche Kleinheit unsrer selbst, und aller unsrer Angelegenheiten, und die natürlichen Misbilligungen der Selbstliebe können nur durch das Auge dieses unpartheyischen Zuschauers berichtigt werden. Er ist es, der uns die Schicklichkeit des Edelmuths und die Scheußlichkeit der Ungerechtigkeit enthüllt: die Schicklichkeit, unser größtes eignes Interesse dem noch größern Interesse andrer aufzuopfern, und die Scheußlichkeit, dem andern das geringste Unrecht zuzufügen, um für uns selbst den größten Vortheil zu gewinnen. Es ist nicht die Liebe unsers Nächsten, es ist nicht die Liebe der Menschheit, die uns bey manchen Gelegenheiten zu Uebung dieser göttlichen Tugenden antreibt. Es ist eine stärkere Liebe, ein gewaltiger Affekt, der gewöhnlich in solchen Fällen vortritt, die Liebe des Ehrenvollen und Edlen, der Größe, Würde und Ueberlegenheit unsers eignen Karakters.

Wenn das Glück oder Unglück Anderer in irgend einer Rücksicht von unserm Betragen abhängt, so dürfen wir keinesweges, wie etwa die Selbstliebe uns zuflispern möchte, das Interesse des Einen dem Interesse Mehrerer vorziehn. Der innere Mensch erinnert uns augenblicklich, daß wir auf uns selbst einen zu hohen Werth, und auf andre Leute einen zu geringen sezzen, und daß wir durch eine so kleinlichte Eigensüchtigkeit schickliche Gegenstände der Verachtung und des Unwillens unsrer Brüder werden. Auch beschränkt sich diese Empfindung keinesweges auf Menschen von ungewöhnlicher Großmuth

und Tugend. Sie ist es, die jedem erträglich guten Soldaten lehret, daß er der Spott seiner Gefährten werden würde, wenn er dem Verdachte Raum gäbe, daß er fähig sey vor Gefahren zurückzubeben, und nicht vielmehr, sobald der Dienst es forderte, sein Leben ohne Bedenken in die Schanze zu schlagen.

Es muß aber auch kein Individuum jedem andern einzelnen Individuo sich in der Maaße vorziehen, daß es dieses andre beschädige oder beeinträchtige, um sich zu bevortheilen, gesezt auch die Bevortheilung wäre ungleich beträchtlicher, als die Beschädigung oder Beeinträchtigung des andern. Der Arme darf den Reichen weder betrügen noch bestehlen, sollte der Erwerb dem Einen gleich ungleich mehr zu Gute kommen, als der Verlust dem Andern schaden könnte. Jener innere Mensch erinnert ihn augenblicklich auch in diesem Falle, daß er nicht besser sey, denn sein Nachbar, und daß er durch einen so ungerechten Vordrang ein schicklicher Gegenstand nicht nur der Verachtung und des Unwillens seiner Brüder werde, sondern auch der Züchtigung, welche diese ihre Verachtung und ihr Unwille ihm natürlicher Weise von ihnen zuziehn muß; ihm, der sich nicht scheuete, eine jener heiligen Regeln zu überschreiten, von deren erträglicher Beobachtung alle Sicherheit und aller Friede der menschlichen Gesellschaft abhängt. Sicherlich gibt es keinen auch nur im ganz gewöhnlichem Grade ehrlichen Menschen, der nicht die innere Entehrung einer solchen That, den unauslöschlichen Schandfleck, welchen dieselbe für immer auf sein Gemüth drücken würde, mehr fürchtet, als die größten äusserlichen Drangsale, welche ihn, ohne seine eigne Schuld, betreffen könnten; und der innerlich die Wahrheit jenes großen Stoischen Grundsazzes fühlet, daß eine That, wodurch ein Mensch dem andern ungerechter Weise

des Seinigen beraubet, oder eignen Vortheil durch des andern Schaden und Verlust befördert, der Natur entgegner sey, als Todt, Armuth, Schmerz, und alle Unfälle, die ihm am Leibe, oder in seinen zeitlichen Umständen betreffen könnten.

Wenn andrer Glück oder Unglück in keinerley Rücksicht von unserm Betragen abhängt, wenn unser eignes Interesse durchaus von dem ihrigen getrennt und gesondert ist, so daß weder Zusammhang noch wechselseitiger Anspruch unter ihnen statt findet, wenn folglich das Gefühl des Misverdienstes nicht mit eintrifft, so ist das bloße Gefühl der Unschicklichkeit selten stark genug, es zu hindern, uns unsrer natürlichen Aengstlichkeit um eigne Angelegenheiten, und unsrer natürlichen Gleichgültigkeit gegen andre zu überlassen. Die aller alltäglichste Erfahrung lehrt uns in allen wichtigen Veranlassungen mit einer Art von Unpartheilichkeit zwischen uns und andern verfahren, und selbst der gewöhnliche Weltumgang ist fähig, unsre handelnden Prinzipien einigem Grade von Schicklichkeit anzuschmiegen. Aber nur die sorgsamste und feinste Erziehung ist es, die die Ungleichheiten unsrer leidenden Gefühle berichtigen kann, und wir müssen zu dem Ende zur strengsten sowohl als tiefsinnigsten Philosophie unsre Zuflucht nehmen.

Zwey verschiedene Klassen von Philosophen haben es versucht, uns diese schwersten aller moralischen Lektionen zu lehren. Die einen haben sich Mühe gegeben, unsre Fühlbarkeit gegen fremdes Interesse zu verstärken; die andern, unsre Fühlbarkeit gegen eignes zu vermindern. Die ersten wollen, daß wir für andre fühlen sollen, wie wir für uns selbst fühlen; die andern, daß wir so für uns fühlen, wie wir natürlicherweise für andre fühlen.

Die erstern sind jene schwermüthigen Sittenlehrer, die uns unaufhörlich unsre eigne Glückseligkeit vorrücken, während so viele unsrer Brüder im Elend sind; die dem Glücklichen seine Freude zum Verbrechen machen; weil so viele Unglückliche in allen Gattungen des Elends schmachten, in erschlaffender Armuth, in den Qualen der Krankheit, in den Schrecken des Todes, in Spott und Druck ihrer Feinde. Mitgefühl mit Leiden, die wir nie sahen, die wir nie hörten, die aber, wie wir überzeugt seyn können, ganze Schaaren unsrer Mitgeschöpfe zu allen Zeiten peinigen, müßte, ihrer Meynung nach, das Vergnügen des Glücklichen dämpfen, und einen gewissen schwermüthigen Trübsinn zur herrschenden Stimmung des Menschen machen. Allein zuförderst scheint diese äusserste Sympathie mit Leiden, von denen wir überall nichts wissen, durchaus ungereimt und unvernünftig. Nehmt die ganze Erde im Durchschnitt, und ihr werdet gegen Einen Leidenden und Elenden immer zwanzig glückliche, fröhliche, oder wenigstens sich erträglich befindende Menschen finden. Nun kann aber kein Grund angegeben werden, warum wir eher mit dem Einen weinen, als mit dem andern frohlocken sollten. Dieß erkünstelte Mitleid ist überdieß nicht nur ungereimt, sondern scheint auch durchaus unerreichbar, und diejenigen, die diesen Karakter affektiren, äussern gewöhnlich nur einen gewissen heuchlerischen Trübsinn, der, ohne zu Herzen zu gehn, zu nichts dient, als ihre Miene zu verfinstern, und ihren Umgang geschmacklos, unglücklich und unangenehm zu machen. Könnte eine solche Gemüthsstimmung aber auch wirklich erreicht werden, so würde sie durchaus unnüz seyn, und keine andre Wirkung haben, als daß sie den, der sie besäße, elend machte. Aller Antheil, den wir an deren Schicksalen nehmen, mit denen wir keine Bekanntschaft noch Umgang haben, und die sich gänzlich ausserhalb dem Kreise unsrer

Thätigkeit befinden, dient zu nichts, als uns zu beunruhigen, ohne ihnen im geringsten zu helfen. Zu was Ende sollten wir um die Welt im Monde uns quälen? Alle Menschen, auch die am fernsten von uns leben, sind ohne Zweifel zu unsern guten Wünschen berechtigt, und unsre guten Wünsche geben wir ihnen gern. Uns aber, wenn sie demohngeachtet unglücklich seyn sollten, um ihrentwillen zu quälen, scheint unsre Pflicht nicht zu verlangen. Daß wir uns für Leute, denen wir weder helfen noch schaden können, und die in jedem Betracht so sehr weit von uns entfernt sind, nur wenig interessiren, scheint durch die Natur sehr weislich geordnet zu seyn, und wenns möglich wäre, in dieser Rücksicht unsre ursprüngliche Beschaffenheit zu ändern, so würden wir durch die Veränderung wenig gewinnen.

Daß wir mit den Glücklichen zu wenig sympathisiren sollten, wird uns niemahlen vorgeworfen. Vielmehr sind wir, wenn nicht etwa die Misgunst dazwischen tritt, nur allzusehr geneigt, demselben unsre ganze Gunst zuzuwenden, so daß die nehmlichen Sittenlehrer, die uns eines Mangels hinlänglichen Mitgefühles mit dem Unglücklichen beschuldigen, uns aus dem Leichtsinn ein Verbrechen machen, mit welchem wir allezeit bereit sind, den Glücklichen, Mächtigen und Reichen zu bewundern und beynahe zu vergöttern.

Unter den Sittenlehrern, die die natürlichen Unbilligkeiten unsrer leidenden Gefühle durch Minderung unserer Fühlbarkeit gegen das, was uns besonders angeht, zu berichtigen suchen, können wir alle alte Sekten der Weltweisen, vornehmlich aber die alten Stoiker zählen. Den Stoikern zufolge muß der Mensch sich nicht als ein getrenntes und abgesondertes Wesen, sondern als einen

Weltbürger, als ein Mitglied des großen Naturstaats betrachten. Dem Interesse dieses großen Staats muß er zu allen Zeiten sein eignes kleines Interesse gern und willig aufzuopfern bereit seyn. Keine seiner Angelegenheiten muß ihn stärker affiziren, als jede Angelegenheit eines andern gleich wichtigen Theils dieses unermeßlichen Systems. Wir sollen uns nicht in dem Lichte betrachten, in welchem uns unsre eignen selbstsüchtigen Leidenschaften uns so gern zeigen, sondern in dem, in welchem irgend ein andrer Weltbürger uns sehen würde. Was uns begegnet, sollen wir so ansehn, als das, was unserm Nächsten begegnet, oder, welches auf eins hinausläuft, so wie unser Nächster das ansieht, was uns begegnet. „Wenn unser Nachbar," sagt Epiktetus, „sein Weib oder seinen „Sohn verliert, so ist niemand, der nicht fühlt, daß „das ein menschlicher Unfall sey, eine natürliche, dem „gewöhnlichen Laufe der Dinge durchaus angemessene „Begebenheit; so bald aber uns selbst das nehmliche be„gegnet, so schreyen und heulen wir, als ob das „Schlimmste alles Schlimmen uns widerfahre. Wir „sollten uns dann an das erinnern, was wir fühlten, als „dieser Zufall einem andern begegnete, und so wie wir „uns bey seinem Fall geberdeten, so sollten wir uns in „unserm eignen geberden."

Die Privatunfälle, welche unsre Gefühle bis über die Gränze der Schicklichkeit hinauszudrängen vermögen, sind von zweyerley Art. Sie sind entweder solche, die uns nur mittelbar, und in der Person uns vorzüglich theurer Personen, Eltern, Kinder, Geschwister, vertrauter Freunde u. s. w. oder sie sind solche, die uns unmittelbar, an unserm Leibe, an unserm Vermögen, oder an unserm guten Namen affiziren; als Schmerz, Krankheit, Armuth, Beschimpfung, Annäherung des Todes u. s. w.

Bey Unfällen der erstern Art können unsre Gemüthsbewegungen die Gränzlinie genauer Schicklichkeit ohne Zweifel sehr weit überschreiten; aber sie können auch dißseits derselben zurückbleiben, und thun es nicht selten. Wer den Tod oder die Unfälle seines eigenen Vaters oder Sohnes nicht stärker empfindet, als den Tod und die Unglücksfälle des Vaters oder Sohnes eines Fremden, zeigt sich weder als einen guten Sohn, noch guten Vater. Weit entfernt, daß eine so unnatürliche Gleichgültigkeit unsern Beyfall gewinnen sollte, würde sie vielmehr unsre äußerste Misbilligung erregen. Von diesen häußlichen Leidenschaften beleidigen jedoch einige mehr durch Uebertreibung, andre mehr durch Mangelhaftigkeit. Zu den weisesten Zwecken ertheilte die Natur in den meisten und vielleicht in allen Menschen der älterlichen Zärtlichkeit eine weit größere Stärke, als der kindlichen Liebe. Die Fortpflanzung der Gattung hängt einzig und allein von der Erstern ab, nicht aber von der Leztern. Auch die Erhaltung und Ernährung des Kindes hängt in der Regel einzig und allein von der Fürsorge der Eltern ab; seltner die Verpflegung der Eltern von der Fürsorge des Kindes. In dieser Hinsicht gab die Natur dem ersten Affekt eine solche Stärke, daß derselbe zwar wohl des Dämpfens, nicht aber des Aufregens bedarf; daher denn auch die Moralisten sich wenig Mühe geben, uns zu Anfachung dieses Triebes aufzufordern, desto mehrere aber, um uns dahin zu bringen, daß wir unsrer thörichten Verliebtheit, übertriebnen Anhänglichkeit, und ungerechtem Hange, unsre eigne Kinder den Kindern aller übrigen Leute vorzuziehen, die gebührenden Schranken sezzen. Dahingegen ermahnen sie uns, unsern Eltern die zärtlichste Aufmerksamkeit zu beweisen, und ihnen in ihren alten Tagen die Pflege und Wartung, die sie in unsrer Kindheit und Jugend uns angedeihen liessen, pflichtmäßig zu erwiedern.

In den zehn Geboten wird uns anbefohlen, Vater und Mutter zu ehren. Der Liebe zu den Kindern geschieht keine Meldung. Für die Vollziehung dieser Pflicht hat die Natur hinlänglich gesorget. Selten beschuldigt man einen Menschen, daß er sich verliebter in seine Kinder stelle, als er wirklich ist. Nicht selten aber ward derselbe einer zu pralenden Ausstellung seiner kindlichen Liebe beschuldigt. Auch der lärmende Schmerz der Wittwen ist aus dieser Ursache der Verstellung verdächtig worden. Könnten wir das Uebermaaß solcher zärtlicher Affekten nur für aufrichtig halten, so würden wir sie ehren; und wenn wir sie gleich nicht ganz beyfallswürdig fänden, so würden wir sie doch noch weniger mit Strengigkeit verdammen. Daß sie etwas Lobenswürdiges an sich tragen, wenigstens in den Augen derer, die sie zu erheucheln suchen, beweißt diese heuchlerische Bestrebung selber.

Selbst das Uebermaaß derjenigen zärtlichen Affekte, die durch ihr Uebermaaß am ehesten empören, erscheint, wenn gleich vielleicht in einem tadelnswürdigen, doch nie in einem gehässigen Lichte. Wir tadeln die ausschweifende Zärtlichkeit und ängstliche Besorgniß eines Vaters oder einer Mutter, als etwas, was am Ende dem Kinde selbst nachtheilig werden dürfte, und bis dahin wenigstens den Eltern unsägliche Unruhe verursacht; aber wir verzeihen dieser Vorliebe ohne Mühe, und betrachten sie nie mit Haß oder Verwünschung. Die Stumpfheit hingegen dieses gemeiniglich so ausschweifenden Affektes ist uns allezeit in hohem Grade zuwider. Wer für seine eignen Kinder keine Zärtlichkeit äussert, sondern sie bey jeder Gelegenheit mit unverdienter Strenge und Härte behandelt, scheint das verabscheuungswürdigste aller Ungeheuer. Weit entfernt, daß der Sinn fürs Schickliche uns zumuthen sollte, jene ausserordentliche Empfindlichkeit, die wir

natürlicher Weise für die Unfälle unsrer nächsten Angehörigen hegen, gänzlich auszurotten, so wird derselbe vielmehr weit eher durch die Mangelhaftigkeit dieses Affektes verlezzet, als durch sein Uebermaaß. Die Stoische Apathie findet in solchen Fällen keinen Beyfall, und alle die metaphysischen Sophismen, damit man sie zu begründen suchet, dienen zu keinem andern Zwecke, als den fühllosen Narren der Natur zu einem noch unerträglichern Wesen, einem Narren der Methode zu erhöhen. Diejenigen Dichter und Romanschreiber, welche die Verfeinerungen der Liebe, Freundschaft und aller andern Privat- und häußlichen Affekte am beredtesten schildern, Racine und Voltaire, Richardson, Marivaux und Riccoboni, sind in solchen Fällen ungleich bessere Lehrer, (als Zeno, Chrysippus und Epiktet.

Jene gemäßigte Fühlbarkeit für das Unglück andrer, die uns nicht ausser Stand sezt, unsre Pflichten zu erfüllen; die melancholische und affektvolle Erinnerung abgeschiedner Freunde; jene dem geheimen Gram so theure Wehmuth (wie Gray sich ausdrückt) ist keinesweges ohne Süßigkeiten. Wiewohl äusserlich mit den Zügen des Schmerzes und des Kummers bezeichnet, trägt sie doch innerlich das veredelnde Gepräge der Unsträflichkeit und Tugend.

Anders verhält es sich mit denen Unfällen, die uns unmittelbar und geradezu betreffen, es sey in Ansehung unsers Körpers, unsers Wohlstandes oder unsers Rufes. In solchen Fällen wird der Sinn fürs Schickliche ungleich mehr durch das Uebermaaß als die Stumpfheit unsrer Fühlbarkeit empört, und es gibt der Lagen nur sehr wenige, in welchen wir einer stoischen Apathie und Gleichgültigkeit uns allzusehr nähern könnten.

Daß wir nur sehr weniges Mitgefühl mit denen Leiden haben, die eines bloß körperlichen Ursprungs sind, ist bereits bemerkt worden. Nur dann, wenn die Ursache des Schmerzes gradezu in die Sinne fällt, wenn etwa das Fleisch des Leidenden zerschnitten oder zerrissen wird, flößt sein Schmerzgefühl uns eine lebhafte Sympathie ein. Doch das Herannahen seines Todes affizirt uns gemeiniglich in nicht geringem Grade. Dennoch aber empfinden wir auch in diesen beyden Fällen so wenig im Vergleich mit dem Gefühle des unmittelbar Leidenden, daß der leztere durch seine Anstrengung mit Gleichmüthigkeit zu dulden, uns sicher nie wird beleidigen können.

Bloßer Mangel an Wohlstande, bloße Dürfftigkeit erregt wenig Mitleid. Ihre Klagen sind eher fähig, unsre Geringschäzzung zu reizen, als unser Mitgefühl. Wir verachten einen Bettler, und, wenn seine Zudringlichkeiten uns auch ein Allmosen entpressen, so ist er dennoch fast niemalen ein Gegenstand unsers ernstlichen Bedauerns. Schmerzlicher ist es dem Menschen, aus gewohntem Ueberfluß zur Dürftigkeit herabzusinken, und dem, welchem dieses Unglück begegnet, versagen wir fast nie das aufrichtigste Mitleid. Ohngeachtet bey dem dermahligen Zustande der Gesellschaft ein solches Unglück schwerlich jemanden, ohne ein fehlerhaftes, und selbst in hohem Grade fehlerhaftes Betragen begegnen kann, so wird derselbe doch gemeiniglich so sehr bedauert, daß er fast nie zur niedrigsten Stuffe der Dürftigkeit herabsinkt, sondern durch Hülfe seiner Freunde, oft selbst durch die Nachsicht jener Gläubiger, die am meisten Ursach haben sich über seine Unvorsichtigkeit zu beklagen, fast allezeit in einem Zustande einer anständigen, wenn gleich bescheidenen Mittelmäßigkeit beharret. Unglücklichen dieser Art könnten wir vielleicht einige Schwäche verzeihen; zugleich aber

wird derjenige, der seinen Unfall mit Standhaftigkeit erträgt, der in seine neue Lage sich so ruhig als möglich schicket, der durch den Wechsel in seinen Umständen keinesweges gedemüthigt zu seyn, sondern seinen Plaz in der Gesellschaft nicht auf seinen Wohlstand, sondern auf seinen Ruf und sein Betragen zu gründen scheinet, allezeit den meisten Beyfall finden, und sich die Verehrung und Bewunderung seiner Brüder erwerben.

So wie unter allen äussern Unfällen, die einen Unschuldigen unmittelbar und gradezu betreffen können, der unverdiente Verlust des guten Ruffes gewiß der schwerste ist; so erscheinet ein beträchtlicher Grad von Empfindlichkeit für alles, was uns ein so großes Unglück zuziehn könnte, nicht immer in einem unschicklichen oder unanständigem Lichte. Einen jungen Menschen schäzzen wir gewöhnlich um so mehr, je höher, und wär' es auch bis zum Ungestüm, er es empfindet, wenn seinem Rufe oder seiner Ehre ein unverdienter Vorwurf drohet. Ein schuldloses junges Frauenzimmer, das über irgend ein unwürdiges, ihr Betragen betreffendes Gerede, sich innigst betrübet, erscheint doppelt liebenswürdig. Personen von reifem Alter, und einer Erfahrung, welche sie die Thorheit und Ungerechtigkeit der Welt in der Ausspendung ihres Lobes sowohl, als ihres Tadels verachten lehrte, verschmähen und vernachläßigen alle Klatscherey, und würdigen ihre verächtlichen Urheber nicht einmahl einer ernstlichen Empfindlichkeit. Diese Gleichgültigkeit, welche einzig und allein auf einem zuversichtlichen Bewußtseyn ihres eigenen wohlbewährten und festgegründeten Rufes beruhet, würde jungen Leuten, die noch keine solche Selbstgenügsamkeit haben können, noch dürfen, nicht anstehn, vielmehr würde man aus derselben den Schluß ziehen, daß sie bey reifern Jahren in eine höchst

unschickliche Fühllosigkeit gegen wahre Ehre und Schande hinabsinken möchten.

In allen andern Privatunfällen, die uns selbst unmittelbar und gradezu betreffen, können wir uns schwerlich jemalen einer zu geringen Fühlbarkeit befleißigen. Unsrer Fühlbarkeit für fremde Leiden gedenken wir öfters mit Vergnügen und Zufriedenheit; jener für eigne Unfälle selten ohne einen Grad von Schaam und Demüthigung.

Untersuchen wir die verschiednen Schattirungen und Abstuffungen von Schwäche und von Selbstbeherrschung, die uns im gemeinen Leben aufstoßen: so werden wir uns bald überzeugen, daß diese Bezähmung unsrer leidenden Gefühle nicht durch die abstrusen Schlußverkettungen einer wörterreichen Dialektik zu gewinnen stehet, sondern nur durch jene große Disciplin, welche die Natur zur Erwerbung dieser und jeder andern Art von Tugend gründete; durch die Rücksicht auf die Empfindungen des wirklichen oder vermeintlichen Zuschauers unsers Betragens.

Ein sehr junges Kind kennt keine Selbstbeherrschung. Was es auch empfinden mag, Furcht, Schmerz oder Zorn, immer bemüht es sich durch die Hefftigkeit seines Geschreys die Aufmerksamkeit seiner Wärterin oder seiner Eltern aufzuregen. Während es unter dem Schuzze so partheilicher Beschirmer bleibet, ist der Zorn die erste, und vielleicht die einzige Leidenschafft, die man es zu mäßigen lehret. Um ihrer eigenen Ruhe willen sehen seine Wärter oder Eltern sich genöthigt, es durch Poltern oder Drohungen zu einiger Mäßigung zu zwingen und durch den Affekt der Furcht den Affekt des Zorns zu bezähmen. Wird das Kind alt genug, zur Schule zu gehen, oder

mit seines Gleichen sich abzugeben, so bemerkt es bald, daß es von diesen nicht gleiche partheyische Nachsicht zu gewärtigen habe. Natürlicher Weise wünscht es, ihre Gunst zu gewinnen, ihren Haß aber und ihre Verachtung zu vermeiden. Rücksicht auf seine eigne Sicherheit nöthigt es zu diesem Wunsche, und es wird bald inne, daß es dessen nicht habhaft werden könne, wofern es nicht, nicht nur seinen Zorn, sondern auch alle seine übrige Leidenschaft zu der Tiefe herabstimme, in welcher sie aufhören, seinen Gefährten lästig zu seyn. So tritt es in die große Schule der Selbstbeherrschung; es bestrebt sich seiner selbst sich immer mehr zu bemeistern, und beginnt seine Gefühle einer Zucht zu unterwerfen, welche zur Vollkommenheit zu bringen, kaum die Uebung des allerlängsten Lebens hinreicht.

In allen Privatunfällen, in Schmerz, in Krankheit, in Kummer, dringt sich auch dem schwächsten Manne, wenn sein Freund, und mehr noch, wenn ein Fremder ihn besucht, der Gesichtspunkt auf, aus welchem diese allem Ansehn nach, seine Lage betrachten werden. Diese fremde Ansicht lenket seine Aufmerksamkeit von seiner eignen Ansicht ab; und sein Gemüthe wird gewissermaßen in dem nehmlichen Augenblicke besänftigt, in welchem jene zu ihm hereintreten. Diese Würkung erfolgt augenblicklich und gewissermaßen mechanisch; doch ist sie, bey einem schwachen Menschen, nicht von langer Dauer. Die ihm eigene Ansicht seiner Lage dringt sich ihm unverzüglich wieder auf. Wie vorhin überläßt er sich den Seufzern, Thränen und Wehklagen; und bemühet sich, gleich einem Kinde, das noch nicht zur Schule ging, zwischen seinem Schmerze und dem Mitleide des Zuschauers einige Harmonie hervorzubringen, nicht durch die Mäßigung des Erstern, sondern durch ungestüme Aufforderung des leztern.

Bey einem etwas standhaftern Manne dauert jene Würkung etwas länger. Er beeifert sich aus allen seinen Kräften, seine Aufmerksamkeit auf den Gesichtspunkt zu heften, aus welchem seine Gesellschafter allem Ansehen nach seine Lage betrachten. Er fühlet, wie sehr sie ihn achten und schäzzen werden, wenn er seine Gleichmüthigkeit behauptet, und wiewohl unterm Drucke einer frischen und schweren Trübsal, äussert er dennoch kein stärkeres Gefühl für sich selbst, als jene in der That für ihn empfinden. Durch ihren Beyfall lernt er sympathetischer Weise sich selbst achten und schäzzen; und das Vergnügen, das aus diesen Empfindungen entspringt, unterstüzt, und hält in einer so edeln Anstrengung ihn aufrecht. Gemeiniglich vermeidet er es, seines Unfalles zu erwähnen; und sind seine Gesellschafter auch nur erträglich ausgebildet, so hüten auch sie sich sorgfältig, etwas zu sagen, was ihn daran erinnern könnte. Er bemüht sich, sie auf seine gewöhnliche Weise von gleichgültigen Gegenständen zu unterhalten, oder, wenn er sich stark genug fühlt, seines Unglücks erwähnen zu können, so befleißigt er sich, so davon zu reden, wie er glaubt, daß jene davon reden würden, ja wohl gar nicht mehr dafür zu fühlen, als jene allem Anschein nach dafür zu fühlen, vermögen. Ist er jedoch unter der strengen Zucht der Selbstbeherrschung noch nicht hinlänglich abgehärtet, so wird er bald dieses Zwanges müde. Ein langer Besuch erschöpft ihn; und gegen das Ende desselben ist er alle Augenblicke in Gefahr, in das ganze Uebermaaß rückhaltlosen Gromes zurückzustürzen, was er nach endlich geschlossenem Besuche zu thun gewiß nie ermangelt. Die Gesezze der neuern feinen Lebensart, die überhaupt der menschlichen Schwäche auf alle ersinnliche Weise schonen, verbieten jedem Fremden, Personen, welchen ein schweres häußliches Unglück zustieß, in den ersten Zeiten

ihren Besuch abzustatten, und erlauben dieses nur den nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden. Der leztern Gegenwart, scheint es, wird den Leidenden weniger Zwang auflegen, als der Erstern ihre; es scheint als würden sie sich leichter zu den Gefühlen von Leuten herabstimmen können, von denen sie Ursach haben, mehr Nachsicht, und eine innigere Sympathie zu erwarten. Geheime Feinde, die sich einbilden, daß man sie nicht als solche kenne, finden gemeiniglich ein schadenfrohes Vergnügen daran, jene vorgebliche Beyleidsbesuche eben so frühe abzustatten, als die vertrautesten Freunde. Aber auch der allerschwächste Mensch beeiffert sich in diesem Falle, eine männliche Fassung zu behaupten, und aus Unwillen und zum Hohn ihrer Tücke, sich ruhiger und munterer zu zeigen, als ihm wirklich zu Muthe ist.

Ein Mann von wahrer Standhaftigkeit und Festigkeit, ein weiser und gerechter Mann, der in der Schule der Selbstbeherrschung groß gezogen, im Gedräng und Getümmel des Lebens umhergeworfen, izt den Ungerechtigkeiten gewaltthätiger Factionen, izt den Gefahren beschwerlicher Feldzüge bloß gestellet wurde, behauptet bey aller Gelegenheit diese Herrschaft über seine leidenden Gefühle; gebehrdet sich in der Einsamkeit nicht anders, als in der Gesellschaft, fühlt und empfindet in jener kaum anders, als in dieser. Bey erfüllter und getäuschter Erwartung, im Wohlstande und in Widerwärtigkeiten, vor Freunden und vor Feinden, ist er mehr denn einmahl in der Nothwendigkeit gewesen, seine männliche Gleichmüthigkeit zu zeigen. Nie wagte er es, auch nur auf einen Augenblick des Urtheils zu vergessen, was der unpartheiliche Zuschauer von seiner Gesinnung und seinem Betragen fällen möchte. Nie wagte er es, den Menschen in ihm einen Augenblick aus dem Gesichte zu ver-

liehren. Mit dieses großen Insassen Augen hat er sich alles und jedes zu betrachten gewöhnet, was sich auf ihn bezieht. Diese Fertigkeit ist ihm zur andern Natur geworden. Unaufhörlich ist er in der Uebung, und allerdings auch unaufhörlich in der Nothwendigkeit gewesen, nicht nur sein äusserliches Betragen, sondern auch so viel möglich seine innerlichen Empfindungen und Gefühle nach den Urtheilen dieses ernsten und ehrwürdigen Richters zu modeln. Er erheuchelt nicht die Gefühle dieses unpartheyischen Zuschauers. Er macht sie sich wirklich eigen. Er identifizirt sich mit ihm, er wird beynahe dieser unpartheyische Zuschauer selber, und fühlt zulezt kaum anders, als dieser große Schiedsrichter seines Betragens ihn fühlen lehret.

Der Grad des innern Beyfalls, mit welchem jeder Mensch bey solchen Gelegenheiten sein Betragen überschauet, ist genau um so viel höher oder niedriger, als die Erwerbung jenes innern Beyfalls einen höhern, oder niedrigern Grad von Selbstbeherrschung erfordert. Wo es nur eines geringen Grades von Selbstbeherrschung bedarf, da ist auch nur ein geringer Grad von Selbstbilligung zu erwarten. Wer bloß seinen Finger rizzete, darf sich eben nicht viel damit dünken, wenn er eines so unbedeutenden Unfalls auf der Stelle zu vergessen wußte. Wer das Bein durch einen Kanonenschuß verlohr, und einen Augenblick darauf mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit und Ruhe redet und handelt, äussert schon einen höhern Grad von Selbstbeherrschung, und fühlt daher auch natürlicher Weise schon einen viel höhern Grad von Selbstbilligung. Den meisten Menschen würde sich unter solchen Umständen die Ansicht ihres Unglücks mit solcher Lebhaftigkeit und Stärke aufdringen, daß dieselbe allen Gedanken an jede andre Rücksicht verdrängte. Sie

würden nichts anders fühlen, sie würden auf nichts anders merken, als auf ihren eignen Schmerz und ihre eigne Gefahr; und das Urtheil nicht nur des idealischen Menschen in ihnen, sondern auch des wirklichen Zuschauers, der etwa zugegen seyn möchte, würde ganz und gar von ihnen übersehen und vernachläßigt werden.

Es ist also die Belohnung, welche die Natur dem Menschen ertheilt, der im Unglücke sich anständig betrug, dem Grade seines guten Betragens aufs genaueste angemessen. Auch dem Grade des Schmerzes und der Angst, die er erdultete, ist dieser einzige Ersatz, den sie für die Bitterkeit des Schmerzens und der Angst zu ertheilen vermag, aufs genaueste angemessen. Je nachdem es eines größern Grades von Selbstbeherrschung bedarf, um eine so natürliche Empfindlichkeit zu besiegen, je nachdem ist auch die Freude und der Stolz des Sieges desto stärker; ja dieser Stolz und das Vergnügen ist so groß, das kein Mensch ganz unglücklich kann genennet werden, der seiner vollkommen genießet. Elend und verlassen kann derjenige nimmermehr genannt werden, in dessen Busen vollkommene Selbstzufriedenheit wohnet; und sollt' es auch zu viel seyn, mit den Stoikern zu sagen, daß ein weiser Mann unter Umständen, wie die oben angeführten, in jeder Hinsicht völlig so glücklich sey, wie er unter andern Umständen gewesen seyn würde, so ist doch nicht zu läugnen, daß dieser vollkommene Genuß seiner eignen Selbstbilligung das Gefühl seiner Leiden wenn gleich nicht ganz vertilgen, so doch gewiß um vieles erleichtern müsse.

Ich stelle mir vor, daß in dergleichen Paroxysmen des Schmerzes, wie ich es nennen möchte, auch der weiseste und standhafteste Mann zur Behauptung seiner

Gleichmüthigkeit einer beträchtlichen und sogar beschwerlichen Anstrengung bedarf. Das natürliche Gefühl seiner Noth, die natürliche Ansicht seiner Lage dringt sich ihm gewaltsam auf, und ohne heftige Anstrengung ist er nicht im Stande seine Aufmerksamkeit auf die Gefühle und die Ansicht des unpartheyischen Zuschauers zu heften. Beyde Ansichten stellen sich ihm zu gleicher Zeit dar. Sein Ehrgefühl, seine Achtung für seine eigne Würde lenken seine Aufmerksamkeit auf die Eine. Seine natürlichen unbelehrten und ungezähmten Gefühle ziehn dieselbe unaufhörlich auf die andre. In diesem Falle identisiret er sich nicht vollkommen mit dem idealischen Manne in ihm; er wird nicht selbst der unpartheyische Zuschauer seines eignen Betragens. Die beyden verschiedenartigen Ansichten existiren, abgesondert von einander, in seinem Gemüthe, und jede beeifert sich gleichsam der andern die Aufmerksamkeit des Leidenden ab zu gewinnen. Folgt er derjenigen Ansicht, auf welche Würde und Ehre ihn hinweisen, so läßt die Natur ihn freylich nicht ohne Belohnung. Er genießt vollkommen des Beyfalls seiner selbst, und des Beyfalls jedes aufgeklärten und unpartheyischen Zuschauers. Nach ihren unveränderlichen Gesezzen leidet er indeß doch immer, und die Belohnung, die sie ihm ertheilt, sie sey so beträchtlich wie sie will, ist doch nicht hinreichend, ihm die Leiden, welche jene Gesezze ihm auflegen, vollständig zu ersezzen. Es taucht auch nicht, daß sie es wäre. Ersezte sie sie vollständig, so würde die Selbstliebe ihn nicht weiter bewegen Zufällen auszuweichen, welche nothwendig seine Brauchbarkeit für ihn selbst und die Gesellschaft vermindern müßten; und die Natur, die liebreiche Erhalterin von beyden, will doch, daß er dergleichen Zufällen sorgsam ausweichen solle. Er leidet dennoch, und wiewohl er in der Agonie des Paroxysmus nicht nur die Ruhe seiner

Miene, sondern auch die Gesundheit und Nüchternheit seiner Urtheilskraft behauptet, so bedarf er dennoch zu dem Ende der äussersten und ermüdendsten Anstrengung.

Vermöge der Einrichtung der menschlichen Natur kann jedoch der Zustand der Agonie nie von Dauer seyn, und, wenn der Leidende ihn überlebt, so gelangt er bald, ohne einige Anstrengung, zum Genusse seiner gewöhnlichen Ruhe. Ein Mensch mit einem hölzernen Fuße leidet allerdings, und siehet voraus, daß er den ganzen Rest seines Lebens eine sehr beträchtliche Unbequemlichkeit werde leiden müssen. Bald indessen gelingt es ihm, dieselbe genau aus dem Gesichtspunkte zu sehn, aus welchem jeder unpartheyische Zuschauer sie siehet; als eine Unbequemlichkeit nehmlich, bey welcher er dennoch alle gewöhnlichen Vergnügungen beydes der Gesellschaft und der Einsamkeit geniessen kann. Er identisirt sich bald mit dem idealischen Menschen in ihm; er wird bald der unpartheyische Zuschauer seiner Lage selber. Er weint nicht länger, er jammert nicht länger, er härmt sich nicht länger, wie ein schwacher Mensch wohl anfangs zu thun pfleget. Die Ansicht des unpartheyischen Zuschauers wird ihm so vollkommen geläufig, daß er ohne die mindeste Anstrengung nie daran denkt, seinen Unfall in einem andern Lichte zu betrachten.

Die nie fehlende Gewißheit, mit welcher alle Menschen früher oder später sich in dasjenige schicken lernen, was ihre bleibende Lage wird, möchte uns vielleicht bewegen, den Stoikern in der Behauptung Recht zu geben, daß zwischen seiner beharrlichen Lage und der andern in Hinsicht auf wahre Glückseligkeit, kein wesentlicher Unterschied sey, oder daß das bischen Unterschied, was etwa zwischen ihnen statt fände, nur grade hinreiche, einige

dieser Lagen zu Gegenständen einer bloßen Wahl, oder eines bloßen Vorzuges, nicht aber eines ernstlichen oder ängstlichen Verlangens zu stempeln; andre aber zu Gegenständen einer bloßen Verwerfung; zu solchen, die man mit Schicklichkeit vermeiden und bey Seite sezzen könne; nicht alles zu Vorwürfen eines ernstlichen oder ängstlichen Abscheus. Die Glückseligkeit besteht in der Ruhe und im Genuß. Ohne Ruhe kann kein Genuß seyn, und wo vollkommene Ruhe ist, da ist beynahe jeder Gegenstand geschickt zu unterhalten. In jeder beharrlichen, und keiner sonderlichen Abwechslung ausgesezten Lage aber kehrt das Gemüth eines jeden Menschen früher oder später zu seinem natürlichen und gewöhnlichen Ruhestande zurück. Aus der Höhe des Glückes sinkt es nach einer gewissen Zeit wieder zu diesem Zustande herunter; aus der Tiefe des Unglücks hebt es sich nach einer gewissen Zeit wieder zu ihm empor. Selbst der gekkische und nach Ergözlichkeiten rennende Graf von Lauzeu gelangte in dem einsamen Kerker der Bastille nach einiger Zeit zu einem solchen Grade von Ruhe, daß er im Stande war, sich mit dem Füttern einer Spinne zu belustigen. Ein besser ausgerüstetes Gemüth würde vielleicht sein Ruhe früher wieder erlangt und in seinen eignen Gedanken eine bessere Unterhaltung gefunden haben.

Die große Quelle beyde des Elendes und der Unordnungen im menschlichen Leben scheint aus der Ueberschäzzung des Unterschiedes zwischen der Einen beharrlichen Lage und der andern zu entspringen. Die Habsucht überschäzt den Unterschied zwischen Armuth und Reichthum; der Ehrgeiz jenen zwischen dem Privatstande und einem öffentlichen Posten; die Eitelkeit jenen zwischen Unberühmtheit und einem ausgebreiteten Rufe. Wer unter dem Einflusse irgend einer dieser ausschweifenden Leiden-

schaften stehet, ist nicht nur elend in seiner dermahligen Lage, sondern auch zum öftern im Stande zu Erreichung jener andern, die er so thöricht bewundert, den Frieden der Gesellschaft zu stöhren. Die oberflächlichste Beobachtung könnte ihn indessen überzeugen, daß ein wohlgeordnetes Gemüthe in allen gewöhnlichen Lagen des Lebens gleich ruhig, gleich heiter, und gleich zufrieden seyn könne. Einige dieser Lagen verdienen allerdings, den andern vorgezogen zu werden; aber das möchte keine verdienen, daß man sie mit jener leidenschaftlichen Hizze verfolge, die uns verleitet, die Regeln entweder der Klugheit oder der Gerechtigkeit zu verlezzen, oder die zukünftige Ruhe unsers Gemüthes entweder durch die Schaam über begangne Thorheiten, oder durch Gewissensbisse über begagne Ungerechtigkeiten, zu zerrütten. In allen Fällen, wo die Klugheit uns nicht anräth, und die Gerechtigkeit uns nicht erlaubet, eine Veränderung unsrer Lage zu versuchen, spielet derjenige, der den mißlichen Versuch waget, das ungleichste aller Hasardspiele, und sezzet alles gegen beynahe nichts. Was jener Günstling des Königs von Epirus zu seinem Herrn sagte, läßt sich in allen gewöhnlichen Lebenslagen auf den Menschen anwenden. Nachdem der König ihm alle Eroberungen, die er noch zu machen gedachte, nach der Ordnung aufgezählt, und nun auch die lezte genannt hatte, sagte der Günstling: Und was denket deine Majestät, alsdann anzufangen. — Alsdann, sagte Pyrrhus, denk' ich meine Freunde um mich herzu versammeln, und mir mit ihnen einen guten Tag zu machen — Und was hindert deine Majestät, diß schon izt zu thun? erwiederte der Günstling. Auch in den schimmerndsten und erhabendsten Lagen, die unsere Fantasie uns nur vorzuspiegeln vermag, sind diejenigen Freuden, aus de-

nen wir eigentlich unsre Glückseligkeit herzuleiten vermeinen, schwerlich jemahlen andre, als die, so wir in unsrer wirklichen, noch niedrigen Lage zu allen Zeiten bey der Hand und in unsrer Gewalt haben. Abgerechnet die inhaltleeren Freuden der Eitelkeit und des Ranges, können wir in dem niedrigsten Stande, vorausgesezt, das nur persönliche Freyheit in ihm statt habe, jede andre finden, die der erhabendste Stand gewähren kann, wozu noch kömmt, daß jene eitlen Freuden sich mit vollkommener Ruhe, mit diesem Prinzip und dieser Grundfeste jedes wahren und befriedigenden Genusses selten vertragen; und daß in dem schimmernden Stande, wonach wir trachten, diese ächten und befriedigenden Freuden schwerlich mit der nehmlichen Sicherheit genossen werden können, als in dem niedrigen Stande, aus dem wir uns gerne herausarbeiten möchten. Untersuche die Jahrbücher der Geschichte, überdenke, was im Krayse deiner Erfahrung sich zutrug, überlege mit Aufmerksamkeit das Betragen beynahe aller merkwürdig Unglücklichen im öffentlichen und Privatleben, deren Geschichten du gelesen oder gehört, oder selbst erlebt hast; und du wirst finden, daß das Unglück des bey weiten größern Theils derselben daraus entsprang, daß sie nicht erkannten, wenn ihnen wohl war, und wenn es Zeit für sie gewesen wäre, jene zu halten und sich zur Ruhe zu begeben. Die Grabschrift jenes Mannes, der durch beständiges Arztneyen eine ganz leidliche Gesundheit noch zu verbessern suchte: Ich befand mich wohl. Ich wollte mich besser befinden. Hier bin ich! läßt sich in der Regel mit Fug und Recht auf die Unfälle getäuschter Hab- und Ruhmsucht anwenden.

Es ist eine sonderbare, aber, wie ich glaube, gegründete Bemerkung, daß die meisten Menschen in Un-

glücksfällen, bey denen noch eine Möglichkeit der Hülfe statt hat, weder so bald noch so vollständig ihre natürliche und gewöhnliche Ruhe wieder erlangeu, als in solchen, die offenbar keine Hülfe zu lassen. Bei Unfällen der leztern Art offenbart sich hauptsächlich in dem, was man den Paroxysmus nennen möchte, in dem ersten Gedränge des Schmerzes ein merklicher Unterschied zwischen den Empfindungen und dem Betragen des Weisen und dem des schwachen Menschen. Am Ende verhilft die Zeit, die große und allgemeinen Tröstерin, dem schwachen Menschen nach und nach zu dem nehmlichen Grade von Ruhe, dessen die Hinsicht auf seine eigne Würde und Männlichkeit den Weisen sich gleichanfangs bemächtigen lehret. Der Fall des Mannes mit dem hölzernen Beine ist hievon ein auffallendes Beyspiel. In jenen unabhelflichen Unfällen, welche der Tod von Kindern, Freunden und Verwandten veranlaßt, überläßt auch der Weise sich wohl eine Zeitlang einem gemäßigten Kummer. Ein zärtliches aber schwaches Weib geräth in solchen Fällen zum öftern völlig ausser sich. Aber auch dem allerschwächsten Weibe verhilft die Zeit unfehlbar in längerer oder kürzerer Frist zu dem nehmlichen Grade von Ruhe, dessen auch der Weise geniesset. Dieser aber bemühet sich in allen unabhelflichen Unglücksfällen, die ihn unmittelbar und gradezu betreffen, jener Ruhe, sich gleich anfangs zu ermächtigen, von welcher er voraussieht, daß sie durch den Lauf von wenigen Monden, oder höchstens Jahren ihm am Ende gewiß werde wieder gegeben werden.

Sind die Unglücksfälle von der Art, daß sie der Natur der Dinge zufolge noch ein oder anderes Hülfsmittel vertragen oder zu vertragen scheinen, und die Anwendung dieser Hülfsmittel steht nicht in der Macht des Leidenden, so wird derselbe hauptsächlich durch seine eitlen

und fruchtlosen Versuche sich wieder zu seiner vorigen Lage zurückzuarbeiten, durch die beständige Besorgniß um ihren Ausgang und den wiederhohlten Verdruß über ihr Fehlschlagen hauptsächlich gehindert, seine natürliche Ruhe wieder zu gewinnen; und er, den ein größerer, aber offenbar unabheilflicher Zufall kaum vierzehn Tage lang beunruhigt haben würde, läuft nun Gefahr, auch zeitlebens elend zu werden. Wer aus der Gnade seines Landesherrn in Ungnade sinkt, aus hohem Ansehn in gänzliche Unbedeutsamkeit, aus Ueberfluß in Dürftigkeit, aus der Freiheit in Gefangenschaft, aus fester Gesundheit in ein langsames, chronisches und vielleicht unheilbares Siechthum, gegen dieses sein Misgeschick aber keineswegs sich sträubet, sondern sich vielmehr in das ihm zugetheilte Loos bestmöglichst schicket, der gewinnt seine natürliche und gewöhnliche Ruhe sehr bald wieder, und lernt auch die ungünstigsten Umstände seiner dermahligen Lage in dem nehmlichen, ja vielleicht noch in einem weniger ungünstigen Licht sehen als der gleichgültigste Zuschauer. Faction, Intrigue und Cabale stöhren die Ruhe des unglücklichen Staatsmannes. Ausschweiffende Speculationen, Träume von goldhaltigen Minen unterbrechen den Schlummer des zu Grundgerichteten Bankerottirers. Der Gefangne, der unaufhörlich Anschläge schmiedet, um seinem Kerker zu entwischen, ist nicht im Stande jener sorglosen Sicherheit zu genießen, die selbst ein Gefängniß ihm gewähren würde. Die Arzeneyen des Arztes sind oft die größte Marter des unheilbar Kranken. Jener Mönch, der, um Johannen von Kastilien über den Tod ihres geliebten Gatten zu trösten, ihr von einem Könige erzählte, welcher vierzehn Jahre nach seinem Hinschiede durch das Gebet seiner betrübten Königin wieder ins Leben zurückgerufen wäre, hatte schwerlich das rechte Mittel getroffen das zerrüttete Gemüthe dieser unglückse-

ligen Fürstin wieder zu besänftigen. Begierig den nehmlichen Versuch zu machen, und voll Hoffnung, auch den nehmlichen Erfolg zu erleben, wiederstand sie lange Zeit der Beerdigung ihres Gatten, ließ bald darauf seinen Leichnam wieder aus dem Grabe herausnehmen, blieb Tag und Nacht an seiner Seite, und harrete mit aller Ungedult und aller Aengstlichkeit der schwärmerischesten Erwartung auf den glücklichen Augenblick, wo ihre Wünsche erfüllt, und ihr geliebter Philipp dem Leben wiedergegeben seyn würde *).

Unsre Fühlbarkeit gegen die Gefühle andrer, weit entfernt, daß sie mit der Männlichkeit der Selbstbeherrschung unverträglich seyn sollte, ist vielmehr das eigentliche Prinzip, worauf diese Männlichkeit sich gründet. Das nehmliche Prinzip, der nehmliche Instinct, der gegen den unglücklichen Bruder uns Mitleid, und Mitgefühl einflößt, flößt in eignen Unglücksfällen uns die Stärke ein, jede feige und jammernde Wehklage zu unterdrücken. Das nehmliche Prinzip, der nehmliche Instinct, der uns lehret dem glücklichen Bruder unsre Mitfreude zu begnügen, lehrt uns auf dem Gipfel eigner Glückseligkeit jeden lebhaften Ausdruck und alles ungebührliche Uebermaaß unsrer Freude unterdrücken. In beyden Fällen scheint die Schicklichkeit unsrer eignen Empfindungen und Gefühle mit der Lebhaftigkeit und Energie, womit wir des Bruders Gesinnungen und Gefühle uns anzueignen wissen, im genauesten Verhältnisse zu stehn.

Wer mit der vollkommensten Selbstbeherrschung seiner eignen ursprünglichen und selbstischen Gefühle die zar-

*) Siehe Robertsons Geschichte Karls des fünften. Zweyter Band.

teste Fühlbarkeit für die ursprünglichen und sympathetischen Gefühle anderer verbindet, ist ein Mann von vollendeter Tugend. Wer mit allen sanften, lieblichen und liebenswürdigen Tugenden auch die großen, ernsten, und ehrfurchtswürdigen vereinigt, ist der natürliche und schickliche Gegenstand unsrer höchsten Bewunderung und Liebe.

Wen die Natur zu Erwerbung der erstern dieser beyden Arten von Tugenden am reichsten aussteuerte, der ist nothwendig auch am fähigsten sich die lezten anzueignen. Wer für die Freuden und Leiden Anderer die zartesten fühlt, ist am besten im Stande, über seine eignen Freuden und Leiden die vollkommenste Herrschaft zu erwerben. Ein Mann von ausnehmender Menschenfreundlichkeit, ist von Natur des höchsten Grades von Selbstbeherrschung fähig. Es kann jedoch seyn, daß er ihn nicht immer erwirbt; es trifft sich öfters, daß ers nicht thut. Er lebte vielleicht allzulange in einem Zustande ununterbrochner Ruhe. Er empfand vielleicht nie die Gewaltthätigkeit der Faktionen, oder die Gefahren und Beschwerden des Krieges. Er erfuhr vielleicht nie den Uebermuth seiner Obern, die eifersüchtige Mißgunst seiner Mitbürger, oder die murrende Ungerechtigkeit seiner Untergebnen. Wenn nun in einem vorgerückten Alter irgend ein zufälliger Glückswechsel ihn aller dieser Unbequemlichkeiten bloßstand, so macht ihre vereinigte Gewalt auf ihn einen zu großen Eindruck. Er besizt die Anlage, vermöge deren er sich die vollkommenste Selbstbeherrschung hätte erwerben können, aber er hatte nie die Gelegenheit, sie sich würklich zu erwerben. Die Uebung mangelte ihm; und ohne Uebung ist keine Fertigkeit zu erlangen. Gefahren, Beschwerden, Unglücksfälle, erlittene Ungerechtigkeiten sind die einzigen Lehrmeister unter deren Zucht wir die Uebung dieser Tugend lernen können. Aber es

sind Lehrmeister, bey denen kein Mensch freywillig in die Schule geht.

Diejenige Lage, in welcher die milde Tugend der Menschlichkeit am leichtesten gedeihet, ist keinesweges zugleich die günstigste zu Bildung der rauhen Tugend der Selbstbeherrschung. Wer selbst eines ruhigen Wohlstandes genießt, kann am besten auf die Noth der Brüder merken. Wer selbst mit Drangsalen ringet, hat genug zu thun, um seine eignen Gefühle zu beobachten und zu bezähmen. In dem mildern Sonnenscheine ungestörter Ruhe, in der einsamen Stille einer unzerstreuten philosophischen Muße blühet die Blume der Menschlichkeit am ehesten, und gelangt sie zu ihrer höchsten Vollkommenheit. Die größten und edelsten Anstrengungen der Selbstbeherrschung aber finden in diesen Lagen wenig Uebung. Unter dem stürmischen Himmel des Krieges und der Factionen, des öffentlichen Tumultes und der allgemeinen Verwirrung gedeihet die rauhe Strenge der Selbstbeherrschung am öftersten, und gelanget sie zu ihrer höchsten Stärke. In eben diesen Lagen aber muß man nicht selten gegen die stärksten Anforderungen der Menschlichkeit sich stählen; und diese traurige Nothwendigkeit ist ohne eine jedesmahlige Schwächung des Prinzips der Menschlichkeit nicht gedenkbar. So wie es oft die Pflicht eines Soldaten seyn mag, kein Quartier zu nehmen, so mag es auch bisweilen seine Pflicht seyn, keins zu geben, und sollte er mehreremahle in die Nothwendigkeit versezt werden, sich einer so unangenehmen Pflicht zu unterziehen, so kann es nicht fehlen, daß seiner Menschlichkeit nicht umbeträchtlicher Abbruch geschähe. Zu seiner eignen Beruhigung ist er nur allzu geneigt, die Unfälle, welche andern zu verursachen er sich so oft genöthig siehet, von einer leichten Seite zu betrachten, und die nehmlichen Lagen, welche

die edelsten Erweisungen der Selbstbeherrschung hervorrufen, bewürken auf der andere Seite nicht selten die Verminderung, ja wohl gar die gänzliche Vertilgung des Grundprinzips aller Gerechtigkeit und Menschlichkeit, jener geheiligten Rücksicht nehmlich auf des Bruders Eigenthum und Leben, als deren Verlezzung sie so oft zur Pflicht machen. Eben daher kömmt es, daß wir so oft in der Welt höchst leutselige Menschen finden, die aber nicht die mindeste Selbstbeherrschung besizzen, sondern unthätig und unentschlossen sind, und durch jede Schwierigkeit oder Gefahr auch von den rühmlichsten Unternehmungen sich zurückschrecken lassen; dagegen aber auch Männer, die ihrer selbst völlig Meister sind, die keine Schwürigkeit schreckt, keine Gefahr erschüttert, die zu allen Zeiten zu den verwegensten und verzweifelndsten Unternehmungen aufgelegt sind; zugleich aber auch gegen alles Gefühl von Gerechtigkeit und Menschlichkeit versteinert scheinen.

In der Einsamkeit sind wir geneigt, alles was uns selbst betrifft, am stärksten zu empfinden; wir sind geneigt, die guten Dienste, die man uns leistete und das Unrecht, das man uns anthat, zu hoch anzuschlagen; wir sind geneigt, durch das Glück uns allzu sehr aufzublähn, und durch das Unglück allzu tief niederdrücken zu lassen. Die Gesellschaft eines Freundes stimmt uns zu einer bessern, und die eines Fremden zu einer noch bessern Fassung. Der Mensch in uns, der abgezogene und idealische Zuschauer unsrer Gesinnungen und unsers Betragens, bedarf es oft, durch die Gegenwart des würklichen Zuschauers erweckt und an seine Pflicht erinnert zu werden; und allezeit sind es diejenigen Zuschauer, von denen wir die wenigste Sympathie und Nachsicht zu erwarten haben, von denen wir die Lection der Selbstbeherrschung am vollkommensten erlernen können.

Bist du in Unglück? Traure nicht im Dunkel der Einsamkeit! Regle deinen Schmerz nicht nach Maaßgabe des nachsichtvollen Mitgefühles deiner Busenfreunde; kehre bald möglichst zurück zu dem Tagslichte der Welt und der Gesellschaft. Lebe mit Fremden, mit Leuten, die dein Unglück nicht kennen, oder es nicht achten; vermeide selbst den Umgang deiner Feinde nicht; zeige ihnen, wie wenig du durch dein Schicksal gerührt, und wie weit du über dasselbe erhaben seyst, und mache dir auf diese Weise das Vergnügen, ihre boßhafte Freude zu dämpfen.

Bist du im Glücke? Beschränke den Genuß deines Glückes nicht innerhalb deines Hauses, noch innerhalb der Gesellschaft deiner Freunde, die dir vielleicht schmeicheln, und auf deinem Glücke das Gebäude ihres eignen aufzuführen hoffen; besuche diejenigen, so unabhängig von dir, nur deines Charakters und deines Betragens, nicht aber deines Glückes halber dich schäzzen können. Suche nicht, und meide nicht; dringe dich nicht auf und entlaufe nicht der Gesellschaft derer, die einstens deine Obern waren, und izt vielleicht mit Verdruß einem ihres Gleichen, ja wohl gar einen Höhern in dir finden. Ihr abgeschmackter Stolz mag dir ihre Gesellschaft vielleicht unangenehm machen; wenn aber nicht, so sey gewiß, daß es die beste Gesellschaft sey, die du haben könnest; und solltest du durch die Einfalt und Anmaassunglosigkeit deines Betragens ihre Gunst und Freundschaft gewinnen können, so kannst du überzeugt seyn, daß du demüthig genug seyst, und daß dein Glück dir in keinerley Sinn den Kopf verdreht habe.

Die Schicklichkeit unsrer sittlichen Gefühle läuft nie so sehr Gefahr verderbt zu werden, als wenn der nachsichtige und partheyische Zuschauer sich in der Nähe, der

gleichgültige und unpartheyische aber sich in der Ferne befindet.

Von dem Betragen Einer unabhängigen Nation gegen die Andre, können nur neutrale Nationen gleichgültige und unpartheyische Zuschauer seyn. Diese aber befinden sich in einer so großen Ferne, daß sie sich fast ganz aus dem Gesichte verliehren. Wenn zwey Nationen mit einander hadern, so nimmt der Bürger einer jeden wenig Rücksicht auf die Gesinnungen, welche auswärtige Nationeu in Ansehung seines Betragens unterhalten mögen. Sein ganzer Ehrgeiz schränkt sich darauf ein, den Beyfall seiner eignen Mitbürger zu erhalten; und da diese alle von den nehmlichen feindseeligen Leidenschaften, die ihn beseelen, beseelt sind, so kann er ihren Beyfall nicht besser erwerben, als indem er ihren Feinden allen ersinnlichen Abbruch thut. Der partheyische Zuschauer ist zugegen; der unpartheyische ist weit entfernt. Daher eben werden in Kriegen und Unterhandlungen die Gesezze der Gerechtigkeit nur selten beobachtet. Treu und Glauben gelten hier sehr wenig. Verträge werden verlezt, und ihre Verlezzung spreuget, wenn nur anders einiger Vortheil dadurch gewonnen wird, kaum einen Flecken von Unehre auf den Verlezzer. Der Gesandte, welcher den Minister einer auswärtigen Nation hinters Licht führt, erndtet Beyfall und Bewundrung. Der gerechteste Mann, der beydes einen Vortheil zu nehmen und zu geben verschmäht, nothfalls jedoch lieber das erste, als das lezte thäte; der in allen Privatangelegenheiten durch seine Verläugnung alles Eigennuzzes die Liebe und Achtung aller seiner Mitbürger erwerben würde; würde, wenn er die nehmlichen und ruhmwürdigen Eigenschaften auch in öffentlichen Unterhandlungen zeigen wollte, als ein Narr, ein Pinsel, ein Mensch, der sein Geschäft nicht verstände,

betrachtet, und allezeit mit der Verachtung bisweilen sogar mit der Verwünschung seiner Mitbürger bestraft werden. Im Kriege wird nicht allein das sogenannte Völkerrecht sehr häufig verlezzet, ohne daß solches dem Verlezzer von Seiten seiner Mitbürger, deren Urtheil ihn allein kümmert, einige Unehre brächte; sondern dis Völkerrecht selbst ist auch mit sehr wenig Rücksicht auf die klärsten und einleuchtendsten Regeln der Gerechtigkeit entworfen worden. Daß unschuldige Menschen, die mit dem Schuldigen etwa (größtentheils, ohn' es ändern zu können) in einigem Zusammenhange, oder von ihm in einiger Abhängigkeit stehen, deßhalb keinesweges leiden, noch um des Schuldigen Willen bestraft werden sollten, ist eine der schlichtsten und einleuchtendsten Regeln der Gerechtigkeit. Nun ist aber gewöhnlich in dem aller ungerechtesten Kriege bloß der Souverain oder Machthaber der Schuldige. Die Unterthanen sind fast immer vollkommen unschuldig. Dennoch werden, so oft der Feind es seiner Convenienz gemäß findet, die Güter der feindlichen Bürger beydes zu Wasser und zu Lande weggenommen; ihre Ländereyen werden verwüstet; ihre Häuser verbrannt, und sie selber, wenn sie es wagen, einigen Wiederstand zu leisten, ermordet, oder gefangen fortgeschleppt, und das alles im vollkommensten Einverständniß mit jenem sogenannten Völkerrechte.

Die Erbitterung feindlicher, es sey bürgerlicher oder kirchlicher Factionen, ist oft ungleich wüthender, als jene, womit feindliche Nationen einander befehden; und ihr Betragen gegen einander ist zum öfftern ungleich abscheulicher. Was man das Recht der Factionen nennen möchte, ist von manchem gravitätischen Schriftsteller mit noch weniger Rücksicht auf die Regeln der Gerechtigkeit festgesezt worden, als das sogenannte Völkerrecht. Auch

der frechste Patriot hat nie im Ernst die Frage aufgeworfen, ob man den Feinden des Vaterlandes Treu und Glauben halten müsse? ob aber den Rebellen? ob den Kezzern Treu und Glauben zu halten sey, sind Fragen, darüber manche berühmte, bürgerliche sowohl als kirchliche Lehrer mit Wuth gestritten haben. Es bedarf kaum des Bemerkens, daß Kezzer und Rebellen allezeit diejenigen Unglücklichen seyn, welche, sobald der Streit zu einem gewissen Grade von Gewaltsamkeit gediehn war, das Unglück hatten zur schwächern Parthey zu gehören. Freilich gibt es auch in einer von Factionen zerrütteten Parthey allezeit wenige, wiewohl gemeiniglich sehr wenige, die ihre Meinung von der allgemeinen Ansteckung gesund erhalten. Sie bestehen höchstens aus hie und da einem einzelnen und einflußlosen Individuum, welches durch seine Redlichkeit von beyden Partheyen ausgeschlossen, troz seiner bessern Einsichten, ja vielmehr eben wegen seiner bessern Einsicht eine höchst unbedeutende Rolle in der Gesellschaft spielt. Diese Wenigen werden von den rasenden Eifferern beyder Partheyen verachtet, verspottet, und oft verabscheuet. Ein ächter Factionist hasset und verschmähet die Redlichkeit; und würklich würde auch kein Laster ihn so ganz unbrauchbar zum Factionisten machen, als diese Eine Tugend. Der wahre, verehrte und unpartheyische Zuschauer befindet sich daher nie in einer weitern Ferne, als mitten unter den Rasereyen kämpfender Partheyen. Für diese, möchte man sagen, gibt es kaum irgendwo im Weltall einen solchen Zuschauer. Selbst dem großen Richter des Weltalls schreiben sie ihre eignen Vorurtheile zu, und gedenken sich die Gottheit selber als von ihren eignen rachsüchtigen und unversöhnlichen Leidenschaften beseelet. Keine ärgern Verderber alles sittlichen Gefühls hat es daher von jeher gegeben, als die Faction und den Fanatismus.

Jezt will ich über das Thema der Selbstbeherrschung nichts weiter bemerken, als daß wir, wenn wir einen Mann bewundern, der auch unter den schwersten und unerwartetsten Unglücksfällen seine Männlichkeit und Standhaftigkeit behauptet, allezeit voraussezze, daß er für diese Unglücksfälle auch Fühlbarkeit, und zwar eine so starke Fühlbarkeit habe, daß die Besiegung derselben einen hohen Grad von Anstrengung erfordere. Wer gegen körperliche Leiden durchaus unempfindlich ist, kann unsern Beyfall nicht erregen, wenn er Marter und Folter mit der vollkommensten Geduld und Gleichmüthigkeit erträgt. Wer ohne die natürliche Todesfurcht geschaffen wurde, kann auf unsre Bewundrung keinen Anspruch machen, wenn er seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart in der Mitte der fürchterlichsten Gefahren behauptet. Es ist eine von Senekas Paradoxien, daß der Weise in dieser Hinsicht der Gottheit selber überlegen sey; denn diese verdanke ihre Sicherheit der Natur, als welche sie von allem Leiden freygesprochen; der Weise aber verdanke dieselbe ganz allein sich selbst und seiner eignen Anstrengung.

Die Empfindlichkeit mancher Menschen gegen gewisse sie unmittelbar betreffende Gegenstände ist inzwischen so mächtig, daß sie durchaus alle Selbstbeherrschung unmöglich macht. Kein Gefühl von Ehre kann die Schrecken des Menschen besiegen, der schwach genug ist, im Angesicht der Gefahr in Ohnmacht oder krampfhafte Zuckungen zu finken. Ob diese sogenannte Nervenschwäche durch stuffenweise Uebungen und eine schickliche Disciplin nicht einigermaßen geheilet werden könne, ist nicht entschieden. Gewiß ist, daß man auf so organisirte Leute sich weder verlassen, noch sie zu wichtigen Geschäften brauchen dürfe.

Viertes Kapitel.

Von der Natur der Selbsttäuschung, und von dem Ursprung und Gebrauch allgemeiner Regeln.

Um die Richtigkeit unserer Urtheile über unser eignes Betragen zu verdrehen, ist grade nicht immer erforderlich, daß der wirkliche und unpartheyische Zuschauer sich allezeit in einer weiten Entfernung befinde. Auch wenn er in der Nähe, auch wenn er zugegen ist, sind unsre eignen selbstischen Leidenschaften bißweilen heftig und ungerecht genug, um unsere innere Menschen zu einer Berichterstattung zu verleiten, welche die wirkliche Beschaffenheit des Falles keinesweges rechtfertigt.

Zwo verschiedene Gelegenheiten gibt es, in denen wir unser Betragen zu untersuchen, und es in dem Lichte zu betrachten pflegen, in dem der unpartheyliche Zuschauer es betrachten würde. Zuerst, wenn wir im Begriff sind, zu handeln, zum andern, wenn wir gehandelt haben. Unsre Ansichten in beiden Fällen sind sehr partheylich; am meisten aber dann, wann am meisten daran liegt, daß sie's nicht seyn sollten.

Wenn wir im Begriff zu handeln sind, so erlaubt die Hizze der Leidenschaft uns selten, die Natur der Handlung mit der Ehrlichkeit eines unbefangnen Zuschauers zu betrachten. Die heftigen Gemüthsbewegungen, die uns in diesem Augenblick erschüttern, verfärben uns die Ansicht der Dinge, auch dann, wenn wir uns in die Lage eines andern zu versezzen, und die Gegenstände, die uns interessiren, in dem Lichte, worin sie ihm natürlicherweis

se erscheinen werden, zu betrachten suchen. Der Ungestüm unsrer Leidenschaft ruft uns jeden Augenblick auf unsern eignen Plaz zurück, wo jeder Gegenstand durch die Selbstliebe vergrößert und verstaltet erscheint. Von der Art und Weise, worin diese Gegenstände andern erscheinen würden, von der Ansicht, unter welcher sie sich ihnen zeigen würden, enthüllt sich uns nur dann und wann eine schnell beleuchtete Seite; aber diese Beleuchtung verschwindet eben so schnell wieder, und ist selbst während ihrer kurzen Dauer nicht ganz zuverläßig. Auch in diesem Augenblick schweigt der Tumult der Leidenschaft nicht gänzlich, können wir nicht mit völliger Unpartheylichkeit eines billigen Richters den Schritt, den wir thun wollen, untersuchen. Die Leidenschaften, sagt Vater Malebranche, haben immer Recht, und scheinen immer vernünftig und ihren Gegenständen angemessen, so lange wir sie fühlen.

Freylich, wenn die Handlung vorüber ist, wenn die Leidenschaften, aus denen sie entsprang, sich gelegt haben, so können wir in die Empfindungen des unpartheylichen Zuschauers uns kühler hineindenken. Was uns vorhin interessirte, ist uns nun beynahe so gleichgültig geworden, als es ihm immer war, und wir können unser eignes Betragen izt mit seiner Unpartheylichkeit und Ehrlichkeit untersuchen. Aber izt ist bey weitem nicht mehr so viel an unsern Urtheilen gelegen, als vorher, und wenn sie am strengsten unpartheylich sind, können sie doch nichts hervorbringen, als eitle Reue und unnüzzes Bedauern, ohne uns vor dem nehmlichen Irthum in der Zukunft zu sichern. Selten sind wir jedoch auch in diesem Falle unpartheylich. Die Meinung, die wir von uns selbst hegen, hängt durchaus von unserm Urtheil über unser vergangnes Betragen ab. Es ist so unangenehm, schlecht von sich selbst zu denken, daß wir oft mit

Vorsatz unsern Blick von den Umständen wegwenden, die dies Urtheil ungünstig machen könnten. Derjenige, sagt man, ist ein kühner Wundarzt, der mit fester Hand an seinem eignen Leibe eine Operation verrichten kann, und der ist oft gleich kühn, der kein Bedenken trägt, den geheimnißvollen Schleier der Selbsttäuschung von sich weg zustreifen, der die Häßlichkeit seines Betragens vor seinem Blick verbirgt. Ehe wir unser eignes Betragen unter einer so unangenehmen Ansicht sehn sollten, bemühn wir uns oft, thörichter uud schwacher Weise, jene ungerechten Leidenschaften, die uns vorhin gemisleitet haben, aufs neue zu wecken; wir bemühn uns, beinahe erloschnen Haß wieder anzufachen, beynahe vergeßne Feindseligkeiten wieder aufzufrischen; wir zwingen uns zu dieser traurigen Bemühung, und beharren so in der Ungerechtigkeit lediglich, weil wir einstens ungerecht waren, und weil wir uns schämen diese Ungerechtigkeit einzugestehn.

So partheylich ist das Urtheil der Menschen in Ansehung der Schicklichkeit ihres eignen Betragens, sowohl zur Zeit des Handelns, als nachher; und so schwer wird es ihnen, sie in dem Lichte zu betrachten, worin jeder unpartheyliche Zuschauer sie betrachten würde. Gäb' es aber ein besondres Vermögen, ein solches, wie das moralische Gefühl beschrieben wird, vermöge dessen sie über ihr eigen Betragen urtheilten, wären sie mit einem besondern Sinn, die Schönheit und Scheuslichkeit der Leidenschaften und Affekten zu unterscheiden, ausgestattet, so würden ihre Leidenschaften der Ansicht dieses Vermögens unmittelbar blos liegen, und dieses würde folglich genauer über sie, als über andrer Menschen ihre, die es nur in einer tiefern Ferne erblickte, urtheilen können.

Diese Selbsttäuschung, diese verderbliche Schwäche der Menschen ist die Quelle der Hälfte aller Unordnun-

gen des Menschen. Sehen wir uns in dem Lichte, in dem andre uns sehen, oder in dem sie uns sehen würden, wenn sie alles wüßten, so wäre eine Sittenbesserung unvermeidlich. Wir würden unsern Anblick sonst nicht ertragen können.

Die Natur hat diese Schwäche des Menschen, die von so erheblichen Folgen ist, jedoch nicht ganz ohne Gegenmittel gelassen; sie hat uns den Täuschungen der Selbstliebe nicht ganz blos und wehrlos hingestellt. Unsre unaufhörlichen Bemerkungen über fremde Handlungen leiten uns unmerklich auf gewisse allgemeine Regeln über das, was zu thun oder zu lassen billig oder schicklich ist. Einige Handlungen empören all' unsre natürlichen Gefühle. Wir hören sie von jedermann einstimmig verwünschen. Dies bestätigt und erhöht unser Gefühl ihrer Häßlichkeit. Es überzeugt uns, daß wir sie im schicklichen Lichte betrachten, wenn wir andre sie in gleichem Lichte betrachten sehn. Wir beschliessen, uns nie auf gleiche Weise blos zu geben, und nie in keinerley Rücksicht die Gegenstände so allgemeiner Misbilligung zu werden. So entwerfen wir uns natürlicherweise eine allgemeine Regel, daß alle diejenigen Handlungen gemieden werden müssen, die uns verhaßt, verächtlich, oder strafbar, die uns zu Gegenständen von Empfindungen, die wir aufs heftigste verabscheuen und fürchten, machen würden. Andre Handlungen dagegen erregen unsre Billigung, und wir hören jeden um uns her die nehmliche günstige Meinung von ihnen äussern. Alle Welt beeifert sich, sie zu ehren und zu belohnen. Sie erregen alle diejenigen Empfindungen, nach denen wir von Natur das stärkste Verlangen haben, die Liebe, die Bewunderung, die Dankbarkeit des Menschen. Wir entschließen uns etwas ähnliches zu thun, und so entspringt die entgegengesezte

Regel, daß jede Gelegenheit, so zu handeln, aufs sorgfältigste aufgesucht werden müsse.

Auf diese Weise entstehn die allgemeinen Regeln der Sittlichkeit. Sie gründen sich am Ende auf Erfahrung dessen, was in besondern Fällen unser sittliches Vermögen, unser natürliches Gefühl des Verdienstes oder Misverdienstes billigt oder misbilligt. Ursprünglich billigen oder misbilligen wir einzelne Handlungen nicht darum, weil sie sich bey näherer Zergliederung mit gewissen Regeln einstimmig oder unverträglich zeigen. Die allgemeine Regel ist vielmehr das Produkt der einzelnen Erfahrungen, daß alle Handlungen von gewisser Art oder gewissen Umständen gebilligt oder gemisbilligt werden. Wer zuerst einen unmenschlichen Mord ansah, begangen aus Geiz, Neid, oder ungerechtem Groll, und begangen an einem Manne, der dem Mörder traute und ihn liebte; wer bey der Todesangst des Sterbenden gegenwärtig war, wer ihn mit seinem lezten Odemzüge mehr über die Treulosigkeit und Undankbarkeit seines falschen Freundes, als über die ihm widerfahrne Gewaltthätigkeit klagen hörte; der bedurfte, um die Scheuslichkeit einer solchen Handlung einzusehn, nicht erst der Ueberlegung, daß hier eine der heiligsten Regeln des Betragens, die Regel, daß man keinem Unschuldigen das Leben nehmen müsse, gebrochen, und daß dieser Bruch eine äußerst strafbare Handlung sey. Sein Abscheu wider dies Verbrechen würde offenbar den Augenblick, würd' ihn früher fühlbar werden, als er sich eine solche allgemeine Regel abgezogen haben könnte. Die allgemeine Regel hingegen, die er vielleicht in der Folge bilden möchte, würde sich auf den Abscheu gründen, den er beym Gedanken dieser und jeder ähnlichen Handlung in seiner Brust sich regen fühlte.

Wenn wir in der Geschichte oder in Romanen die Erzählung von Handlungen entweder des Edelmuths oder

der Niederträchtigkeit lesen, so entspringt weder die Bewunderung, die wir für die einen, noch die Verachtung, die wir für die andern fühlen, aus der Betrachtung, daß es gewisse allgemeine Regeln gibt, die alle Handlungen der einen Art für bewunderns würdig, und alle Handlungeu der andern für verächtlich erklären. Diese allgemeinen Regeln entspringen vielmehr alle aus Erfahruug oder Wirkungen, welche alle mögliche Arten von Handlungen auf uns hervorbrachten.

Eine liebenswürdige, ehrwürdige, scheusliche Handlung sind lauter Handlungen, die natürlicherweise die Liebe, die Achtung, oder den Abscheu des Zuschauers für den Thäter erregen. Die allgemeinen Regeln, die da bestimmen, welche Handlungen der Gegenstände einer jeden dieser Empfindungen sind und nicht sind, können von nichts als von Beobachtungen abgezogen werden, was für Handlungen sie wirklich und in der That erregen.

Wenn diese allgemeinen Regeln einmal abgezogen sind, wenn sie durch das einstimmige Gefühl der Menschen allgemein anerkannt und festgesezt sind, so berufen wir uns häufig auf sie, als auf die Richtschnur der Urtheile, wenn wir über den Grad von Lob oder Tadel, der gewissen Handlungen verwickelter und zweifelhafter Art zukömmt, streiten. Man citirt sie in diesem Fall gewöhnlich, als die lezten Gründe von Recht und Unrecht im menschlichen Leben, und dieser Umstand scheint manche sehr vorzügliche Schriftsteller verleitet zu haben, ihre Systeme so aufzuführen, als wenn sie voraussezten, daß die ursprünglichen Urtheile der Menschen über Recht und Unrecht, gleich den Entscheidungen eines Gerichtshofes, zuerst durch Erwägung der allgemeinen Regeln, und hernach durch Zusammenhaltung der Regel mit der jedesmaligen Handlung abgemacht würden.

Haben diese Regeln durch öftere Wiederholung und Beschauung sich unserm Geiste einmal eingeprägt, so können sie uns zu Berichtigung der Täuschungen, die die Eigenliebe oft über das Schickliche und Dienliche in gewissen Lagen verbreitet, sehr nüzlich seyn. Wenn der Rachgierige den Eingebungen seiner Rachgier Gehör geben sollte, so würd' er den Untergang seines Gegners vielleicht nur als einen schwachen Ersatz für das Unrecht ansehn, was dieser ihm zugefügt hat, und was vielleicht nur ein sehr unbedeutendes Zunahetreten war. Aber seine Aufmerksamkeit auf ander Leute Betragen hat ihn gelehrt, wie abscheulich so blutdürstige Rachgier sey. Wenn seine Erziehung nicht sehr sonderbar gewesen ist, so hat er sichs zum unverbrüchlichen Gesez gemacht, sich ihrer bey jeder Gelegenheit zu enthalten. Dies Gesetz behauptet sein Ansehn über ihn, und macht ihn unfähig, eine solche Gewaltthätigkeit zu begehn. Dennoch kann sein Temperament so heftig seyn, daß wenn er izt zum erstenmal eine solche Handlung betrachtet, er sie ohne Zweifel für ganz recht und billig und der Genehmigung jedes unpartheylichen Zuschauers werth gehalten hätte. Aber jene Achtung für die Regel, welche vergangne Erfahrung ihm einprägte, dämpft den Ungestüm seiner Leidenschaft, und hilft ihm die partheyliche Ansicht, unter welcher die Leidenschaft ihm das Schickliche in seiner Lage darstellt, berichtigen. Sollte er sich durch die Wuth der Leidenschaft zur Uebertretung dieser Regel hinreissen lassen, so kann er doch auch in diesem Fall die Achtung und Ehrfurcht, mit der er sich sie zu betrachten gewöhnt hat, nicht ersticken. Selbst im Augenblick des Handels, im Augenblick, darin die Leidenschaft am höchsten steigt, zaudert und zittert er, im Gedanken an das, was er thun will; heimlich fühlt er, daß er jene Schranken des Betragens durchbricht, die er in seinen kühlen Stunden nie zu

durchbrechen sich entschlossen hatte, die er nie ohne die höchste Misbilligung von andern durchbrechen gesehn hatte, und deren Durchbrechung, einer Ahndung des Geistes zufolge, ihn bald zum Gegenstande der unangenehmsten Empfindungen machen müßte. Eh' er den lezten verderblichen Entschluß fassen kann, peinigen ihn alle Folterqualen des Zweifels und der Ungewißheit. Er entsezt sich vor dem Gedanken, eine so geheiligte Regel zu verlezzen, und wird zu gleicher Zeit von der Wuth seines Verlangens, sie zu verlezzen, fortgetrieben. Jeden Augenblick ändert er seinen Entschluß. Izt beschließt er seinen Grundsaz treu zu bleiben, und keiner Leidenschaft nachzuhängen, die den Rest seines Lebens mit den Schrecken der Schaam und der Reue vergällen würde; er erwägt die sichre Ruhe, die die Ueberwindung der gefährlichen Versuchung ihm verschaffen wird, und diese süße Aussicht verbreitet eine augenblickliche Stille in seiner Seele. Aber mit einemmal erwacht die Leidenschaft aufs neue, und treibt ihn mit frischem Muth, zu begehen, was er den Augenblick zu unterlassen beschlossen hatte. So folternder Unentschlossenheit überdrüssig, thut er endlich in einer Art von Verzweiflung den lezten verderblichen und unwiderruflichen Schritt, aber mit dem Schrecken und der Betäubung, mit welcher jemand, dem der Feind auf der Ferse ist, sich einen Abhang hinunter stürzt, sichrer, auf diese Art seinen Untergang zu finden, als wenn er seinem Verfolger die Stirn geboten hätte. Er fühlt dieß sogar im Augeublick des Handelns, wiewohl ohne Zweifel nicht so lebhaft, als nachher; als dann, wann die befriedigte und nun erkältete Leidenschaft ihm erlaubt, seine Handlung in dem Lichte zu betrachten, in dem sie andern erscheinen muß; und wann er nun fühlt, was er vorhin nur dunkel ahndete, den wirklichen Stachel der Reue, und die Peinigungen eines bösen Gewissens.

Sechster Theil.
Vom Charakter der Tugend.

(Dieser ganze Theil ist neu.)

Sechster Theil.

Vom Charakter der Tugend.

E i n l e i t u n g.

Wenn wir den Charakter eines Individui betrachten, so erscheinet uns derselbe gewöhnlich unter einer gedoppelten Ansicht; erstlich in so fern er die Glückseligkeit des Individui; zum andern in so fern er jene der Gesellschaft affizirt.

Erster Abschnitt.

Vom Charakter des Individui in so fern derselbe seine eigne Glückseligkeit affizirt, oder von der Klugheit.

Die Erhaltung und Gesundheit des Körpers scheint der Gegenstand zu seyn, welchen die Natur der Sorge eines jeden Individui zuerst anempfiehlt. Die Gelüste des Hungers und Durstes, die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen des Vergnügens und des Schmerzes, der Hizze und der Kälte u. s. w. können als Lectionen betrachtet werden, vermittelst deren die Natur selber den Menschen anweißt, was er zu jenem Ende

zu wissen, und was zu vermeiden habe. Auch die ersten Lectionen, die er von den Aufsehern seiner Kindheit empfängt, dienen größtentheils zu diesem Zwecke. Sich vor Schaden in Acht zu nehmen, ist der hauptsächliche Gegenstand ihrer Unterweisungen.

So wie er heranwächst, lernt er bald, daß es zur Verschaffung der Mittel, wodurch er jene natürlichen Gelüste befriedigen, das Vergnügen sich verschaffen, und dem Schmerz ausweichen, eine angenehme Temperatur von Wärme oder Kälte sich verschaffen, und einer unangenehmen ausweichen könne, einiger Sorgfalt und Vorsicht bedürfe. In der schicklichen Anwendung dieser Sorgfalt und Vorsicht besteht die Kunst dasjenige, was man den äussern Wohlstand nennt, zu erhalten und zu vergrössern.

Wiewohl die Vortheile des äussern Wohlstandes sich uns ursprünglich nur zu Ersezzung der Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Körpers empfehlen, so können wir doch nicht lange in der Welt leben, ohne wahrzunehmen, daß die Achtung unsrer Nebenmenschen, unser Rang und Ansehn in dem Krayse, darinn wir leben, gar sehr von dem Grade abhänge, in welchem wir jene Vortheile besizzen, oder zu besizzen scheinen. Das Verlangen, schickliche Gegenstände dieser Achtung zu werden, diesen Credit und diesen Rang unter unsern Mitbürgern zu verdienen und zu erhalten, ist vielleicht die stärkste aller unsrer Begierden, und unsere Aengstlichkeit die Vortheile des äussern Glückes zu erwerben, wird dem zufolge weit mehr durch diese Begierde gereizt und aufgeregt, als durch das Verlangen, die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Leibes, die im Grunde immer sehr leicht herbeyzuschaffen sind, zu erhalten.

Unser Rang und Credit unter unsern Mitbürgern hängt aber auch noch von etwas anderm ab, wovon er den Grundsäzzen der Tugend zufolge billig allein abhängen sollte; nehmlich von unserm Ruf und Betragen, oder vom dem Zutrauen, der Achtung und dem guten Willen, welche diese natürlicher Weise in den Leuten, mit denen wir umgehn, erregen.

Die Sorge für die Gesundheit, den Wohlstand, den Rang und Ruf des Individui, als diejenigen Gegenstände, von welchen dessen idealische Wohlfahrt der gemeinen Voraussezzung zufolge hauptsächlich abhängt, wird als das schickliche Geschäft derjenigen Tugend betrachtet, welche gemeiniglich Klugheit heißt.

Wir leiden mehr, wie bereits bemerkt worden ist, wenn wir aus einer bessern Lage zu einer schlimmern heruntersinken, als wir jemalen genießen, wenn wir aus einer schlimmern zu einer bessern emporsteigen. Die Sicherheit ist demnach das erste und hauptsächlichste Object der Klugheit. Sie weigert sich, unsre Gesundheit, unser Vermögen, unsern Rang, oder Ruf einiger Gefahr bloszustellen. Sie ist eher vorsichtig, als unternehmend, eher ängstlich, die Vortheile, die wir einmahl besizzen, zu erhalten, als eifrig, zu Erwerbung andrer Vortheile uns aufzufordern. Empfiehlt sie uns etwa gewisse Maaßregeln zur Verbesserung unsers Glückes, so sind es allzeit solche, die uns keinem Verlust und keiner Gefahr bloßstellen: wahrhafte Kenntniß und Geschicklichkeit in unserm Beruf und Gewerbe; Emsigkeit und Unverdrossenheit in der Uebung desselben; Rathlichkeit, und sogar ein Grad von Sparsamkeit in allen unsern Ausgaben.

Der Kluge befleißigt sich allzeit ernstlich, zu verstehen, was er zu verstehen vorgibt und nicht bloß andre zu über-

reden, daß er es verstehe; und sollten auch seine Talente nicht immer von der glänzendsten Art sey; so sind sie doch allzeit ächter Art. Nie versucht er, dich durch die verschmitzten Kunststückchen eines ausgelernten Betrügers, noch durch die übermüthige Mine eines selbstgefälligen Pedanten, noch durch die dreisten Anmaassungen eines oberflächlichen und unverschämten Windmachers zu hintergehen. Selbst diejenigen Fähigkeiten, die er wirklich besitzt, trägt er keinesweges auf eine pralende Weise zur Schau. Seine Unterhaltung ist einfach und bescheiden, und verhaßt sind ihm alle jene marktschreyerische Künste, durch welche sich so manche der Kenntnißnehmung des Publici aufdringen. Um den Ruff eines in seinem Fach geschickten Mannes zu erlangen, wählt er das einfachste aller Mittel, die Erwerbung wirklich gründlicher Kenntnisse und Geschicklichkeiten in seinem Fache; und es fällt ihm selten ein, sich um die Gunst jener kleinen Klubs und Kabalen zu bewerben, die sich in den höhern Künsten und Wissenschaften so oft zu obersten Richtern alles Verdienstes aufwerfen und sich ein eignes Geschäft daraus machen, einer des andern Talente und Tugenden herauszustreichen, jedes andre Talent aber, das ihnen etwa Hinderung thun könnte, zu verschreyen. Sollte er sich jemalen mit einer ähnlichen Gesellschaft in einige Verbindung einlassen, so geschieht es bloß als Maaßregel der Selbstvertheidigung nicht um das Publikum zu täuschen, sondern um zu hindern, daß es nicht zu seinem Nachtheil, durch das Geschrey, das Geflisper, oder die Intriguen, entweder dieser nehmlichen, oder einer andern ähnlichen Gesellschaft getäuschet werde.

Der Kluge ist allezeit aufrichtig; und es schaudert ihn vor dem Gedanken selber, daß er sich dem Schimpfe, welcher die ertappte Falschheit bestrafet, bloß stellen solle.

Allein, wie wohl immer aufrichtig, so ist er doch nicht immer freymüthig und offen; und wiewohl er nie etwas anders als die Wahrheit sagt, so hält er sich doch nicht verbunden, ohne schickliche Aufforderung, allezeit die ganze Wahrheit zu sagen. So wie er vorsichtig in seinen Handlungen ist, so ist er auch zurückhaltend in seinen Reden, und sucht, keinem Menschen seine Meinung über Sachen oder Personen rascher oder unnöthiger Weise aufzudringen.

Der Kluge, wiewohl nicht immer eben durch die allerzarteste Fühlbarkeit ausgezeichnet, ist dennoch der Freundschaft allezeit sehr fähig. Aber seine Freundschaft ist nicht jene brennende, leidenschaftliche, und nur zu oft vorübergehende Zuneigung, die den Edelmuth der Jugend und der Unerfahrenheit so höchlich entzücket. Es ist eine ruhige, aber standhafte und getreue Anhänglichkeit an wenig wohlgeprüfte und wohlgewählte Gefärthen, bey deren Wohl ihn nicht die schwindelnde Bewunderung schimmernder Vorzüge, sondern die nüchterne Hochschäzzung, der Bescheidenheit, Mässigung, und eines unsträflichen Betragens leitete. Ohngeachtet dieser glücklichen Stimmung für die wahre Freundschaft ist er jedoch zu einer allgemeinen Geselligkeit nicht sonderlich gestimmet. Selten besucht, und noch seltner figurirt er in jenen schmausenden Zirkeln, die durch die Munterkeit und Jovialität ihres Tons sich auszeichnen. Ihre Lebensweise würde der Gleichförmigkeit seiner Diät, der Beharrlichseines Fleisses und der Genauigkeit seines häußlichen Lebens zu vielen Eintrag thun.

Obgleich demnach sein Umgang eben nicht allezeit sonderlich lebhaft und unterhaltend seyn mag, so ist derselbe doch allezeit ganz unanstössig. Er hasset den Ge-

danken, sich einiges Muthwillens oder einiger Grobheit schuldig zu machen. Er maaßet sich nie unschicklicher Weise irgend eines Vorzugs über jemand andern an, sondern ist vielmehr bey allen gewöhnlichen Vorfällen geneigter, sich unter seines gleichen, als über dieselben zu drängen. In seinem Betragen sowohl, als in seinem Umgange, ist er ein genauer Beobachter des Wohlstandes, und mit strenger beynahe religiöser Gewissenhaftigkeit respektirt er das ganze konventionelle Decorum und Zeremoniell der Gesellschaft. Und wahrlich giebt er in dieser Hinsicht ein ungleich nachahmenswürdigeres Beyspiel, als so manche Männer von weit schimmerndern Talenten und Tugenden thaten, Männer, die zu allen Zeitaltern, vor jenem des Sokrates und Aristippus bis herab zu dem des Swift uud Voltaire, und vor jenem des Philipp und Alexander biß herab zu dem des großen Russischen Peter sich durch eine höchst unschickliche und beynah übermüthige Verachtung alles gesellschaftlichen Wohlstandes auszeichneten, und solchergestalt jenen kleinen Seelen, die ihnen zu gleichen wünschten, und statt ihren Tugenden nachzueiffern, sich mit Nachäffung ihrer Thorheiten beschäftigten, ein höchst schädliches Beyspiel geben.

In der Beharrlichkeit seines Fleisses und seiner Frugalität, in der standhaften Aufopferung der Ruhe und des Genusses des gegenwärtigen Augenblickes zu Gunsten eines erwarteten grössern Genusses und einer gehoften grössern Ruhe in einem fernern aber dauerndern Zeitraume, wird der Kluge allezeit durch die volle Genehmhaltung des unpartheyischen Zuschauers sowohl, als des Bevollmächtigten des unpartheyischen Zuschauers des Menschen in ihm beydes unterstüzzet und belehret. Der unpartheyische Zuschauer fühlt sich weder durch die gegenwärtige An-

strengung derer, deren Betragen er überschauet, ausgemergelt, noch durch die ungestümen Aufforderungen ihrer gegenwärtigen Gelüste belästigt. Ihm gilt ihre gegenwärtige, uns wahrscheinlich künftige Lage beynahe einerley; er siehet beyde beynahe in gleicher Entfernung, und fühlt sich von ihnen beynahe auf einerley Weise affiziret. Er weiß jedoch, daß sie den eigentlich affizirtesten Personen keinesweges einerley seyn, und daß diese unmöglich von ihnen auf einerley Weise affizirt werden können. Er kann daher jener so schicklichen Erweisung von Selbstbeherrschung, die es ihnen möglich macht, so zu handeln, als ob ihre gegenwärtige und künftige Lage sie beynahe auf einerley Weise affizirten, weder seine Billigung noch seinen lauten Beyfall versagen.

Derjenige, welcher seine Ausgaben noch diesseits der Grenze seiner Einnahme beschränket, ist mit seiner, durch unaufhörliche wiewohl kleine Anhäuffungen sich täglich bessernden Lage natürlicher Weise ganz wohl zufrieden. Er ist im Stande, in der Strenge seiner Sparsamkeit und in der Pünktlichkeit seines Fleisses nach und nach ein wenig nachzulassen, und fühlet diesen stuffenweisen Anwuchs seiner Ruhe und seines Genusses um so lebhafter, je stärker er die mit ihrem Mangel verknüpften Beschwerden fühlte. Er übereilt sich nicht eine so behagliche Lage zu verlassen, und macht nicht Jagd auf Abentheuer und Unternehmungen, welche die sichre Ruhe, deren er wirklich genießt, zwar wohl gefährden, aber nicht sonderlich vergrössern könnten. Läßt er sich in irgend einen neuen Plan oder irgend eine andre Unternehmung ein, so hat er sie allem Anschein nach vorher wohl entworfen, und sorgsam vorbereitet. Die Noth dringt ihn nicht, sich übereilter Weise in dergleichen hineinzustürzen, sondern er hat hinreichende Zeit und Muße ihre wahrscheinlichen Folgen mit Nüchternheit und kaltem Blute zu überdenken.

Der Kluge unterwirft sich nicht gern einiger Verantwortlichkeit die die Pflicht ihm nicht auferlegt. Er mischt sich nicht in Dinge, die ihn nichts angehn; er steckt sich nicht zwischen die Angelegenheiten andrer Leute; er ist kein allzeitfertiger Rathgeber, der auch denen seinen Rath aufbringt, die dessen nicht begehren. Er begränzt sich, so weit die Pflicht es erlaubt, auf seine eignen Geschäffte, und findet keinen Geschmack an jener lächerlichen Wichtigkeit, welche manche Leute aus ihrem scheinbaren Einflusse auf die Führung fremder Angelegenheiten ableiten. Er hasset, sich in Partheyen, Komplotte und Faktionen einzulassen, und lehnet selbst der Stimme eines edlen und erlaubten Ehrgeizzes sein Ohr nicht allzubereitwillig. Bestimmt aufgefordert, lehnt er zwar den Dienst seines Landes nicht ab, aber er intriguirt nicht, um sich in ihn hineinzudrängen; und würd' es weit lieber sehn, daß Andre sich der Führung der Staatsgeschäfte unterzögen, als daß ihm die damit verbundne Beschwerde und Verantwortlichkeit zur Last fiele. Im Grunde seines Herzens würde er den ungestöhrten Genuß einer sichern Ruhe, nicht nur dem eiteln Glanze einer mit Erfolg gekrönten Ehrsucht, sondern auch dem wahren und gründlichen Ruhme die größten und großmüthigsten Thaten zu vollenden, vorziehen.

Kurz, die Klugheit, wenn sie sich bloß mit der Fürsorge für die Gesundheit, das Vermögen, den Rang und Ruf des Individui beschäftigt, wird zwar als eine achtungswürdige, gewissermaßen auch liebenswerthe und angenehme Eigenschaft betrachtet, nie aber als eine jener Tugenden, die den Geist am meisten verschönern und veredeln. Sie flößt eine gewisse kalte Hochschäzzung ein, scheint aber auf feurige Liebe und Bewunderung keinen Anspruch machen zu dürfen.

Ein weises und besonnenes Betragen wird jedoch auch dann, wenn es grössere und würdigere Gegenstände bezwecket, als die Erhaltung der Gesundheit, des Vermögens, des Rangs und Ruffes des Individui, sehr oft und sehr schicklich Klugheit genannt. Wir reden von der Klugheit des großen Feldherrn, des großen Staatsmannes, des großen Gesetzgebers. In allen diesen Fällen ist die Klugheit mit manchen grössern und glänzendern Tugenden verbunden, mit Tapferkeit, mit ausgebreitetem und starken Wohlwollen, mit einer heiligen Ehrfurcht vor den Regeln der Gerechtigkeit, und mit einem schicklichen Grade von Selbstbeherrschung, als der Grundfeste aller dieser Tugenden. Diese erhabene Klugheit sezt, wenn sie auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit gediehen ist, nothwendig die Kunst, das Talent und die Fertigkeit voraus, in allen möglichen Umständen und Situationen mit der vollkommensten Schicklichkeit zu verfahren. Sie sezt voraus, die äusserste Vollendung aller intellecktuellen und aller moralischen Kräfte. Sie ist der beste Kopf in Verbindung mit dem besten Herzen. Sie ist die vollendetste Weißheit in Verbindung mit der vollendetsten Tugend. Sie konstituirt ohngefähr den Charakter des Akademischen oder Peripatetischen Weisen, so wie jene mindere Klugheit jenen des Epikurischen.

Bloße Unklugheit; oder bloßer Mangel an Fähigkeit, für sich selbst zu sorgen ist dem Edelmüthigen und Menschenfreundlichen bloß Gegenstand des Mitleides; dem Menschen von minder zarten Gefühlen Gegenstand der Vernachlässigung, aufs schlimmste, der Verachtung, nie aber des Hasses oder Unwillens. In Verbindung mit andern Lastern hingegen erschweret sie die Infamie und Schande, die diese ohnehin begleiten würde, in hohem Grade. Der verschmizte Spizbube, dessen Gewandtheit

und Geschicklichkeit, ihn, wenn nicht vor starkem Verdachte, so doch vor der Züchtigung oder offenbaren Entdeckung schüzzen, findet nur zu oft in der Welt eine Nachsicht, die er nicht verdienet. Der tölpische und närrische Bösewicht hingegen, welcher aus Mangel jener Gewandtheit und Geschicklichkeit überzeugt und zur Strafe gezogen wird, ist der Gegenstand allgemeinen Hasses, allgemeiner Verachtung und Verspottung. In Ländern, worinnen große Verbrechen oft ungestraft hingehn, verliehren auch die allerscheußlichsten Handlungen ihr Auffallendes, und hören auf, dem Volke jenen Abscheu einzuflieſsen, den sie in Ländern, worinnen eine sorgfältigere Gerechtigkeitspflege statt findet, allgemein erregen würden. Die Ungerechtigkeit ist in beyden Ländern die Nehmliche; die Unklugheit aber oft sehr verschieden. In den leztern sind große Verbrechen augenscheinlich große Thorheiten. In den erstern erscheinen sie nicht immer in solchem Lichte. In Italien scheinen während des größern Theiles des sechszehnten Jahrhunderts Meuchelmorde, und Todtschläge, ja sogar Todtschläge nach vorher feyerlich zugelobter Sicherheit unter den höhern Volksständen gäng und gebe gewesen zu seyn. Cäsar Bergia lud vier kleine Fürsten in seiner Nachbarschaft, deren jeder einen eignen kleinen Staat besaß, und eine eigne kleine Armee unterhielt, zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft nach Sinigaglia ein, wo er sie unmittelbar nach ihrer Ankunft, alle vier umbringen ließ. Diese schändliche That konnte freilich selbst in diesem Zeitalter der Verbrechen nicht gebilligt werden, gleichwohl scheint sie nur sehr wenig zur Entehrung, und nicht das geringste zum Untergange des Urhebers beygetragen zu haben. Dieser Untergang ereignete sich wenige Jahre nachher aus Gründen, welche mit diesem Verbrechen nicht den geringsten Zusammenhang hatten. Machiovell, freylich kein

Mann von sehr zarter Gewissenhaftigkeit, selbst für sein Zeitalter, befand sich grade, als Geschäftsträger des Florentinischen Freystaats, am Hofe des Cäsar Bergia, als dieß Verbrechen begangen wurde. Er beschreibt den Hergang ausführlich, und das in jener reinen, einfachen und eleganten Sprache, die seine Schriften auszeichnet. Er spricht mit großer Kälte davon, belustigt sich an der Geschicklichkeit, mit welcher Cäsar den Handel einleitete; bezeugt viele Verachtung für die leichtgläubige Schwachheit der Leidenden, aber nicht das geringste Mitleid mit ihrem jämmerlichen und unzeitigen Tode, noch einigen Unwillen über die Grausamkeit und Falschheit ihres Mörders. Auf die nehmliche Weise werden die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten großer Eroberer oft mit alberner Bewunderung betrachtet; kleiner Diebe, Räuber und Mörder ihre aber mit Verachtung, Haß, und sogar mit Abscheu. Die erstern, wie wohl hundertmahl unheilstiftender und zerstöhrender, werden, wenn sie anders nur mit einem glücklichen Erfolge gekrönt sind, sehr oft als Thaten des höchsten Heroismus bewundert. Die leztern verachtet und verabscheut man als Thorheiten nicht minder, denn als Verbrechen der verächtlichsten und unwürdigsten Menschen. Die Ungerechtigkeit der erstern ist gewiß, wenigstens eben so groß, als der leztern ihre; aber die Thorheit und Unklugheit ist in jenem Falle geringer. Ein ruchloser und unsittlicher Mensch von Talenten hilft sich oft mit weit größerm Credit durch die Welt, als er verdienet. Ein ruchloser und unsittlicher Dumkopft ist unter allen menschlichen Wesen das verhaßteste, wie das verächtlichste. So wie Klugheit, in Verbindung mit andern Tugenden den edelsten aller Karakter ausmacht, so bildet hingegen Dummheit in Vereinigung mit andern Lastern den verächtlichsten von allen.

Zweyter Abschnitt.

Vom Charakter des Individui, in so fern er die Glückseligkeit Anderer affizirt.

Einleitung.

Der Charakter des Individui kann die Glückseligkeit Anderer nur zu einem gedoppelten Zwecke affiziren; zu deren Beförderung oder Beeinträchtigung.

Schicklicher Unwille über zugesonnenes oder wirklich zugefügtes Unrecht ist die einzige Triebfeder, die er in den Augen des unpartheyischen Zuschauers rechtfertigen kann, wenn wir die Glückseligkeit unsers Nachbarn stöhren oder unterbrechen. Thun wir es aus irgend einem andern Beweggrunde, so verlezzen wir selber die Gesezze der Gerechtigkeit, dergleichen Verlezzungen mit Gewalt gehindert oder gestraft werden müssen. Eine solche Verlezzung wechselseitiger Glückseligkeit durch die ganze vereinigte Gewalt des Staates so viel möglich zu verhindern, ist ein vorzüglisches Augenmerk jedes Staates und Gemeinwesens.

Die Regeln, welche derselbe zu diesem Behufe festsezt, konstituiren die Civil- und Criminalgesezze jedes Staates oder Landes. Die Prinzipe, auf welche diese Regeln gegründet werden, oder billig gegründet werden müßten, sind der Vorwurf einer eigenen Wissenschaft, der wichtigsten, aber auch bisher vielleicht am wenigsten bearbeiteten aller Wissenschaften, jener der natürlichen Jurispru-

denz; über welche mich hier ausführlicher zu verbreiten, zu meinem dermaligen Zwecke nicht gehöret. Eine gleichsam heilige Scheu, die Glückseligkeit des Nächsten in irgend einer Hinsicht zu stöhren selbst in Fällen, wo die Gesezze ihn nicht schicklich schüzzen könnten, bildet den Charakter des vollkommen unschuldigen und gerechten Mannes; ein Charakter, der, bis zu einer gewissen Zartheit der Aufmerksamkeit getrieben, allezeit um sein selbstwillen höchst achtungswerth, und selbst ehrwürdig ist, und schwerlich jemalen ohne manche andre Tugenden statt hat, ohne große Fühlbarkeit für andre Leute, ohne große Menschenfreundlichkeit, und großes Wohlwollen. Es ist dieses ein hinlänglich verstandner Charakter, der daher keiner weitern Erläuterung bedarf. Ich werde mich in diesem Abschnitte bloß mit Erklärung des Grundes jener Ordnung beschäftigen, welche uns die Natur zur Vertheilung unsrer Dienstleistungen, und zur Richtung und Anwendung unsrer sehr eingeschränkten wohlwollenden Kräfte scheinet vorgezeichnet zu haben, und zwar zuerst gegen Individuen, und zum zweyten gegen Gesellschaften.

Hier werden wir finden, daß die nehmliche nimmerirrende Weisheit, welche die Natur in jedem andern Theile ihres Betragen leitet, auch in diesem höchst wichtigen Punkte statt hat; daß sie nehmlich das Interesse Anderer uns grade in dem Maaße mehr oder weniger empfiehlt, in welchem unser Wohlwollen mehr oder weniger empfiehlt, in welchem unser Wohlwollen mehr oder minder nöthig, und mehr oder minder nüzlich seyn kann.

Erstes Kapitel.

Von der Ordnung, in welcher die Natur die Individuen unsrer Sorgfalt und Aufmerksamkeit empfiehlt.

Jeder Mensch ist, wie die Stoiker zu sagen pflegten, zuförderst und hauptsächlich seiner einen Fürsorge empfohlen, und jeder Mensch ist gewiß in jeder Rücksicht, fähiger und tauglicher, für sich selbst zu sorgen, als für jemand anders. Jeder Mensch fühlt seine eignen Freuden und seine eignen Schmerzen empfindlicher, als die Freuden und Schmerzen anderer. Die erstern sind die ursprünglichen Gefühle; die leztern die reflektirten oder sympathetischen Bilder von jenen. Die Erstern könnte man die Substanz, die leztern den Schatten nennen.

Nächst ihm selber sind die Mitglieder seiner eignen Familie, jene, die gewöhnlich in Einerley Hause mit ihm leben, seine Eltern, Kinder, Brüder und Schwestern die natürlichsten Gegenstände seiner wärmsten Zuneigung. Sie sind natürlicher und gewöhnlicher Weise diejenigen Personen, auf deren Glück, oder Elend sein Betragen den größten Einfluß hat. Es ist ihm habitueller, mit ihnen zu sympathisiren. Er weiß genauer, auf was Weise alles und jedes sie affiziren werde. Seine Sympathie ist in Hinsicht ihrer bestimmter, als sie es in Hinsicht der mehrsten andern Menschen seyn kann. Kurz, sie kömmt demjenigen näher, was er für sich selbst empfindet.

Diese Sympathe, und die auf sie gegründeten Affekte lenket die Natur stärker auf die Seite seiner Eltern, als seiner; und seine Zärtlichkeit gegen die erstern scheint gemeiniglich ein weit thätigeres Prinzip, als seine Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen die leztern. In dem natürlichen Laufe der Dinge beruhet, wie bereits bemerkt worden, das Daseyn des Kindes, einige Zeit nach seinem Eintritt in die Welt ganz allein auf der Fürsorge der Eltern; der Eltern ihres weit seltner auf der Fürsorge der Kinder. In den Augen der Natur, scheint es, ist ein Kind ein ungleich wichtigerer Gegenstand, als ein alter Mensch; es erregt eine weit lebhaftere sowohl, als weit allgemeinere Sympathie, und es ist recht und billig, daß dem so sey. Von einem Kinde ist noch alles zu erwarten, oder wenigstens zu hoffen; von alten Leuten aber, ausserordentliche Fälle abgerechnet, sehr wenig. Die Schwäche der Kindheit interessirt die Affekten des fühllosesten und hartherzigsten Menschen. Die Gebrechen des Alters, dienen jedem, nur nicht dem Tugendhaften und Menschlichgesinnten, zur Verachtung und zum Gelächter. In gewöhnlichen Fällen stirbt ein alter Mann, ohne sonderlich von jemanden bedauert zu werden. Kaum jemalen stirbt ein Kind, ohne daß irgend Jemandes Herz dadurch zerfleischet werde.

Die frühesten Freundschaften, die Freundschaften, welche die Natur selber in dem Alter, wo das Herz dieses Gefühles am empfänglichsten ist, zu schließen scheinet, sind jene zwischen Brüder und Schwestern. Ihr gutes Einverständniß ist, so lange sie in der nehmlichen Familie bleiben, zu deren Ruhe und Glückseligkeit unentbehrlich. Sie sind fähig einander mehr Schmerz oder Freude zu verursachen, als dem größern Theile anderer Menschen. Vermöge ihrer Lage ist ihre wechselseitige Sympathie für

ihre gemeinschaftliche Glückseeligkeit von der äussersten Wichtigkeit; und vermöge der weisen Einrichtung der Natur nöthigt die nehmliche Lage sie sich in einander zu schicken, und ertheilt dadurch jener Sympathie eine desto größere Fertigkeit, Lebhaftigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Die Kinder von Brüdern und von Schwestern werden natürlicher Weise durch die Freundschaft, welche zwischen ihren Eltern auch nach deren Trennung in verschiedne Familien noch ferner statt hat, ebenfalls verbunden. Ihr gutes Einverständniß vergrößert die Genüsse jener Freundschaft; ihre Eintracht würde selbige stöhren. Da sie indessen selten in Einerley Familie zusammenleben, so sind sie einander zwar wichtiger, als die meisten andern Leute, aber ungleich weniger wichtig, als Schwester und Brüder. So wie ihre wechselseitige Sympathie weniger nothwendig ist, so ist sie auch weniger habituell, und demnach verhältnißmäßig schwächer.

Die Kinder von Geschwisterkindern sind einander noch weniger nahe, und daher auch einander noch weniger wichtig; und die wechselseitige Zuneigung mindert sich in eben dem Grade, in welchem die Stufen der Verwandtschaft sich von einander entfernen.

Was man Zuneigung nennet, ist im Grunde nichts als habituelle Sympathie. Unsre Theilnehmung an Glück oder Unglück derer, die die Gegenstände unsrer sogenannten Zuneigung sind; unser Verlangen das Eine zu befördern, das andre aber zu verhüten; ist entweder das wirkliche Gefühl dieser habituellen Sympathie, oder die natürliche Folge derselben. Verwandten befinden sich gemeiniglich in Lagen, aus welchen diese habituelle Sym-

pathie natürlicher Weise entspringet; man erwartet daher, daß auch ein schicklicher Grad von Zuneigung zwischen ihnen statt finde. Wir finden gemeiniglich, daß sie wirklich statt hat; wir erwarten daher, daß sie allewege statt haben werde, und finden es sehr anstößig, wenn wir sie bey irgend einer Gelegenheit vermissen. Es ist festgesezter Grundsaz, daß Personen, die in gewissem Grade mit einander verwandt sind, allezeit auf eine gewisse Weise gegen einander affizirt seyn müssen, und daß es allezeit äusserst unschicklich, ja bisweilen eine Art von Impietät sey, wenn sie anders gegen einander affizirt sind. Eltern ohne elterliche Zärtlichkeit, Kinder ohne alle kindliche Liebe, dünken uns Ungeheuer, schickliche Gegenstände nicht nur unsers Hasses, sondern auch unsers Abscheus.

Sollten auch in irgend einem besondern Falle die Umstände, welche die sogenannten natürlichen Zuneigungen gemeiniglich erzeugen, nicht statt gehabt haben, so pflegt doch die Achtung für die allgemeine Regel ihren Mangel oft zu ersezzen, und etwas jener Zuneigung, wenn nicht ganz gleiches, doch sehr ähnliches hervorzubringen. Ein Vater pflegt weniger zärtlich gegen ein Kind gestimmt zu seyn, das durch einen Zufall in der Kindheit von ihm getrennt worden, und nicht eher, als in den Jahren der Mannheit zu ihm zurückkehrt. Der Vater pflegt in diesem Falle weniger natürliche Liebe für sein Kind, das Kind, weniger kindliche Ehrerbietung für seinen Vater zu fühlen. Brüder und Schwestern, die in der Entfernung von einander auferzogen wurden, pflegen eine ähnliche Abnahme ihrer Zuneigung zu erfahren. In der Seele des Tugendhaften und vom Pflichtgefühl durchdrungenen Mannes wird jedoch die Achtung für die allgemeine Regel oft etwas jener natürlichen Zuneigung wenn nicht ganz Gleiches, doch sehr Aehnliches hervorbrin-

gen. Selbst während der Trennung sind Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern keinesweges gleichgültig gegen einander. Sie betrachten einander als Personen, zwischen welchen eine wechselseitige Zuneigung statt haben muß, und leben in der Hofnung, dereinstens noch in eine Lage zu gelangen, worinnen sie jener Freundschaft, die zwischen so nahe verbundenen Personen natürlich ist, in der That werden genießen können. Bis dieser gewünschte Augenblick erscheinet, ist der abwesende Sohn, der abwesende Bruder, gemeiniglich Lieblingssohn, Lieblingsbruder. Sie haben einander nie, oder wenigstens von so gar langer Zeit beleidigt, daß die Beleidigung, als ein, des Erinnerns nicht würdiger Kinderstreich längst vergessen wurde. Alles, was nur erträglich gutgeartete Personen ihnen von einander berichteten, war im höchsten Grade schmeichelhaft und günstig. Der abwesende Sohn, der abwesende Bruder ist kein gewöhnlicher Sohn, kein gewöhnlicher Bruder; es ist ein ganz vollkommener Sohn, es ist ein ganz vollkommener Bruder, und man unterhält die allerausschweifendsten Hoffnungen von dem Glück, das man einstens in dem Umgange so vortreflicher Personen geniessen werde. Kommen die Langegetrennten endlich zusammen, so geschieht es mit einer so starken Empfänglichkeit für jene habituelle Sympathie, welche die Familienneigung ausdacht, daß sie sich sehr leicht einbilden, sie schon wirklich zu empfinden, und sich auch dem gemäß gegen einander betragen. Dennoch fürcht' ich, daß die Zeit und die Erfahrung sie nur zu oft aus dem süßen Traume reissen werde. Bey näherer Bekanntschaft entdecken sie zum öftern in einander ganz andre Fertigkeiten, Launen, und Neigungen, als sie erwarteten, und aus Mangel an habitueller Sympathie, an dem wirklichen Prinzip der sogenannten Familienliebe, können sie sich nicht leicht mehr in dieselben schicken. Sie haben nie in

der Lage gelebt, die ein solches gefälliges Ineinanderschiken durch eine Art von Nothdrang bewürket, und wenn sie es auch izt noch, noch so gern lernen möchten, so haben sie doch schon die Fähigkeit, es zu lernen, verlohren. Jener vertrauliche Umgaug, den sie im Umfange mit einander pflogen, wird ihnen daher bald weniger angenehm, mithin auch weniger häufig. Es kann seyn, daß sie fortfahren, einander alle wesentliche gute Dienste zu leisten, und den äussern Schein einer wohlanständigen Achtung aufs gewissenhafteste gegen einander zu beobachten. Jener herzlichen Zufriedenheit aber, jener süssen Sympathie, jener vertraulichen und zwanglosen Offenherzigkeit, die den Umgang derer, die lang aufs vertraulichste mit einander lebten, so sehr verschönert, werden sie schwerlich jemalen vollständig geniessen können.

Und selbst dieses schwache Ansehn behauptet die allgemeine Regel nur über die Seele desjenigen, dem Tugend und Pflicht noch heilig sind. Der Eitle, Grundsazlose, Zerstreuungssüchtige, beweißt ihr nicht die geringste Achtung. Vielmehr erwähnt er ihrer selten anders, als mit Spott und Verachtung; und eine frühe und lange Trennung ermangelt nie, von seinen Blutsfreunden ihn durchaus zu entfremden. Leuten dieses Schlages kann die Rücksicht auf die allgemeine Regel höchstens eine gewisse kalte und affektirte Höflichkeit (einen schwachen Schattenriß der wahren Achtung) abnöthigen, und auch dieser macht das geringste Zunahe, das unbedeutendste In Wegtreten, gemeiniglich ein gänzliches Ende.

Die Erziehung der Knaben in entfernten großen Schulen, der Jünglinge auf entfernten Akademieen, der Mädchen in entfernten Nonnenklöstern oder Pensionsanstalten, scheint in Frankreich und England die häußlichen

Sitten, und folglich auch die häusliche Glückseligkeit der höhern Stände auf eine sehr wesentliche Art beinträchtigt zu haben. Wünscht ihr, eure Kinder zur Ehrfurcht gegen ihre Eltern, zur Gefälligkeit und Zuneigung gegen ihre Geschwister zu erziehen; so versezt sie in die Nothwendigkeit, gehorsame Kinder, gefällige und liebreiche Geschwister zu seyn, erzieht sie in euren eignen Häusern! Laßt sie täglich aus dem elterlichen Hause in die öffentlichen Schulen gehn, um dorten ihren Geist zu bilden: aber ihre Wohnung sey und bleibe in eurem Hause! Die Ehrfurcht für euch wird ihrem Betragen einen sehr heilsamen Zwang auflegen; so wie die Ehrfurcht für sie nicht selten dem Eurigen einen eben so nüzlichen auflegen dürfte. Keine Vortheile wahrlich der sogenannten öffentlichen Erziehung können die unausbleiblich mit ihr verbundnen Nachtheile ersezzen. Die häusliche Erziehung ist Einrichtung der Natur; die öffentliche, Erfindung von Menschen. Welche von beyden die weiseste seyn möge, bedarf keines Bemerkens.

In einigen Trauerspielen und Romanen sind manche schöne und interessante Auftritte auf die sogenannte Stärke des Geblüthes, oder jene wunderbare Zuneigung gegründet, welche man zwischen nahen Verwandten denkt, auch ehe sie noch einmal wissen, daß sie mit einander so nahe verwandt seyn. Ich fürchte aber, daß diese Stärke des Geblüthes nirgend als in Trauerspielen und Romanen existire. Selbst in Trauerspielen und Romanen läßt man sie nur zwischen Verwandten statt haben, die in Einerley Hause mit einander auferzogen wurden, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern. Zwischen Geschwisterkindern, oder gar zwischen Oheimen und Muhmen, Neffen und Nichten einen so geheimnißvollen Zug zu statuiren, wäre allzulächerlich.

In Hirtenländern, und überhaupt in jedem Lande, wo das Ansehn der Gesezze nicht hinreicht, jedem Mitgliede des Staates vollkommne Sicherheit zu gewähren, bleiben die verschiednen Zweige einer und derselben Familie gemeiniglich einander in der Nähe. Diese ihre Vergesellschaftung ist oft zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung nöthig. Sie sind einander alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, mehr oder minder wichtig. Ihre Eintracht verstärkt ihre nothwendige Vergesellschaftung; ihre Zwietracht schwächt sie allezeit, und zerstöhrt sie bisweilen gänzlich. Sie haben mehr Umgang mit einander, als mit den Mitgliedern jedes andern Stammes. Auch die entferntesten Mitglieder des nehmlichen Stammes machen ihr Recht auf ihre wechselseitige Verbindung geltend; und erwarten unter übrigens gleichen Umständen, mit unterscheidenderer Aufmerksamkeit behandelt zu werden, als diejenigen, die dergleichen Ansprüche nicht haben. Es ist noch nicht gar lange, daß in den Schottischen Hochlanden das Oberhaupt des Stammes den ärmsten Mann seines Clans als seinen Vetter und Verwandten anzusehn pflegte. Eben diese weitreichende Hinsicht auf Verwandtschaft soll auch unter den Tatarn, Arabern und Türkomannen Staat haben, und hat, glaub' ich, unter allen Völkern Statt, die sich ohngefähr in dem nehmlichen gesellschaftlichen Zustande befinden, worinnen die Schottischen Hochlande zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts waren.

In handelnden Ländern, wo die Autorität der Gesezze allezeit vollkommen hinreicht, auch den geringsten Mann im Staate zu beschüzzen, haben die Abkömmlinge der nehmlichen Familie weniger Ursache, so stark zusammenzuhalten, und trennen und zerstreuen sich daher, je nachdem ihr Vortheil oder ihre Neigung es erfordert. Sie

hören bald auf, einander wichtig zu seyn, und verliehren in wenig Zeugungen, nicht allein Sorgsamkeit um einander, sondern auch von Erinnerung ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, und jenes Zusammenhangs, der ihre Vorfahren an einander knüpfte. Die Rücksicht auf entfernte Verwandtschaften vermindert sich in einem Lande grade in dem Verhältniß, worinn die Civilisation desselben steigt. England ist länger und vollständiger civilisirt als Schottland; dem zufolge werden entfernte Verwandte in dem leztern Lande mehr geachtet, als in dem erstern; wiewohl auch dieser Unterschied zwischen den beyden Ländern täglich mehr abnimmt. Große Herren freylich, sezzen noch in einem jeden Lande etwas darein, ihre Verbindung mit einander, und wäre sie noch so entfernt, in Erinnerung zu bringen, und anzuerkennen. Die Erinnerung so erlauchter Verwandtschaften schmeichelt ihrer aller Stolze nicht wenig, und es geschieht weder aus Zuneigung, noch aus etwas Zuneigungs ähnlichem, sondern aus der leersten und kindischesten aller Eitelkeiten, daß sie dieses Andenken so sorgfältig bewahren. Sollte ein geringerer, wiewohl vielleicht näherer Verwandter es wagen, so großen Männern seine Beziehung auf ihre Familie in Erinnerung zu bringen, so würden sie ihm ohne Zweifel sagen, daß er sich nicht auf die Genealogie verstände, und über ihre Familiengeschichten sehr schlecht unterrichtet sey. Nicht in diesem Stande, fürcht' ich, dürfen wir eine ausserordentliche Ausdehnung der sogenannten natürlichen Zuneigung suchen.

Diese sogenannte natürliche Zuneigung scheint mir mehr die Würkung der moralischen, als der vermeintlichen physischen Verbindung zwischen den Eltern und dem Kinde zu seyn. Ein eifersüchtiger Ehemann freylich betrachtet ohngeachtet jenes moralischen Zusammenhanges,

ohngeachtet der Erziehung des Kindes in seinem eigenen Hause, das unglückliche Kind, welches er als den Sprößling der Untreue seines Weibes ansiehet, mit Haß und Abscheu. Es ist das dauernde Denkmal einer ihm äusserst anstössigen Ereigniß, seiner eignen Erfahrung, und der Beschimpfung seiner Familie.

Unter wohlgesitteten Leuten bewürkt das Bedürfniß oder die Bequemlichkeit wechselseitiger Handreichungen sehr oft eine Freundschaft, die jener, welche zwischen den Zweigen Einer und der nehmlichen Familie statt hat, nicht ungleich ist. Die Genossen Einerley Amtes, die Theilnehmer an Einerley Gewerbe, nennen einander Brüder, und unterhalten wirklich oft wahrhaftig brüderliche Gefühle gegen einander. Ihre wechselseitige Vertraulichkeit ist ein Vortheil für beyde, und wenn sie erträglich verständige Menschen sind, so ermangeln sie auch wirklich nicht, einander zu vertragen. Wir erwarten, daß sie es thun werden, und thun sie es nicht, so befremdet und empört es uns. Die Römer bezeichneten diese Art von Anhänglichkeit mit dem Wort Necessitudo, dessen Ableitung anzudeuten scheinet, daß der Nothdrang der Lage dieselbe den Menschen auflege.

Selbst der unbedeutende Umstand, daß man in einerley Nachbarschaft lebe, bewürket etwas Aehnliches. Wir achten das Antliz eines Menschen, den wir alle Tage sehn, vorausgesezt, daß er uns nie beleidigte. Nachbarn können einander sehr behülflich, aber auch sehr beschwerlich seyn. Sind sie ein guter Schlag von Menschen, so vertragen sie einander gerne. Wir erwarten, daß sie es werden; und halten einen bösen Nachbar für einen bösen Menschen. Es gibt gewisse kleine Dienstleistungen, welche wir, der allgemeinen Meinung zufolge, dem Nachbar

leisten müssen, vorzugsweise vor jedem andern, der nicht mit uns in einer solchen Verbindung stehet.

Diese natürliche Anlage, unsre eignen Gesinnungen, Grundsäzze und Gefühle denenjenigen anzupassen und zu verähnlichen, die wir in der Seele der Personen, mit denen wir leben und umgehn müssen, eingewurzelt finden, ist die Ursache jener ansteckenden Kraft beydes der guten und der schlimmen Gesellschaft. Wer sich hauptsächlich zu weisen und tugendhaften Menschen gesellet, mag zwar eben nicht immer selbst tugendhaft und weise werden, wird aber doch nicht umhin können, wenigstens eine gewisse Ehrerbietung für die Weisheit und die Tugend zu fassen; und wer sich hauptsächlich zu wüsten und lüderlichen Menschen hält, wird zwar nicht allemal selbst ein wüster und lüderlicher Mensch werden, gewiß aber allen seinen ursprünglichen Abscheu vor wüsten und verderbten Sitten in kurzem verliehren. Die Aehnlichkeit der Familienkaraktere, die sich so oft durch mehrere auf einanderfolgende Zeugungen fortpflanzt, mag zum Theil dieser unsrer Anlage, uns unsern täglichen Gesellschaftern zu verähnlichen, zuzuschreiben sey. Doch scheint der Grund derselben, so wie der Familienbildung, nicht ganz in dem moralischen, sondern auch zum Theil in dem physischen Zusammenhange zu liegen. Die Familienbildung wenigstens ist ganz und gar auf die Rechnung des Lezten zu bringen.

Unter allen Arten der Anhänglichkeit an ein Individuum ist jedoch jene, die sich einzig auf die Hochschäzzung und Genehmhaltung seines durch lange Erfahrung und Bekanntschaft geprüften guten Betragens gründet, bey weitem die ehrwürdigste. Freundschaften, die nicht aus einer erzwungnen, noch um blosser eigner Bequemlich-

keit willen angenommenen und in Fertigkeit übergangnen Sympathie sich gründen, sondern auf der Sympathie der Natur, auf einem unfreywilligen Gefühle, daß diejenigen, an welche wir uns hängen, die natürlichen und schicklichen Gegenstände der Hochachtung und des Beyfalls seyn, solche Freundschaften können nur zwischen Tugendhaften statt haben. Nur tugendhafte Menschen sind jenes edlen wechselseitigen Vertrauens fähig, das es ihnen unmöglich macht, einander zu beleidigen, oder sich von einander beleidigt zu glauben. Das Laster ist allezeit launisch; die Tugend allein ist gleichförmig und ordentlich. Die Anhänglichkeit, die sich auf die Liebe der Tugend gründet, ist so wie die tugendhafteste, so auch gewiß die glücklichste, beharrlichste und sicherste von allen. Solche Freundschaften dürfen nicht auf eine einzelne Person beschränkt werden, sondern können mit Sicherheit alle weise und tugendhafte Menschen umfassen, mit deren wir lang und innigst bekannt waren, und auf deren Weisheit und Tugend wir in dieser Hinsicht mit Sicherheit rechnen können. Diejenigen, die die Freundschaft gern auf zwey Personen beschränken möchten, scheinen die weise Sicherheit der Freundschaft mit der Eifersucht und Thorheit der Liebe zu verwechseln. Die übereilten, hizzigen und abgeschmackten Seelenbündnisse junger Gecken, die sich, ganz unabhängig von einem rechtschaffenen Wandel, bloß auf irgend einen ähnlichen Charakterzug, auf den Geschmack vielleicht an Einerley Belustigungen, Zerstreuungen und Studien, auf die Uebereinstimmung vielleicht in einer einzelnen nicht eben allgemein angenommenen Meinung gründen; diese Bündnisse, die eine Grille knüpft und eine Grille zerreißt, mögen während ihrer vorübergehenden Dauer den Theilnehmern noch so reizend dünken; den geheiligten und ehrwürdigen Namen der Freundschaft können sie in keine Wege verdienen.

Unter allen Personen indessen, für welche die Natur unsre vorzügliche Wohlthätigkeit auffordert, scheinen diejenigen die schicklichsten Gegenstände derselben, deren Wohlthätigkeit wir selbst bereits erfuhren. Die Natur, die den Menschen zu jenem für seine Glückseligkeit so unentbehrlichen wechselseitigen Wohlwollen bildete, empfiehlet einem jeden dem Wohlwollen derer, gegen welche er sein Wohlwollen selbst äusserte. Sollte ihre Dankbarkeit seiner Wohlthätigkeit nicht allerdings entsprechen, so entspricht das Gefühl seines Verdienstes, die sympathetische Dankbarkeit des unpartheyischen Zuschauers, ihm doch gewiß. Der allgemeine Unwille andrer Leute gegen das Niedrige ihres Undanks, dient so gar bisweilen, das allgemeine Gefühl seines Verdienstes zu erhöhen. Kein wohlwollender Mensch verlohr die Früchte seines Wohlwollens jemahlen gänzlich. Erndtet er sie nicht allezeit von denen, wovon er sie billig hätte erndten sollen, so fehlt es ihm doch selten, sie mit zehnfältigem Zuwachs von andern Leuten zu erndten. Wohlwollen erzeugt Wohlwollen; und wenn von unsern Brüdern geliebt zu werden das große Ziel unsers Ehrgeizes ist, so können wir dieses Ziel nicht sichrer erreichen, als indem wir durch unser Betragen zeigen, daß wir unsrerseits sie wahrhaftig lieben.

Nächst den Personen, die sich unserm Wohlwollen, es sey nun durch Verwandtschaft, oder durch persönliche Eigenschaften, oder ehemahlige Dienste empfehlen, kommen jene, die als schickliche Gegenstände, zwar nicht der eigentlich sogenannten Freundschaft, aber doch unsrer wohlwollenden Aufmerksamkeit und unsrer guten Dienste erscheinen; jene, die sich durch das ausserordentliche ihrer Lage auszeichnen; die ungewöhnlich Glücklichen und ungewöhnlich Unglücklichen, die Reichen und Mächtigen,

die Armen und Elenden. Der Unterschied der Stände, der Frieden und die Ordnung der Gesellschaft gründet sich großen Theiles auf die natürliche Achtung, die wir für die erstern hegen. Die Milderung und Erleichterung des menschlichen Elendes beruht einzig auf unserm Mitleiden mit den Leztern. Unsre Achtung für die Großen pflegt daher am ehesten durch Uebermaaß zu beleidigen, unser Mitgefühl mit dem Elenden durch Mangelhaftigkeit. Die Moralisten ermahnen uns zum Mitleide und zur Mildthätigkeit. Sie warnen uns gegen die Bezauberung der Grösse. Diese Bezauberung ist wirklich so mächtig, daß der Reiche und der Große nur zu oft dem Weisen und Tugendhaften vorgezogen werden. Die Natur erwog sehr weißlich, daß der Unterschied der Stände, der Friede und die Ordnung der Gesellschaft sichrer auf den schlichten und handgreiflichen Unterschiede der Geburt und des Vermögens, als auf dem unsichtbaren und oft schwankendem Unterschiede der Weisheit und der Tugend ruhen würde. Selbst das blödsichtige Auge des großen Haufens kann den erstern gut genug wahrnehmen; den leztern unterscheidet selbst der Scharfblick des Weisen und des Tugendhaften bisweilen nur mit Mühe. In der Ordnung aller dieser Anempfehlungen ist die weise Güte der Natur gleich sichtbar.

Daß die Vereinigung zweyer oder mehrerer von jenen Ursachen, welche unser Wohlwollen reizen, das Wohlwollen selbst verstärke, bedarf vielleicht keines Bemerkens. Die Gunst und Partheylichkeit, welche wir, wenn anders der Neid sich nicht ins Spiel mischt, von Natur für die Grossen hegen, wächst beträchtlich, wenn diese sich zugleich durch Weisheit und Tugend auszeichnen. Sollte ohngeachtet dieser Weisheit und Tugend, der Grosse in jene Unglücksfälle, jene Gefahren und Drangsale gera-

then, welchen die erhabensten Standpunkte oft am meisten ausgesezt sind, so interessiren wir uns weit mehr für sein Schicksal, als wir für das gleiche Schicksal eben so tugendhafter, aber in einer niedrigern Lage sich befindenden Personen thun würden. Die interessantesten Stoffe von Trauerspielen und Romanen sind die Unglücksfälle tugendhafter und großmuthiger Könige und Fürsten. Sollt' es durch weise und männliche Bestrebungen ihnen gelingen, sich aus diesen Unfällen loszuwickeln, und ihre vorige Hoheit und Sicherheit wieder zu erlangen, so können wir nicht umhin, sie mit enthusiastischer und selbst ausschweifender Bewunderung zu betrachten. Der Schmerz, den uns ihr Unglück, die Freude die uns ihre Errettung verursachte, scheint mit vereinigter Kraft jene partheyische Bewunderung, die wir von Natur beydes für den Stand und den Charakter empfinden, zu erhöhen.

Wenn diese verschiednen Neigungen uns in verschiednen Richtungen ziehen, so ist es vielleicht ganz unmöglich, durch genauzutreffende Regeln zu bestimmen, in welchen Fällen wir der Einen, und in welchen wir der andern gehorchen sollen. In welchen Fällen die Freundschaft der Dankbarkeit, oder die Dankbarkeit der Freundschaft — in welchen die stärkste aller natürlichen Neigungen der Rücksicht auf die Sicherheit jener Höhern, von deren Sicherheit oft jene des ganzen Staates abhängt, weichen müsse; und in welchen Fällen die natürliche Neigung, ohne Unschicklichkeit, jener Rücksicht obsiegen dürfe; muß gänzlich der Entscheidung des innern Menschen, des vermeintlich unpartheyischen Zuschauers, des großen Schiedsrichters unsers Betragens, überlassen werden. Versezzen wir uns durchaus in seine Lage, betrachten wir uns wirklich mit seinen Augen, und horchen mit sorgsamen und ehrerbietigem Aufmerken auf sein Eingeben, so wird

seine Stimme uns niemalen mißleiten. Es wird keiner casuistischen Regeln bedürfen, um unser Betragen zu leiten. Diese allen den verschiednen Schattirungen und Abstufungen der Umstände, des Charakters, und der Situation, unterschieden, welche, wenn gleich nicht unwahrnehmbar, so doch, wegen ihrer Feinheit und Zartheit, oft durchaus unbestimmbar sind, aufs genaueste anzupassen, ist oft durchaus unmöglich. In Voltairs schönem Trauerspiele, der Chinesische Wayse, bewundern wir die Großmuth Zamti's, der das Leben seines eignen Kindes, zur Erhaltung des einzigen schwachen Ueberbleibsels seiner alten Beherrscher aufzuopfern sich nicht weigert; zu gleicher Zeit aber schenken wir der mütterlichen Zärtlichkeit der Idame, die, auf die Gefahr das wichtige Geheimniß ihres Gatten zu entdecken, ihr Kind von den grausamen Händen der Tartarn, denen es war ausgeliefert worden, zurückfordert, nicht nur unsre Verzeihung, sondern auch unsre Liebe.

Zweytes Kapitel.

Von der Ordnung, in welcher die Gesellschaften unsrer Wohlthätigkeit durch die Natur empfohlen werden.

Die nehmlichen Prinzipe, welche die Ordnung unsers Wohlwollens gegen die Individuen bestimmen, bestimmen auch die Ordnung desselben gegen die Gesellschaften. Diejenigen, welchen am meisten an ihm lieget, sind demselben auch zuerst und hauptsächlich empfohlen.

Der Staat, in welchem wir gebohren und erzogen wurden, und unter dessen Schuzze wir zu leben fortfahren, ist gemeiniglich die größte Gesellschaft, auf deren Glück und Unglück unser gutes oder schlechtes Betragen einigen Einfluß haben kann. Derselbige ist uns daher auch von der Natur am stärksten anempfohlen. Nicht nur wir selber, sondern auch alle Gegenstände unsrer zärtlichsten Zuneigung, unsre Kinder, Eltern, Verwandte, Freunde, Wohlthäter, alle diejenigen, die wir von Natur am meisten lieben und verehren, sind innerhalb desselben begriffen; und ihr Wohlstand und ihre Sicherheit hängt gewissermaßen von seinem Wohlstande und seiner Sicherheit ab. Die Natur hat uns daher an ihn gebunden, nicht nur durch alle unsre selbstische, sondern auch durch jene wohlwollenden Neigungen, die uns an unsre Angehörigen fesseln. Wegen unsrer eignen Verbindung mit ihm scheint sein Ruhm und Wohlstand eine Art von Ehre auf uns selbst zu reflectiren. Vergleichen wir ihn mit andern

ähnlichen Vergesellschaftungen, so fühlen wir durch seine Ueberlegenheit uns geschmeichelt, gedemühtigt hingegen in gewissem Maasse, wenn diese andere ihm überlegen sind. Alle jene große Charaktere, die er in vorigen Zeiten hervorbrachte, (denn die gleichzeitigen gehörig zu würdigen, hindert uns vielleicht die Mißgunst) seine Krieger, seine Staatsmänner, seine Dichter, seine Weltweisen, seine Gelehrten in allen Fächern, scheinen uns unserer höchsten Verwunderung würdig, und den großen Männern aller andern Nationen (oft mit großem Unrecht) bey weiten überlegen. Der Patriot, der sein Leben für die Sicherheit, oder auch nur für den eiteln Ruhm dieser Gesellschaft dahin giebt, scheint mit der äussersten Schicklichkeit zu handeln. Er scheint sich in dem Lichte zu betrachten, worinnen der unpartheyische Zuschauer ihn natürlicher und nothwendigerweise betrachtet, nehmlich als nur Einen der Menge, der in den Augen dieses billigen Richters, von keinem größern Belang, als jeder andre Eine, allewege allen verbunden ist, sich selbst der Sicherheit, dem Dienste, und sogar dem Ruhme der größern Anzahl aufzuopfern. Allein so vollkommen, schicklich und gerecht auch ein solches Opfer scheinet, so wissen wir doch, wie schwer es wirklich zu bringen sey, und wie wenige Menschen es zu bringen vermögen. Sein Betragen erwirbt sich daher nicht nur unsre völlige Billigung, sondern auch unsre allerhöchste Bewunderung, und scheint allen jenen Beyfall zu verdienen, der der heroischesten Tugend gebühret. Der Verräther hingegen, der es erlaubt achtet, Nothfalls sein eignes kleines Interesse dadurch, daß er das Interesse des Vaterlandes dem Feinde desselben verräth, zu befördern, der, ohne einige Achtung für das Urtheil des Menschen in ihm sich selbst nichtswürdiger und verächtlicher Weise allen denen, mit denen er in Verbindung stehet, vorzieht,

erscheint, als der verabscheuungswürdigste aller Bösewichter.

Die Liebe unsers eignen Volkes verleitet uns oft, den Wohlstand und die Vergrößerung jedes andern benachbarten Volkes mit der boßhaftesten Eifersucht und Mißgunst zu betrachten. Unabhängige benachbarte Völkerschaften, deren Zwistigkeiten keinem gemeinschaftlichen Obern unterworfen werden können, leben in beständiger wechselseitiger Furcht und Verdachte. Jeder Souverain erwartet von seinen Nachbarn eben so wenig Gerechtigkeit, als er selbst ereignenden Falles gegen sie zu beobachten gesonnen ist. Die Achtung für das Völkerrecht, jene Regeln, an welche unabhängige Staaten in wechselseitigen Verhandlungen gebunden zu seyn, vorgeben, ist in der That sehr oft nichts weiter, als ein bloßes leeres Vorgeben. Das schwächste Interesse, die unbedeutendste Reizung ist ihnen ein hinlänglicher Grund, diesen Regeln entweder zu entschlüpfen, oder sie offenbar ohne einige Schaam oder Biederlichkeit, zu verlezzen. Jedes Volk glaubt in der wachsenden Macht und Vergrößerung irgend eines Nachbarn seine eigne Unterjochung vorherzusehn; und das kleinlichte Prinzip der Nationalvorurtheile gründet sich oft auf dem edlen der Vaterlandsliebe. Jener Spruch, den der ältere Cato jeder seiner Reden im Senat, der Gegenstand sey gewesen, der er wolle, angehängt haben soll: „Ueberdiß bin ich der Meinung, daß Karthago zerstöhrt werden müsse;“ war der natürliche Ausdruck des rohen Patriotismus eines zwar starken, aber rauhen Geistes, den die Uebel, die sein Volk von einem fremden erduldet hatte, bis zur Raserey erbitterten. Scipio Nasika's menschlicher Gegenspruch: „Dazu ist meine Meinung, daß Karthago nicht vertilgt werden

müsse;" war der liberale Ausdruck eines aufgeklärtern und aufgeweiteten Gemüthes, das gegen den Wohlstand eines zwar feindlich gesinnten, aber bis zur Unschädlichkeit herabgebrachten Volkes keinen Wiederwillen fühlte. Frankreich und England mögen vielleicht einige Ursache haben, vor dem wechselseitigen Anwuchs ihrer See- und Landmacht sich zu scheuen; aber daß eins des andern inneres Aufnehmen und Gedeihen, den Anbau seiner Ländereyen, die Beförderung seiner Manufakturen, den Wachsthum seines Handels, die Sicherheit und Anzahl seiner Häfen, seine Fortschritte in Künsten und Wissenschaften beneiden sollte, ist gewißlich unter der Würde zwoer so großen Nationen. Alles dieses sind wirkliche Verbesserungen der Welt, worinnen wir leben. Das Menschengeschlecht gewinnt dadurch, und die Menschheit wird dadurch veredelt. In solchen Verbesserungen sollte eine jede Nation sich nicht nur selbst hervorzuthun suchen, sondern auch aus Liebe zu der ganzen Gattung, die Fortschritte ihrer Nachbarn nicht hemmen, sondern befördern. Sie sind alle mit einander schickliche Gegenstände des National-Wetteifers, nicht aber der National-Vorurtheile oder des National-Neides.

Die Liebe des Vaterlandes scheint nicht aus der Liebe des Menschengeschlechtes zu entspringen. Die erste Empfindung ist von der leztern ganz unabhängig, und scheint uns sogar zu Handlungen zu bewegen, welche mit ihr ganz unverträglich sind. Frankreich mag ohngefähr dreymahl so viel Einwohner enthalten, als Großbritannien enthält. In der großen Gesellschaft des Menschengeschlechtes sollte demnach das Wohl von Frankreich als Gegenstand von größerm Belang gelten, als das Wohl von England. Nichts desto weniger würde derjenige brittische Unterthan, welcher um dieser Rücksicht

willen das Wohl des erstern dem Wohl des leztern vorzüge, keineswegs als ein guter Bürger von Großbritannien betrachtet werden. Wir lieben unser Vaterland nicht bloß als einen Theil der großen Gesellschaft des Menschengeschlechts; wir lieben es um sein selbst willen, und unabhängig von jeder ähnlichen Betrachtung. Diejenige Weißheit, die das System der menschlichen Neigungen sowohl, als jedes andern Theiles der Natur, zusammen setzte, scheint geurtheilt zu haben, daß es der großen Gesellschaft des Menschengeschlechtes am zuträglichsten wäre, wenn sie die Aufmerksamkeit eines jeden Individui hauptsächlich auf den eigentlichen Wirkungskreiß seiner Geschicklichkeiten und seines Verstandes lenkte.

National-Vorurtheile und Antipathieen erstrekken sich selten weiter, als auf benachbarte Nationen. Wir nennen die Franzosen, sehr schwach und thöricht vielleicht, unsere natürlichen Feinde; und diese, vielleicht eben so schwach und thöricht, nennen uns nicht anders. Weder sie, noch wir beneiden China oder Japan um seinen Wohlstand, wiewohl es freilich auch äusserst selten geschiehet, daß wir so entfernten Ländern unser Wohlwollen auf eine thätige Weise sollen beweisen können.

Ein ausgebreiteteres und zugleich kräftiger und weiter würkendes öffentliches Wohlwollen läßt sich schwerlich gedenken, als wenn Staatsmänner zwischen benachbarten, oder nicht sehr fernen Nationen, Bündnisse entwerfen und abschließen, es sey nun um das sogenannte Gleichgewicht der Macht, oder um die allgemeine Ruhe der in den Unterhandlungen begriffenen Staaten zu erhalten. Dennoch nehmen auch die Führer solcher Unterhandlungen selten auf etwas anders Rücksicht, als auf das Inter-

esse ihrer eignen Vaterländer. Bisweilen freilich sind ihre Rücksichten etwas ausgebreiteter. Von dem Grafen d'Avaux, französischen Vollmachtträger beym Münstrischen Friedensschlusse, versichert der Kardinal von Retz, den man nicht eines zu starken Glaubens an die Tugend der Menschen beschuldigen kann, daß er gern sein Leben aufgeopfert haben würde, um durch diesen Vergleich die allgemeine Ruhe Europens wieder herzustellen. Auch König Wilhelm scheint von einem ungeheuchelten Eifer für die Freiheit und Unabhängigkeit der meisten ununschränkten Staaten Europens beseelt gewesen zu seyn; welcher Eifer freilich durch seinen ganz eignen Abscheu gegen Frankreich, als denjenigen Staat, der zu seiner Zeit jene Freiheit und Unabhängigkeit am meisten gefährdete, neue Nahrung bekommen haben mag. Ein Theil des nehmlichen Geistes scheint sich auch noch auf Königin Annens erstes Ministerium herabgeerbet zu haben.

Jeder unabhängige Staat ist in manche verschiedene Stände und Gesellschaften vertheilt, deren jede ihre eigenen Gewalten, Vorrechte und Freiheiten hat. Jedes Individium hängt natürlicher Weise stärker an seinem eignen Stande und seiner eignen Gesellschaft, als an jeder andern. Sein eigenes Interesse, seine eigene Eitelkeit, das Interesse so mancher unter seinen Freunden und Gefärthen, ist gemeiniglich aufs genaueste mit ihr verbunden. Er bestrebt sich, ihre Vorrechte und Freiheit auszudehnen. Er beeifert sich, denselben gegen die Eingriffe jedes andern Standes und jeder andern Gesellschaft zu vertheidigen.

Auf die Art, wie ein Staat in die verschiednen Stände und Gesellschaften, aus denen er bestehet, vertheilt ist, und auf die Art, wie die mannigfaltigen Gewalten,

Vorrechte und Freiheiten zwischen diese vertheilt werden, beruhet die sogenannte Verfassung dieses Staats.

Auch die Geschicklichkeit eines jeden Standes, seine eigene Gewalten, Vorrechte und Freiheiten gegen die Eingriffe jedes andern Standes zu behaupten, beweiset die Festigkeit der Staatsverfassung. Keiner dieser untergeordneten Theile kann über den ihm einmal angewiesenen Standpunkt emporsteigen, oder unter denselben hinabsinken, ohne daß die Staatsverfassung mehr oder weniger geändert werde.

Alle diese verschiednen Stände und Gesellschaften hängen von dem Staat ab, dem sie ihre Sicherheit und ihren Schuz verdanken. Daß sie diesem Staate alle mit einander untergeordnet, und nur zu seiner Erhaltung und zur Beförderung seiner Wohlfarth gegründet worden, ist eine Wahrheit, die auch das partheyischeste Mitglied eines Jeden jener Stände eingestehet. Schwer mag es jedoch oft seyn, ihn zu überführen, daß das Gedeihen und die Erhaltung des Staates einige Verminderung der Gewalten, Vorrechte und Freiheiten seines eigenen Standes erfordern; eine Partheilichkeit, die, wenn gleich bisweilen ungerecht, doch gewissermaßen sehr nüzlich seyn mag. Sie zügelt nehmlich den Geist der Neuerung. Sie erhält das einmahl eingeführte Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Ständen und Gesellschaften, worin der Staat vertheilt ist; und während sie bisweilen eine oder andere dem Geist und Geschmack der Zeiten vielleicht angemessene Regierungsveränderungen hindert, befördert sie doch im Grunde die Festigkeit und Beharrlichkeit des Ganzen.

Die Liebe des Vaterlandes scheint in gewöhnlichen Fällen zwey verschiedene Prinzipien zu enthalten; zuerst,

eine gewisse Ehrfurcht für die wirklich eingeführte Verfassung und Regierungsart; und zum andern, ein ernstliches Verlangen, den Zustand unsrer Mitbürger so sicher, glücklich und respektabel zu machen, als wir nur vermögen. Der ist kein Bürger, der nicht die Gesezze zu ehren, und der rechtmäßigen Obrigkeit zu gehorchen gesinnet; und der ist sicherlich kein guter Bürger, der nicht durch alle ihm zu Gebothe stehende Mittel, die Wohlfarth der ganzen Gesellschaft seiner Mitbürger zu befördern wünschet.

In friedlichen und ruhigen Zeiten fallen diese beyden Prinzipe gemeiniglich zusammen und leiten beide zu einerley Betragen. Die Unterstüzzung der festgesetzten Regierung scheint offenbar das beste Mittel zu Erhaltung der sichern, glücklichen und respektabeln Lage unserer Mitbürger, wenn wir sehen, daß die Regierung sie wirklich in dieser Lage erhält. In den Zeiten öffentlicher Unzufriedenheit, Factiones und Unordnungen aber kann es sich treffen, daß diese beyden Prinzipien uns in verschiedene Richtungen ziehen, und auch einem weisen Mann kann unter solchen Umständen eine Veränderung der Verfassung oder Regierungsart, welche in ihrem dermahligen Zustande die öffentliche Ruhe nicht zu sichern tauget, nöthig dünken. Nichts destoweniger erfordert es oft in solchen Fällen die äusserste Anstrengung politischer Weisheit, um zu bestimmen; wann der wahre Patriot das Ansehn des alten Systems unterstüzzen und wiederherzustellen suchen, und wann er dem kühneren, aber oft gefährlichern Geist der Neuerung Raum geben müsse.

Auswärtige Kriege und bürgerliche Unruhen sind die beiden Lagen, welche zu Entfaltung des öffentlichen Geistes die schimmerndsten Gelegenheiten gewähren.

Der Held, der seinem Vaterlande in auswärtigen Kriegen mit Erfolg dienet, befriedigt die Wünsche der ganzen Nation, und ist, in dieser Hinsicht, der Gegenstand allgemeiner Dankbarkeit und Bewunderung. In Zeiten bürgerlicher Zwietracht pflegen die Anführer der streitenden Partheyen zwar wohl von der Einen Hälfte ihrer Mitbürger bewundert zu werden; von der andern aber werden sie gemeiniglich verwünschet. Ihr Charakter und der Werth ihrer respektiven Dienste erscheint in einem mehr zweifelhaften Lichte. Der Ruhm, der in auswärtigen Kriegen erworben wird, ist daher gemeiniglich schimmernder, als jener, der etwa in bürgerlichen Unruhen zu erwarten wäre.

Hat indessen der Anführer der obsiegenden Parthey Einfluß genug auf seine Freunde, um selbige zu einem schonenden und gemäßigten Betragen zu bewegen, (ein Einfluß, den er gemeiniglich nicht hat) so kann er seinem Vaterlande einen wesentlichern und wichtigern Dienst leisten, als die größten Siege und die ausgebreitetsten Eroberungen. Er kann die Verfassung wiederherstellen und verbessern; kann von dem schwankenden und zweydeutigen Charakter eines Partheyhauptes sich zu dem größten und edelsten aller Charaktere, dem eines Reformators und Gesezgebers eines großen Staates sich aufschwingen, und durch die Weißheit seiner Einrichtungen die innere Ruhe und Wohlfarth seiner Mitbürger auf mehrere einanderfolgende Zeugungen sichern.

Mitten unter den Unruhen und Unordnungen der Faction, vermischt sich gewöhnlich ein gewisser Systemgeist mit jenem öffentlichen Geiste, der sich auf die Liebe der Menschlichkeit, auf ein wirkliches Mitgefühl mit den Beschwerden und Drangsalen, denen etwa einige unsrer

Mitbürger bloßgestellt sind, gründet. Dieser Systemgeist bemächtigt sich gemeiniglich der Leitung jenes mildern öffentlichen Geistes; entzündet ihn allewege und entflammt ihn oft bis zur Raserey des Fanatismus. Die Anführer der unzufriednen Parthey ermangeln selten, irgend einen scheinbaren Reformationsplan auszustellen, welcher, ihrem Vorgeben nach, nicht nur den dermahligen Beschwerden abhelfen, und die Drangsale des Augenblikkes mindern, sondern für alle künftige Zeiten, der Wiederkehr ähnlicher Unbequemlichkeiten und Drangsale vorbeugen werde. Zu diesem Ende schlagen sie gemeiniglich vor, die Verfassung gänzlich umzuschaffen, oder doch diejenige Regierungsform, unter welcher die Unterthanen eines großen Reichs vielleicht mehrere Jahrhunderte nacheinander Friede, Sicherheit und sogar Ruhm genossen, in ihren wesentlichsten Theilen zu ändern. Der große Haufe der Parthey ist gemeiniglich berauscht von der eingebildeten Schönheit dieses idealischen Systems, von dem sie keine Erfahrung haben, das ihnen aber die Beredsamkeit ihrer Rädelsführer mit den schimmerndsten Farben ausmahlt. Diese Rädelsführer selber, die vielleicht ursprünglich bloß ihre eigne Vergrößerung beendzwekten, werden mit der Zeit zum Theil selbst die Opfer ihrer eignen Sophistik, und kämpfen eben so eifrig für die große Reformation, wie ihre schwächsten und einfältigsten Schüler. Sollten sie aber auch (wie denn bisweilen geschieht) ihren Kopf vor diesem Fanatismus frey erhalten, so wagen sie es doch nicht immer, die Erwartung der Parthey zu täuschen; sondern sehen sich oft genöthigt, wider ihre wahren Grundsäzze und ihr eignes Gewissen, so zu handeln, als wenn auch sie sich unter dem Einflusse der allgemeinen Täuschung befänden. So geschieht es, daß der Ungestüm der Parthey, die jeden Mittelweg, jedes Palliativ, jeden vernünftigen Austrag schlechter-

dings abschlägt, nicht selten gar nichts erhält, indem sie alles verlanget; und daß jene Beschwerden und Drangsale, die mit ein wenig Mäßigung großen Theils hätten gehoben oder erleichtert werden können, ganz und gar unheilbar werden.

Derjenige, dessen öffentlicher Geist einzig durch Menschlichkeit und Wohlwollen geleitet wird, beweiset einmahl festgesezten Gewalten und Vorrechten auch der Individuen, wie vielmehr den Gewalten und Vorrechten der großen Stände und Gesellschaften, darin der Staat zertheilt wurde, alle gebührende Achtung. Sollten einige dieser Vorrechte ihm eine Quelle von Mißbräuchen dünken, so begnügt er sich, was oft ohne die äusserste Gewaltthätigkeit sich nicht zernichten läßt, zu mildern und zu mäßigen. Kann er die eingewurzelten Vorurtheile des Volkes nicht durch Gründe und Zureden besiegen, so versucht er's nicht, sie mit Gewalt zu unterjochen; eingedenk jenes göttlichen Grundsazzes des Plato, (wie ihn Cicero mit vollem Rechte nennt) daß man seinem Vaterlande so wenig Gewalt anthun müsse, als seinen leiblichen Eltern. Er befleißigt sich, seine öffentlichen Einrichtungen den einmahl herrschend gewordenen Vorurtheilen und Fertigkeiten des Volks bestmöglichst anzupassen; den Unbequemlichkeiten aber, die aus dem Mangel der vor dem Volk verabscheuten Einrichtungen entspringen möchten, bestmöglichst abzuhelfen. Kann er nicht einführen, was recht ist; so verschmäht er nicht zu verbessern, was Unrecht ist; sondern bemüht sich gleich Solon, wenn er nicht das beste Gesetzgebungssystem begründen kann, wenigstens das beste unter denen zu begründen, die das Volk vertragen kann.

Der Systemskopf hingegen dünkt in seinem Sinne sich mächtig weise, und ist in die vermeintliche Schönheit

seines eignen idealischen Regierungsplans gemeiniglich so verliebt, daß er nicht die allergeringste Abweichung von irgend einem Theile desselben vertragen kann. Er fährt fort, es in seinem ganzen Umfange, und ohne einige Hinsicht weder auf die großen Interessen, noch auf die mächtigen Vorurtheile, die sich ihm widersetzen möchten, einzuführen. Er scheint sich einzubilden, daß er die verschiedenen Mitglieder einer großen Gesellschaft eben so leicht werde ordnen können, als seine Hand die Puppen eines Schachbretts ordnet. Er bedenkt nicht, daß die Puppen auf dem Schachbrett kein ander Bewegungs-Prinzip haben, als dasjenige, was ihnen seine Hand ertheilt, und daß hingegen auf dem großen Schachbrette der menschlichen Gesellschaft jede einzelne Puppe ein eignes Bewegungs-Prinzip hat, das ganz verschieden von dem ist, welches die Gesezgebung ihr gern ertheilen möchte. Wirken diese beiden Prinzipe zusammen, und in einerley Richtung, so wird das Spiel der menschlichen Gesellschaft leicht und harmonisch, und allem Anschein nach auch glücklich und erwünscht von Statten gehn. Widersprechen sie einander, oder weichen auch nur von einander ab, so muß das Spiel nothwendig jeden Augenblick in Stokken und die Gesellschaft unaufhörlich in die äusserste Unordnung gerathen.

Einige allgemeine und selbst systematische Idee von der möglichen Vollkommenheit aller Politik und Gesezgebung, mag allerdings nöthig seyn, um die Blikke des Staatsmannes zu leiten. Darauf zu bestehen aber, daß alles, was dieser Idee angemessen scheinen mag, eingeführt, und mit einmahl, und troz alles Widerstandes eingeführt werde, ist der höchste Grad von Anmaßuug. Es heißt sein eignes Urtheil zum obersten Maaßstabe alles Rechts und Unrechts festsezzen. Es heißt sich ein-

bilden, daß man selbst der einzige Weise und Rechtschaffene im Gemeinwesen sey, und daß alle Mitbürger sich nach ihm, dem Einen, nicht aber, er, der Eine, nach ihnen bequemen müssen. Eben deswegen sind unter allen politischen Grüblern die unumschränkten Fürsten bey weitem die gefährlichsten. Jede Anmaßung ist ihnen ganz geläufig. Kein Zweifel an der unermeßlichen Ueberlegenheit ihrer eignen Urtheilskraft stöhrt ihre stolze Ruhe. Wenn daher solche kaiserliche oder königliche Reformatoren sich einmahl herablassen, die Constitution des Landes, dessen Regierung ihnen oblieget, zu beaugenscheinigen, so erblikken sie schwerlich jemahlen andre Mängel darin, als die Hindernisse, die der unbedingten Ausführung Ihres Eigenwillens im Wege stehen. Sie verachten Plato's göttliche Maxime, und betrachten den Staat, als um ihretwillen geschaffen, nicht aber sich um des Staates willen. Das große Ziel ihrer Staatsverbesserungen ist demnach: jene Hindernisse hinwegzuräumen; die Autorität des Adels zu schwächen; die Privilegien der Städte und Provinzen aufzuheben; und die größten Individuen sowohl, als die größten Stände im Staate eben so sehr ausser Stand zu sezzen, ihren Befehlen zu widerstehen, als die allerschwächsten und unbedeutendsten.

Drittes Kapitel.

Vom allgemeinen Wohlwollen.

Wiewohl unsere thätigen Dienstleistungen nur sehr selten einen größern Kreiß, als jenen unsers Vaterlandes umspannen können; so ist doch unser Wohlwollen von keinen Gränzen umschrieben, sondern es kann die Unermeßlichkeit des Weltalls umfassen. Wir können uns kein empfindendes und unschuldiges Wesen denken, dessen Glückseligkeit wir nicht wünschen, oder dessen Unglück, lebhaft gedacht, wir nicht gewissermaßen verabscheuen sollten. Der Begriff eines übelthätigen, wiewohl empfindenden Wesens, erregt freilich natürlicher Weise unsern Haß; aber dieser Haß ist im Grunde die Wirkung unsers allgemeinen Wohlwollens. Er ist die Wirkung der Sympathie, die wir mit dem Elende und der Erleichterung jener andern unschuldigen und empfindenden Wesen, deren Glückseligkeit durch die Boßheit des leztern gestöhrt wird, empfinden.

So edel ein solches allgemeines Wohlwollen nun auch ist, so kann es doch niemanden einige Zufriedenheit gewähren, der sich nicht überzeugt fühlt, daß alle Einwohner des Universum, die niedrigsten nicht minder, als die größesten, unter der unmittelbaren Obhut und Beschirmung jenes großen, wohlwollenden und allweisen Wesens stehen, das alle Bewegungen der Natur regieret, und durch seine eignen unabänderlichen Vollkommenheiten bestimmt wird, in ihr zu allen Zeiten die größtmöglichste

Summe von Glückseligkeit zu erhalten. Diesem allgemeinen Wohlwollen muß hingegen schon die bloße Vorstellung einer vaterlosen Welt die melancholischeste aller Betrachtungen seyn, indem an diese Vorstellung sich sofort die Besorgnis anschließt, daß vielleicht alle die unbekannten Regionen des unendlichen und unermeßlichen Raumes mit lauter endlosem Elende angefüllt seyn möchten. Das Dunkel, mit welchem eine so schauervolle Idee nothwendig die Einbildungskraft unterhalten muß, vermag der Schimmer auch des höchsten Wohlstandes nicht zu zerstreuen; noch vermag in einer weisen und tugendhaften Seele aller Schmerz der erdrükkendsten Widerwärtigkeiten jemahlen die Freuden zu erstikken, die aus der innigen und habituellen Ueberzeugung von der Wahrheit des entgegengesezten Systems, nothwendig entspringen muß.

Der Weise und Tugendhafte ist es zu allen Zeiten zufrieden, daß sein eignes Privatinteresse dem öffentlichen Interesse des specielleren Standes, den er angehört, aufgeopfert werde. Er ist es ferner zufrieden, daß das Interesse auch dieses Standes dem größern Interesse des Standes, von welchem jener nur ein untergeordneter Theil ist, aufgeopfert werde. Er würde es daher eben so zufrieden seyn, daß alle diese untergeordneten Interessen dem größern Interesse des Universum dem Interesse jener großen Gesellschaft aller empfindenden und denkenden Wesen, deren unmittelbarer Verwalter und Regierer Gott selbst ist, aufgeopfert werde. Ist er tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieß wohlwollende und allweise Wesen kein partielles Uebel in das System seiner Regierung aufnehmen werde, was nicht für das allgemeine Beste nothwendig ist, so muß er nothwendig alle Vorfälle, welche ihm, seinen Freunden, seiner Gesellschaft,

oder seinem Vaterlande begegnen können, als nothwendig für das Gedeihen des Ganzen, mithin als Etwas betrachten, dem er sich nicht nur mit Gelassenheit unterwerfen müsse, sondern was er auch selbst, wenn er den Zusammenhang und die wechselseitige Abhängigkeit der Dinge gekannt hätte, aufrichtig und eifrigst gewünscht haben würde.

Es scheint auch dieses großmüthige Ergeben in den Willen des großen Weltregierers, die Kräfte der menschlichen Natur keinesweges zu überschreiten. Gute Soldaten, die sowohl Liebe als Zutrauen für ihren Anführer haben, marschiren oft mit größerer Freudigkeit und Munterkeit auf einen verlohrnen Posten, von welchem zurückzukehren sie kaum erwarten können, als sie bey einer Absendung empfinden würden, die weder mit Schwürigkeiten noch mit Gefahren verbunden wäre. In lezterem Falle empfinden sie bloß jene kaum spührbare Zufriedenheit, die die Vollziehung einer ganz alltäglichen Schuldigkeit hervorbringt; im erstern sind sie sich der edelsten Pflichtleistung bewußt, deren der Mensch nur fähig ist. Sie wissen, daß der Feldherr sie nicht auf jenen Posten gestellt haben würde, wenn es nicht zur Erhaltung des Heers und zum Erfolge des Krieges nothwendig gewesen wäre. Sie opfern ihre kleinen eignen Systeme dem Gedeihen des größern Systemes bereitwilligst auf. Sie nehmen einen affektvollen Abschied von ihren Gefährten, denen sie Sieg und Glück anwünschen, und marschiren nun, nicht erst mit unterwürfigem Gehorsam, sondern oft mit Frohlokken und mit lautem Jubel auf den gefahrvollen, aber schimmernden und ehrenvollen Posten, der ihnen angewiesen wurde. Kein Heerführer kann ein unbegränzteres Vertrauen, eine brennendere und eifrigere Zuneigung verdienen, als der große Führer des

Universum. In den größten sowohl öffentlichen als Privat-Unfällen muß ein weiser Mann bedenken, daß er selbst, seine Freunde und Landsleute bloß auf den verlohrnen Posten des Universum gestellt worden; daß sie nicht dahin gestellt seyn würden, wenn es nicht für das Beste des Ganzen nothwendig gewesen wäre, und daß es ihre Schuldigkeit sey, nicht nur mit demüthiger Ergebung, sondern auch so viel möglich, mit Freude und Munterkeit, ihr zugetheiltes Loos entgegenzunehmen. Ein weiser Mann sollte doch wohl gewiß der nehmlichen Anstrengung fähig seyn, die jedem wakkern Soldaten beynahe zur Fertigkeit wird.

Die Idee jenes göttlichen Wesens, das von Ewigkeit her das unermeßliche Getriebe des Ganzen dermaßen einrichtete und leitete, daß zu allen Zeiten die größtmögliche Summe das Glükkes gewonnen würde, ist gewiß unter allen Gegenständen menschlicher Betrachtung bey weiten der erhabenste. Mit ihm verglichen, schwindet jeder andere Gedanke nothwendig zusammen. Derjenige, den wir mit einer so erhabnen Betrachtung hauptsächlich beschäftigt halten, ermangelt selten, der Gegenstand unsrer höchsten Verehrung zu werden; und sollte auch sein ganzes Leben betrachtend seyn, so betrachten wir ihn dennoch oft mit einer religiösen Ehrerbietung, als den thätigsten und nützlichsten Diener des Gemeinwesens. Die Betrachtungen des Marcus Aurelius, die sich hauptlich mit jenem Gegenstande beschäftigen, haben vielleicht mehr zur allgemeinen Bewunderung seines Charakters beygetragen, als alle Thaten seiner milden, gerechten und wohlthätigen Regierung.

Die Verwaltung des großen Systemes des Ganzen, die Besorgung der allgemeinen Glückseligkeit aller ver-

vernünftiger nnd empfindender Wesen, ist indessen das Geschäft Gottes, und nicht des Menschen. Dem Menschen ist ein bescheidnerer, jedoch der Eingeschränktheit seiner Kräfte ungleich angemessenerer Wirkungskreis angewiesen, die Besorgung seines eignen Glükkes, des Glükkes seiner Familie, seiner Freunde, seines Landes. Daß er mit Betrachtung des erstern und erhabnern sich beschäftigt, kann ihn nicht entschuldigen, wenn er den leztern und bescheidnern vernachläßigt; und nie muß er sich dem Vorwurfe aussezzen, welchen Avilius Cassius vielleicht mit Unrecht dem Marcus Aurelius gemacht haben soll; daß nehmlich dieser, während er sich mit philosophischen Speculationen beschäftigte, und die Glückseligkeit des Universum betrachtete, die Glückseligkeit des Römischen Reiches aus der Acht liesse. Die erhabenste Speculation des betrachtenden Weltweisen kann schwerlich die Versäumnis der kleinsten thätigen Pflicht ersezzen.

Dritter Abschnitt.

Von der Selbstbeherrschung.

Wer den Regeln vollkommner Klugheit, strenger Gerechtigkeit und schicklichen Wohlwollens gemäß handelt, von dem kann man sagen, daß er vollkommen tugendhaft sey. Aber auch die vollendetste Kenntniß dieser Regeln wird ihn nicht allein in den Stand sezzen, auf diese Weise zu handeln; seine eignen Leidenschaften drohen ihn zu verführen; gewaltsam reissen sie ihn bisweilen hin, sanftschmeichelnd verleiten sie ihn zu andrer Zeit, alle die Regeln zu übertreten, welche er doch selbst in seinen nüchternen und kühlen Stunden billigt. Die vollkommenste Selbstbeherrschung muß die vollkommenste Kenntniß unterstüzzen, wenn diese ihn in den Stand sezzen soll, seine Pflicht zu thun.

Einige der besten alten Moralisten haben das ganze Heer jener Leidenschaften in zwey Classen vertheilt; in jene, deren Bezähmung auch nur auf einen einzelnen Augenblick einen beträchtlichen Aufwand von Selbstbeherrschung erfordert; und in jene, die zwar für einen einzelnen Augenblick, ja auch wohl auf einen kürzern Zeitraum sich leichtlich zügeln lassen, die aber vermöge ihres beharrlichen und beynahe unaufhörlichen Andrängens während des Lauffes eines ganzen Lebens uns zu sehr großen Abirrungen zu verleiten pflegen.

Furcht und Zorn, nebst einigen andern verwandten Leidenschaften, konstituiren die erste Classe. Die Liebe

der Bequemlichkeit, des Vergnügens, des Beyfalls, und mancher andrer selbstischer Befriedigungen, constituirt die zwote. Uebertriebne Furcht und wüthender Zorn lassen sich oft auch nur auf einen einzigen Augenblick nicht ohne die äußerste Mühe bezähmen. Die Liebe der Bequemlichkeit, des Vergnügens, des Beyfalls, und andrer selbstischer Befriedigungen ist zwar wohl für einen einzelnen Augenblick, aber auch wohl für einen kürzern Zeitraum zu bezähmen; vermittelst ihrer unaufhörlichen Aufforderungen aber verleitet sie uns oft zu manchen Schwächen, deren wir uns hinterher alle mögliche Ursache zu schämen haben. Jene Klasse von Leidenschaften entreißt uns unsrer Pflicht mit Ungestüm; diese entlokket und entschmeichelt uns ihr. Die Beherrschung der Erstern hieß bey den oben erwähnten alten Sittenlehrern, Tapferkeit, Männlichkeit und Seelenstärke; Jene der leztern: Mässigung, Wohlanständigkeit, Sittsamkeit und Keuschheit.

Die Beherrschung einer jeden dieser beiden Klassen von Leidenschaften ist freilich auch darum schwer, weil sie nüzlich ist, und uns in Stand sezt, bey allen Gelegenheiten den Eingebungen der Klugheit, Gerechtigkeit und des schicklichen Wohlwollens gemäß zu handeln; indessen hat sie auch eine ihr eigenthümliche Schönheit, und scheint auch um ihrer selbst willen einen gewissen Grad von Hochachtung und Bewunderung zu verdienen. In dem einen Falle erregt die Stärke und Größe der Bestrebung irgend einen Grad jener Hochachtung und Bewundrung; im andern, die Gleichförmigkeit, Ebenmässigkeit und unnachlassende Beharrlichkeit jener Bestrebung.

Derjenige, der in Gefahren, unter der Folter, im Angesichte des Todes seine ganze Ruhe behauptet, und kein Wort, keine Gebehrde entschlüpfen läßt, die nicht

mit den Gefühlen des allerunpartheyischesten Zuschauers vollkommen zusammen stimmte, erzwingt nothwendig einen hohen Grad von Bewunderung. Duldet er für die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit, um der Menschlichkeit und Vaterlandsliebe willen, so mischet sich zärtliches Mitleid für seine Leiden, heftiger Unwille wider die Ungerechtigkeit seiner Verfolger, warme sympathetische Dankbarkeit für seine wohlthätige Gesinnungen, hohes Gefühl seines Werthes, in die Bewunderung seiner Großmuth, und entflammt diß Gefühl zu Zeiten uns zur schwärmerischesten und begeistertesten Verehrung. Die Heroen der alten und neuern Geschichte, deren wir uns mit vorzüglicher Vorliebe erinnern, sind gewöhnlich solche, die in der Sache der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit auf dem Blutgerüste starben, und in diesen schauervollen Augenblikken sich mit aller geziemenden Würde und Ruhe betrugen. Hätten Socrates Feinde ihn in Frieden auf seinem Bette sterben lassen, so würde der Ruhm selbst jenes großen Weisen schwerlich jemalen zu dem blendenden Glanze gelangt seyn, in dem er jezt seit so vielen Jahrhunderten schimmert. Betrachten wir in der Engländischen Geschichte die berühmten Köpfe, welche Vertun nnd Howbraken durch ihre Grabstichel der Nachwelt überlieferten, so werden wir uns schwerlich jemalen des Gefühls erwehren können, daß die Axt, das traurige Emblem des Todes auf dem Blutgerüste, welches wir unter einigen der berühmtesten von ihnen, unter dem Kopfe eines Thomas Morus, eines Raleigh, eines Rüssel, eines Sydney u. a. eingegraben finden, eine größere Würde und ein höheres Interesse über die Charaktere dieser Männer verbreitet, als alle jene eitlen heraldischen Verzierungen, mit welchen sie bisweilen herausgepuzt sind.

Es erhöhet diese Großmuth auch nicht bloß die Charaktere unschuldiger und tugendhafter Menschen. Sie erzwingt selbst für die Charaktere der Verbrecher bisweilen eine Art von Achtung. Wird ein Taschendieb oder Straßenräuber zur Hinrichtung geführt, und beträgt sich auf dem Blutgerüste mit Würde und Festigkeit, so können wir seine Bestrafung zwar nicht anders, denn genehm halten, zugleich aber uns doch auch des Bedauerns nicht erwehren, daß ein Mann, der so großer und edler Kräfte Meister ist, sich solcher Schlechtigkeiten habe schuldig machen können.

Der Krieg ist die große Schule, in welcher wir zu dieser Art der Großmuth angelehret werden. Den Todt nennen wir den König der Schrekken. Wer nun der Furcht vor ihm sich ermächtigt, dem trauen wir es zu, daß er bey der Annäherung keines andern natürlichen Uebels seine Geistesgegenwart verliehren werde. Im Kriege werden die Menschen mit dem Tode vertraut, mithin von jenem abergläubigen Grauen geheilt, mit welchem die Schwachen und Unerfahrnen ihn betrachten. Jene sehn nichts anders in ihm, als den Verlust des Lebens, ein Etwas, das in keinem höhern Grade Gegenstand des Abscheues, als etwa das Leben Gegenstand der Sehnsucht ist. Dazu lernen sie aus der Erfahrung, daß manche scheinbar große Gefahren nicht so groß sind, wie sie scheinen; und daß man durch Muth, Thätigkeit und Geistesgegenwart sich oft mit Ehre aus Lagen herauswikkeln könne, die einem anfangs unentwindbar dauchten. Hierdurch wird die Furcht des Todes sehr gemindert; die Hofnung, ihm zu entrinnen, aber beträchtlich verstärkt. Sie lernen nun, sich der Gefahr mit wenigerm Widerwillen bloß stellen. Sie zerarbeiten sich weniger ängstlich, ihr zu entrinnen, und laufen weniger

Gefahr, in Mitte derselben ihre Geistesgegenwart zu verliehren. Diese habituelle Verachtung der Gefahr und des Todes ist es, welche den Stand des Kriegers adelt, und seinem Berufe, in den Vorstellungen der Menschen, eine jedem andern Berufe überlegne Würde gewähret. Die geschikte und mit Erfolg gekrönte Ausübung dieses Berufs zu Diensten des Vaterlandes, scheint in dem Bilde der Lieblingshelden aller Zeitalter immer den schimmerndsten Zug ausgemacht zu haben.

Auch dann, wann große kriegerische Thaten wider alle Grundsäzze der Gerechtigkeit unternommen, und ohne einige Rüksicht auf Menschlichkeit ausgeführt wurden, interessiren sie uns doch bisweilen, und erzwingen für die unwürdigen Menschen, die sie ausführten, sogar eine gewisse Art von Achtung. Wir interessiren uns selbst für die Thaten der Boucaniers, und lesen mit einer Art von Achtung nnd Bewunderung die Geschichte der allerruchlosesten Menschen, die, während sie die strafbarsten Absichten befolgten, größere Beschwerden erduldeten, größere Schwierigkeiten überstiegen, und größern Gefahren begegneten, als alle, die wir in dem gewöhnlichen Laufe der Geschichte aufgezeichnet finden.

Die Beherrschung des Zorns erscheint bey manchen Gelegenheiten nicht minder edel und großmüthig, als die Beherrschung der Furcht. Der schikliche Ausdruk eines gerechten Unwillens ist es, durch welchen so manche berühmte und bewunderte Stellen rednerischer Meisterstükke beides der alten und der neuen Zeit sich auszeichnen. Demosthens Philippiken, und Cicerons Catilinarien gewinnen ihre ganze Schönheit von der edlen Schiklichkeit, mit welcher jene Leidenschaft in ihnen ausgedrükt wird. Dieser gerechte Unwille ist indessen nichts, als

gehaltener und zu einer solchen Tiefe herabgestimmter Zorn, daß der unpartheyische Zuschauer mit ihm sympathisiren könne. Die polternde und geräuschvolle Leidenschaft, die diese Schranken überschreitet, ist allezeit verhaßt und anstößig, und erregt unsre Theilnehmung nicht an dem Zürnenden, sondern an dem, wider welchen er zürnt. Der Adel des Verzeihens zeigt sich oft der äußersten Schiklichkeit des Zürnens überlegen. Wenn entweder die beleidigende Parthey einer Aussöhnung auf eine schikliche Weise entgegen kam, oder wenn nur, gesezt auch, daß dergleichen versöhnendes Entgegenkommen nicht geschehen wäre, der öffentliche Vortheil erfodert, daß die abgesagtesten Feinde sich zu Vollziehung einer gewissen wichtigen Pflicht vereinigen, scheint derjenige, der aller Erbitterung entsagen, und gegen den, der ihn aufs schmerzlichste beleidigte, mit Zutrauen und Aufrichtigkeit handeln kann, unsre höchste Bewunderung mit Recht zu verdienen.

Nicht immer indessen erscheint die Beherrschung des Zorns in einem so günstigen Lichte. Die Furcht ist das Widerspiel des Zorns, und nicht selten die Triebfeder, welche diesen bezähmet. Der Zorn reizt zum Angriff, und wer ihm den Zügel schießen läßt, scheint bisweilen eine Art von Muth und Furchtlosigkeit zu zeigen. Ein ungezähmter Zorn ist bisweilen ein Gegenstand der Eitelkeit; eine ungezähmte Furcht ist es nie. Eitle und schwache Menschen gebehrden sich gegen Niedrigere oder Solche, die sich ihnen nicht widersezzen dürfen, bisweilen, als ob sie von dem wüthendsten Zorn besessen wären, und meynen auf diese Art zu zeigen, daß sie, wie sie es nennen, Feuer (spirit) haben. Ein Geck erzählt von seinem eignen Uebermuthe eine Menge Historien, die erlogen sind, und glaubt sich auf diese Weise seinen Zu-

hörern, wenn nicht liebens- und ehrwürdiger, so doch furchtbarer zu machen. Unsre neuere Sitten, die den Zweykampf so sehr begünstigen, und eben dadurch der Privatrache eine so mächtige Aufforderung geben, mögen vielleicht nicht wenig dazu beygetragen haben, daß die Beherrschung des Zorns durch die Furcht in unsern Zeiten in noch verächtlicherm Licht erscheint, als es sonst geschehn seyn möchte. In der Beherrschung der Furcht liegt allezeit etwas Veredeltes, die Triebfeder, auf welche sie sich gründet, mag seyn, die sie wolle. Nicht so verhält es sich mit der Beherrschung des Zorns. Gründet diese sich nicht auf dem Gefühl der Anständigkeit, Würde und Schiklichkeit, so ist sie nie vollkommen angenehm.

Den Forderungen der Klugheit, der Gerechtigkeit, und einer schiklichen Wohlthätigkeit gemäß zu handeln, scheint nicht sonderlich verdienstlich, so lange keine Versuchung zum Gegentheil vorhanden ist. Aber in Mitten der größten Gefahren und Schwürigkeiten mit kühler Besonnenheit zu handeln; die geheiligsten Regeln der Gerechtigkeit zum Trozze beydes der größten Vortheile, die uns lokken, und der größten Ungerechtigkeiten, die uns reizen könnten, sie zu verlezzen, aufs gewissenhafteste zu beobachten; das Wohlwollen unsers Geistes, weder durch die Bößartigkeit noch den Undank der Individuen, gegen welche wir es äusserten, dämpfen noch zurükschrekken zu lassen; diß ist Charakter der erhabensten Weißheit und Tugend. Die Selbstbeherrschung ist nicht allein an sich selbst eine große Tugend, sondern scheint auch allen andern Tugenden ihren vorzüglichsten Glanz zu gewähren.

Die Beherrschung der Furcht, die Beherrschung des Zorns sind allezeit große edle Kraftäusserungen. Sind

Weißheit und Gerechtigkeit ihre Triebfedern, so sind sie nicht allein selbst große Tugenden, sondern sie verstärken auch den Glanz von Jenen. Zuweilen stammen sie indessen auch aus ganz verschiedenen Beweggründen; und wiewohl sie auch dann noch immer groß und ehrwürdig bleiben, so können sie doch in solchen Fällen sehr gefährlich werden. Die unverzagteste Tapferkeit kann zu Gunsten der größten Ungerechtigkeit verschwendet werden. Im Angesicht der schreklichsten Beleidigungen kann die entschlossenste und unversöhnlichste Rachgier sich unter der Mine scheinbarer Ruhe und eines guten Humors verstekken. Wiewohl nun die zu einer solchen Verstellung erforderte Geistesstärke allezeit und nothwendig durch das Niederträchtige der Falschheit besudelt wird, so ist sie doch auch oft von Männern von nicht verächtlicher Urtheilskraft bewundert worden. So preißt der gründliche Daville Katharinen von Medizis; der ernste und gewissenhafte Clarendon Lord Digby'n, nachherigen Grafen von Bristol; der kühle und verständige Lokke den ersten Ashley, Grafen von Schaftsbury, alle wegen ihrer Verstellungskunst. Auch Cicero scheint der Meynung zu seyn, daß ein so betrügerischer Charakter zwar nicht eben einer der würdigsten sey, dennoch aber zu einer gewissen Biegsamkeit der Sitten, die seiner Meynung nach, im Ganzen sehr angenehm und empfehlungswürdig ist, sehr wohl stimme. Er erläutert diß mit den Beyspielen des Homerischen Ulyß, des Atheniensers Themistokles, des Spartaners Lysander und des Römers Marcus Crassus. Dieser Charakter einer tiefen und finstern Verstellung äussert sich am häufigsten in den Zeiten großer öffentlicher Unordnungen, unter den Gewaltthätigkeiten der Factionen und bürgerlichen Kriege. Wenn das Gesez größtentheils unmächtig geworden ist, wenn auch die vollkommenste Unschuld allein keine hin-

längliche Sicherheit gewähren kann, so nöthigt die Rüksicht auf Selbstvertheidigung den größten Theil der Menschen, zur Gewandtheit, Geschiklichkeit, und einem scheinbaren Hinüberneigen zu der herrschenden Parthey eines jeden Augenbliks ihre Zuflucht zu nehmen. Dieser falsche Charakter gesellt sich überdiß nicht selten zu dem kühlsten und entschlossensten Muthe. Auch bedarf er seiner, indem auf dem Fall der Entlarvung der Todt ihm fast gewiß ist. Uebrigens kann er sowohl zur Besänftigung als zur Erbitterung des wechselseitigen wüthenden Hasses jener kämpfenden Partheyen, um deren willen man sich eigentlich einen solchen Charakter zulegt, gebraucht werden; und sollte er auch bisweilen nüzlich seyn, so bleibt er doch der Gefahr, höchstschädlich zu werden, allezeit unterworfen.

Die Beherrschung der weniger stürmischen und heftigen Leidenschaften, scheint einem verderblichen Mißbrauche weit weniger ausgesezzet. Mässigkeit, Wohlanständigkeit, Bescheidenheit und Mässigung sind allezeit liebenswürdig, und können selten zu einem schlimmen Zwek gemißbraucht werden. Aus der unnachlassenden Beharrlichkeit dieser mildern Bestrebungen der Selbstbeherrschung entspringt jener bescheidne Glanz, der die liebenswerthe Tugend der Keuschheit, der die ehrwürdigen Tugenden der Betriebsamkeit und Mässigkeit schmükket. Das Betragen aller derer, die sich begnügen, auf den demüthigen Pfaden des friedlichen Privatlebens zu wandern, gewinnt vor dem nehmlichen Prinzip die ihm anklebende Schönheit und Anmuth; eine Schönheit und Anmuth, die wenn gleich minder blendend, doch gewöhnlich aber so gefallend ist, als jene, in welcher die Thaten des Helden, des Staatsmannes, oder Gesezgebers schimmern.

Nach dem, was bereits in mehrern Theilen dieser Untersuchung über die Natur der Selbstbeherrschung gesagt worden, halt' ich es unnöthig, mich in eine weitere Zergliederung dieser Tugenden einzulassen. Ich werde für izt nur noch bemerken, daß der Punkt der Schiklichkeit, der Grad einer jeden Leidenschaft, welchen der unpartheyische Zuschauer billigt, in verschiedenen Leidenschaften verschiedentlich liege. In einigen Leidenschaften ist das Zuviel minder anstößig, als das Zuwenig; und in diesen scheint der Punkt der Schiklichkeit höher, oder dem Zuviel näher als dem Zuwenig zu liegen. In andern Leidenschaften ist das Zuwenig minder anstößig, als Zuviel, und in diesen scheint der Punkt der Schiklichkeit niedrig, oder dem Zuwenig näher, als dem Zuviel zu stehen. Die erstere Leidenschaften sind die, mit welchen der Zuschauer am meisten, die leztern die, mit denen er am wenigsten zu sympathisiren aufgelegt ist. Die erstern sind ferner die, deren unmittelbare Empfindung dem eigentlich Affizirten angenehm, die andern, deren unmittelbare Empfindung ihm unangenehm ist. Es kann als allgemeine Regel gelten, daß die Leidenschaften, mit welchen zu sympathisiren der Zuschauer am meisten aufgelegt ist, in welchen dem zu Folge der Punkt der Schiklichkeit hoch zu stehen scheint, die seyn, deren unmittelbare Empfindung dem hauptsächlich Affizirten mehr oder minder angenehm ist; und daß im Gegentheil diejenigen, mit welchen der Zuschauer am wenigsten zu sympathisiren tauget, und deren Schiklichkeitspunkt dennoch niedriger steht, jene seyn, deren unmittelbare Empfindung dem hauptsächlich Affizirten mehr oder minder unangenehm oder selbst schmerzlich ist. Diese allgemeine Regel leidet, so weit meine Beobachtung reichet, auch nicht eine einzige Ausnahme. Einige wenige Beyspiele werden sie mit

einem Mahle nicht nur hinlänglich erläutern, sondern auch ihre Wahrheit darthun.

Der Hang zu den Affekten, welche die Vergesellschaftung der Menschen bewürken, zur Menschlichkeit, Leutseligkeit, natürlichen Zuneigung, Freundschaft, Achtung, kann zuweilen bis zur Ausschweifung stark seyn. Aber selbst das Ausschweifende jenes Hanges macht den Menschen nur um so interessanter. Tadeln wir ihn gleich deßhalb, so betrachten wir ihn doch mit Mitleid, wohl mit Vorliebe, nie mit Mißfallen. Er dauert uns mehr, als daß wir über ihn zürnen sollten! Ihm selbst ist das rückhaltlose Ueberwallen so ausschweifender Affekte bey manchen Gelegenheiten nicht nur angenehm, sondern fast wohllüstig. Bisweilen freylich, zumahl, wenn er seine Zuneigung unwürdigen Gegenständen verschwendet, wie nur gar zu oft der Fall ist, stellt diese ihn vielen würklichen und hartgefühlten Leiden bloß. Aber auch unter solchen Umständen betrachtet ein wohlgeordnetes Gemüth ihn mit zärtlichem Mitleid, und empfindet den höchsten Unwillen gegen die, welche Miene machen, ihn wegen seiner Schwachheit und Unvorsichtigkeit zu verachten. Der Mangel dieser Anlage hingegen, jene sogenannte Hartherzigkeit, die einen Menschen gegen die Gefühle und Bedrängnisse andrer Leute unempfindlich macht, macht andre Leute eben so unempfindlich gegen die seinigen; schließt ihn aus von der Freundschaft der Menschen, mithin von der edelsten und stärkendsten aller gesellschaftlichen Genüsse.

Der Hang zu den Affekten, welche die Menschen auseinander treiben, und so zu sagen, die Bande der Gesellschaft zu zerbrechen drohen, der Hang zum Zorn, zum Haß, zum Neide, zur Boßheit, zur Rachgier, ist

hingegen weit fähiger durch das Zuviel, als durch das Zuwenig zu beleidigen. Diß Zuviel macht den Menschen elend und unglüklich in sich selbst, und zugleich zum Gegenstande des Hasses, ja bisweilen des Abscheues andrer Leute. Ueber das Zuwenig in diesen Affekten hört man selten klagen. Es kann jedoch bisweilen wirklich fehlerhaft werden. Die Unfähigkeit schiklichen Unwillens ist ein sehr wesentlicher Mangel in einem männlichen Charakter, und macht bey manchen Gelegenheiten unfähig, sowohl sich selbst als seine Freunde gegen Beleidigung und Ungerechtigkeit zu schüzzen. Selbst das Prinzip, in dessen Uebermaaß und unschiklicher Richtung die gehässige und verabscheuungswürdige Leidenschaft des Neides besteht, kann fehlerhaft werden. Der Neid ist diejenige Leidenschaft, welche die Ueberlegenheit derer, die zu ihrer Ueberlegenheit wirklich berechtigt sind, mit bößartigem Mißfallen betrachtet. Derjenige indessen, der in Angelegenheiten von Belang geduldig zugibt, daß andre Leute, die zu keiner solchen Superiorität berechtigt sind, sich ihm vor- oder über ihn hinweg drängen, wird mit Recht, als schlaffherzig verdammt. Diese Schwäche gründet sich gemeiniglich auf Indolenz, bisweilen auf Gutmüthigkeit, auf einen Widerwillen gegen Widersezlichkeit, Geräusch und Zudringlichkeit; bisweilen auch auf eine Art übel verstandner Großmuth, die sich einbildet, sie werde die Vorzüge, die sie dermalen verachtet, und daher so leichtlich aufgiebt, allezeit verachten. Gemeiniglich aber hat eine solche Schwäche Reue und Bedauren zur Folge; und was anfangs einen Anschein von Großmuth hatte, endigt häufig in die bößartigste Mißgunst und in einen heftigen Widerwillen gegen jene Superiorität, zu welcher die, welche sie einmahl an sich rissen, eben dadurch, daß sie sich in ihrem Besiz befinden, oft ein würkliches Recht überkommen. Um daher mit Zufriedenheit in der Welt

zu leben, ist es bey allen Gelegenheiten eben so wichtig, unsern Rang und unsre Würde, als unser Leben oder unser Vermögen zu vertheidigen.

Unsre Empfindlichkeit gegen persönliche Gefahren und Bedrängnisse pflegt so, wie jene gegen persönliche Zornreizungen, weit eher, durch das Zuviel als das Zuwenig zu beleidigen. Kein Charakter ist verächtlicher, als der eines Feigen; kein Charakter ist bewunderter, als der eines Menschen, der dem Tode unverzagt ins Antlitz sieht, und seine Ruhe und Geistesgegenwart unter den drohendsten Gefahren behauptet. Wir schäzzen den Mann, der den Schmerz, und wäre es auch die Folter, mit männlicher Standhaftigkeit erträgt, und wir geringschäzzen den, der unter ihm erliegt, und sich unnüzzem Geschrey und weibischer Wehklage überläßt. Ein reizbares Gemüth, das mit allzugroßer Empfindlichkeit, jeden kleinen Queerstrich empfindet, macht einen Menschen elend in sich selbst und andern Leuten lästig. Ein ruhiges Gemüth, das weder durch die kleinen Ungerechtigkeiten, noch die kleinen Unfälle, die im menschlichen Leben vorkommen, seinen Frieden stöhren läßt, sondern in Mitten der natürlichen und sittlichen Uebel, welche die Welt beunruhigen, sich gefaßt hält, von beiden sein bescheiden Theil zu übernehmen und geduldig zu tragen; ein solches Gemüth ist ein Segen für den, der es besizt, und ein Quell der Zufriedenheit und Sicherheit für alle, welche mit ihm umgehen.

Wiewohl unsre Empfindlichkeit für selbsterlittenes Unrecht und selbsterlittene Unglüksfälle gemeiniglich zu stark ist, so kann sie doch auch zu schwach seyn. Wer für sein eignes Unglük wenig fühlt, wird für das Unglük Anderer noch weniger fühlen, und noch weniger geneigt

seyn, ihnen beyzuspringen. Wer gegen selbsterlittnes Unrecht unempfindlich ist, wird gegen das Unrecht, das andern zugefügt wird, noch unempfindlicher, und noch weniger geneigt seyn, sie zu beschüzzen oder zu rächen. Eine stumpfe Unempfindlichkeit gegen die Ereignisse des menschlichen Lebens vertilgt nothwendig alle jene scharfe und ernste Aufmerksamkeit auf die Schiklichkeit unsers Betragens, welche das wahre Wesen der Tugend ausmacht. Wenig wird die Schiklichkeit unsers Betragens uns kümmern, wenn wir gegen die Ereignisse, die aus ihm entspringen können, gleichgültig sind. Wer die ganze Last des Unglüks fühlt, das ihn betraf, wer die ganze Niederträchtigkeit des Unrechts fühlt, das er erlitt, wer aber noch stärker fühlt, was die Würde seines Charakters von ihm fordert; wer sich nicht der Leitung ungebändigter Leidenschaften, die seine Lage ihm natürlicher Weise einflößen könnte, überläßt, sondern alle seine Schrite, und sogar alle seine Gemüthsbewegungen nach den Regeln, welche der Insasse seines Busens, der Halbgott in ihm ihm vorschreibt, zügelt und berichtigt; der allein ist der wahrhaftig Tugendhafte, der einzig wirkliche und schikliche Gegenstand der Liebe, Hochachtung und Bewunderung. Unempfindlichkeit, und jene edle Festigkeit, jene erhabene Selbstbeherrschung, die sich auf das Gefühl der Würde und der Schiklichkeit gründet, sind so wenig Eins und Dasselbe, daß vielmehr, je nachdem die erstere mehr oder weniger Plaz nimmt, das Verdienst der leztern mehr oder weniger verschwindet.

Wiewohl aber der gänzliche Mangel an Empfindlichkeit für persönlich erlittenes Unrecht, persönliche Gefahren und Bedrängnisse, in solchen Lagen alles Verdienst der Selbstbeherrschung aufheben würde, so kann doch jene Empfindlichkeit auch leicht zu lebhaft seyn, und ist

es gar nicht selten. Wenn der Sinn fürs Schikliche, wenn die Autorität des innern Richters diese äusserste Empfindlichkeit zu zügeln vermag, so erscheint diese Autorität allerdings in einem höchst edlen und ehrwürgem Lichte. Die Bestrebung aber, dieses Ansehn allzeit geltend zu machen, kann dennoch sehr angreifend seyn. Es mag dem Individuo vermittelst der muthigsten Anstrengung zwar gelingen, sich vollkommen wohl zu betragen. Aber dieser Sieg mag ihm auch so hoch zu stehen kommen; der Kampf zwischen den beiden Prinzipen, die Fehde in ihm, mag so gewaltsam seyn, daß innere Ruhe und gänzliche Glükseligkeit nicht damit bestehen kann. Der Weise, welchen die Natur mit einer so auserlesenen Fühlbarkeit begabte, und dessen lebhafte Empfindbarkeit nicht durch frühe Erziehung und schikliche Uebungen hinlänglich abgestumpft und abgehärtet worden, wird daher, so viel Pflicht und Schiklichkeit erlauben, den Lagen, denen er sich nicht gewachsen fühlt, ausweichen. Derjenige, der vermöge einer schwächlichen und kränkelnden Leibesbeschaffenheit gegen Schmerz, Beschwerden und körperliche Leiden allzuempfindlich ist, sollte nicht ohne Noth den Soldatenstand ergreifen. Derjenige, der gegen jedwedes Unrecht zu reizbar ist, sollte sich nicht zu rasch in die Zänkereyen kämpfender Factionen mischen. Gesezt auch, sein Sinn fürs Schikliche wäre stark genug, um alle diese Empfindlichkeiten zu beherrschen, so kann doch die gesetzte Ruhe seines Gemüthes durch dergleichen Bestrebungen nicht anders, denn leiden. Es ist nicht möglich, daß seine Urtheilskraft in so zerrüttenden Lagen allezeit ihre gewöhnliche Schärfe und Bestimmtheit behaupte; und sollt' er auch des Vorsazzes seyn, allezeit mit Schiklichkeit zu handeln, so wird er doch leicht zu raschen und unbesonnenen Handlungen hingerissen werden können, zu Handlungen, deren er vielleicht Zeitlebens

Ursache haben wird, sich zu schämen. Eine gewisse Unverzagtheit, eine gewisse Derbheit der Nerven und Stärke der Leibesbeschaffenheit, es sey nun eine väterliche, oder erworbne, ist unstreitig die beste Vorbereitung zu den großen Bestrebungen der Selbstbeherrschung.

Krieg und Factionen sind zwar unstreitig die besten Schulen, um den Menschen zu dieser Festigkeit und Temperamentsstärke zu gewöhnen; sie sind die würksamsten Mittel, um von den entgegengesezten Schwächen ihn zu heilen. Sollte die Stunde der Prüfung aber schlagen, bevor er seine Lection vollkommen erlernt, bevor jene Heilmittel Zeit gehabt hätten, gehörig zu würken, so dürften die Folgen sehr mißlich seyn.

Unsre Empfindlichkeit für die Freuden, Belustigungen und Genüsse des menschlichen Lebens kann ebenfalls sowohl durch das Zuviel, als durch das Zuwenig beleidigen. Es scheint jedoch von diesen beiden Mängeln der Erstere minder anstößig, als der Leztere. Dem Zuschauer sowohl, als dem unmittelbar Affizirten ist ein starker Hang zur Freude gewiß angenehmer, als eine dämische Unempfindlichkeit gegen die Gegenstände der Belustigung und Ergözzung. Die Munterkeit der Jugend, und selbst das Getändel der Kindheit ergözt uns, während die platte abgeschmakte Ernsthaftigkeit, die das Alter gewöhnlich begleitet, uns bald ermüdet. Freylich, wenn dieser Hang nicht durch den Sinn fürs Schikliche gezügelt wird, wenn er weder zur Zeit, noch zum Orte, weder zu dem Alter, noch zur Lage der Person stimmet, wenn diese, um ihn zu befriedigen, ihren Vortheil, oder ihre Pflichten versäumt, so tadelt man ihn als ausschweifend, und als nachtheilig dem Individuo sowohl, als der Gesellschaft. In dem meisten ähnlichen Fällen finden wir jedoch das

Tadelnswürdige nicht so sehr in der Stärke des Hangs zur Freude, als in der Schwäche des Sinnes für Pflicht und Schiklichkeit. Ein junger Mensch, der keinen Geschmak an den Ergözlichkeiten und Zeitvertreiben findet, die seinem Alter angemessen und natürlich sind; der von nichts, als seinen Büchern und Geschäften redet, erregt unser Mißfallen, und kann uns selbst durch die strengste Enthaltung von unschiklichen Genüssen mit seinem steifen und pedantischen Wesen nicht aussöhnen.

Auch in Ansehung des Prinzips der Selbstschäzzung kann es ein Zuviel und ein Zuwenig geben. Da es so angenehm ist, einen hohen — und so unangenehm, einen niedrigen Begrif von sich zu unterhalten, so kann man leicht denken, daß dem Schäzzer seines eignen Selbst das Zuviel weit minder anstößig sey, als das Zuwenig. Nicht so dem unpartheyischen Zuschauer! Ihm erscheint der Werth des Dritten in einem ganz verschiedenen Lichte, und ihm ist das Zuwenig in diesem Stük allzeit minder anstößig, als das Zuviel. In Ansehung unsrer Gefärthen beklagen wir uns weit öfter über das Leztere, als über das Erstere. Wenn sie scheinet Vorzugs vor uns anmaßen, oder sich über uns hinaussezzen, so kränkt ihre Selbstschäzzung unsre Eigne. Unser eigner Stolz und unsre eigne Eitelkeit reizen uns, sie des Stolzes und der Eitelkeit zu beschuldigen, und wir hören auf, unpartheyische Zuschauer ihres Betragens zu seyn. Wenn aber die nehmlichen Gefärthen es dulden, daß andere sich einer Superiorität über sie anmaßen, die ihnen nicht gebühret, so tadeln wir sie nicht nur, sondern verachten sie auch als schlaffherzig. Wenn sie sich hingegen unter andern Leuten ein wenig weiter vorwärts drängen, oder zu einer Höhe hinanklimmen, die unsrer Meynung nach ihren Verdiensten nicht ganz angemessen ist, so

können wir zwar ihr Betragen nicht eben ausdrüklich gut heißen; im ganzen aber belustigen wir uns oft daran, und wenn der Neid sich nur nicht mit ins Spiel mischt, so mißfallen sie uns so ungleich minder, als wenn sie sich hätten unter den Standort, der ihnen gebührt, hinunter drängen lassen.

Bey der Schäzzung unsers eignen Werthes, bey Beurtheilung unsers eignen Charakters und Betragens, giebt es zwey verschiedene Maaßstäbe, mit denen wir uns gewöhnlich vergleichen. Der Eine ist die Idee genauer Schiklichkeit und Vollkommenheit, in sofern jeder von uns diese Idee zu fassen fähig ist. Der andre ist derjenige Grad von Annäherung zu dieser Idee, der gemeiniglich in der Welt erreicht wird, und welchen unsre meisten Freunde und Gefärthen, Nebenbuhler und Mitbewerber, wirklich erreicht haben. Sehr selten, (ich möchte sagen, niemalen) versuchen wir über uns selbst zu urtheilen, ohne auf diese beiden Maaßstäbe mehr, oder minder Rüksicht zu nehmen. Die Aufmerksamkeit der verschiedenen Menschen aber, und selbst des nehmlichen Menschen zu verschiedenen Zeiten, ist oft sehr ungleich zwischen beiden vertheilt, und lenkt sich hauptsächlich bisweilen auf die Eine, uud bisweilen auf die Andre.

In sofern sich unser Augenmerk auf den Ersten dieser beiden Maaßstäbe gründet, kann auch der Weiseste und Beste von uns allen in seinem Charakter und Betragen nichts, denn Schwäche und Unvollkommenheit wahrnehmen; er kann zum Uebermuth und Eigendünkel keine Ursache finden, sehr viele aber zur Demuth und zur Reue. In sofern sich unsre Aufmerksamkeit auf den Zweiten lenkt, können wir uns bald auf die Eine, bald auf die andere Art affizirt, können wir uns bald über den

Maaßstab der Vergleichung hinausgehoben, bald disseit desselben herabderniedrigt fühlen.

Der Weise und Tugendhafte richtet sein Augenmerk hauptsächlich auf den ersten Maaßstab, die Idee genauer Schiklichkeit und Vollkommenheit. Es existirt in jedem Menschen eine Idee dieser Art, die sich nach und nach aus seinen Beobachtungen über den Charakter und das Betragen seiner selbst sowohl, als andrer Leute bildet. Sie ist die langsame, allmähliche und stufenweise fortschreitende Arbeit des großen Halbgottes in uns, des obersten Schiedsrichters des Betragens. Diese Idee ist in einem jeden Menschen nach Maaßgabe der mehrern, oder mindern Zartheit des Gefühles, womit er jene Beobachtungen anstellte, und nach Maaßgabe der mehrern, oder mindern Sorgfalt, die er auf sie anwandte, mehr oder minder genau, die Färbung mehr oder minder richtig, der Umriß mehr oder minder bestimmt gezeichnet. Der Weise und Tugendhafte machte jene Beobachtnngen mit aller Schärfe und Zartheit des Gefühles; und verwandte auf sie die äusserste Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Jeden Tag ward ein Zug verbessert; jeden Tag ein verfehlter Strich berichtigt. Er studirte diese Idee mehr, denn andre, durchschaute sie deutlicher, zeichnete sie ungleich richtiger, und entbrannte für ihre göttliche und auserlesene Schönheit in eine ungleich feurigere Liebe. Er befleißigt sich, so viel er kann, seinen eignen Charakter diesem Urbilde von Vollkommenheit zu verähnlichen. Allein es ist das Werk eines göttlichen Künstlers, ein unerreichbares Werk, das er nachahmt. Er fühlt den unvollkommenen Erfolg seiner besten Bestrebungen, und sieht mit Schmerz und Demüthigung, in wie mancherley Zügen das sterbliche Nachbild hinter dem unsterblichen Urbilde zurükbleibt. Er erwägt mit Be-

kümmerniß und Beschämung, wie oft er, aus Mangel an Aufmerksamkeit, an Beurtheilung, an Mässigung, sowohl in Worten als in Handlungen, sowohl im Betragen als im Umgange die genauen Regeln vollkommner Schiklichkeit verlezte, und in sofern von dem Muster abwich, dem er doch seinen Charakter und sein Betragen immer näher zu bringen wünschte. Richtet er sein Augenmerk auf den zweiten Maaßstab, auf die Stuffe der Vortreflichkeit, die seine Freunde und Gefährthen in der Regel erreichen, so mag er sich freilich einiger Ueberlegenheit über sie bewußt werden. Da aber sein Blik hauptsächlich auf jenem ersten Maaßstabe haftet, so wird er natürlich durch die Vergleichung mit diesem allzeit mehr gedemüthigt, als durch Vergleichung mit dem andern jemalen gehoben. Nie ist er so selbstgenügsam, daß er, selbst auf die, so wirklich unter ihm sind, je mit Verachtung herabschauen sollte. Er fühlt seine eignen Mängel so lebhaft, er kennt die Schwürigkeiten so genau, mit welchen er auf seiner Annäherung zu dem Ideale der Vortreflichkeit zu ringen hatte, daß es ihm unmöglich ist, auf die noch größern Mängel seiner Brüder mit Verachtung herabzuschauen. Weit entfernt, ihrer Inferiorität zu spotten, betrachtet er sie vielmehr mit dem schonendsten Mitleid, und ist allzeit erböthig, mit Rath und Beyspiel ihre fernern Fortschritte zu befördern. Sollten sie ihm in einem oder andern Vorzuge überlegen seyn, (denn wer wäre wohl so vollkommen, daß er nicht in mehr, denn einer Vortreflichkeit mehr denn Einen, als seinen Meister erkennen müßte), so beneidet er diese ihre Ueberlegenheit keinesweges; vielmehr schäzzet und ehret er, der wohl weiß, wie schwer es sey, es in irgend einer Tugend zur Vortreflichkeit zu bringen, ihre Vortreflichkeit von ganzem Herzen, und ermangelt nie, derselben das volle Maaß von Beyfall zu zollen, das ihr gebühret.

Kurz sein ganzes Gemüthe ist tief durchdrungen, sein ganzes Betragen und Benehmen ist unverkenntlich gezeichnet mit dem Charakter ächter Bescheidenheit; mit dem Charakter einer mäßigen Schäzzung seines eignen Werths, und zugleich des vollen Gefühls des Werths von Andern.

In allen freien und sinnreichen Künsten, in der Mahlerey, Dichtkunst, Tonkunst, Beredsamkeit, Philosophie, fühlt der große Künstler allezeit die wirkliche Unvollkommenheit seiner eignen besten Werke, und ist sich's mehr, denn jeder Andere bewußt, wie weit sie hinter jener idealischen Vollkommenheit zurükbleiben, wovon ihm ein Begriff vorschwebt, welchem er aus allen Kräften zustrebt, welche er aber jemalen zu erreichen, verzweifelt. Nur der Künstler von geringerm Range ist mit seinem Machwerk allezeit zufrieden. Er läßt vor jener idealischen Vollkommenheit, mit welcher sein Nachdenken sich schwerlich jemahlen beschäftigte, sich wenig träumen, und würdigt höchstens die Werke anderer, vielleicht noch geringerer Künstler mit den seinigen zu vergleichen. Der große französische Dichter Boileau, der in einigen seiner Werke vielleicht keinem andern großen Dichter seiner Gattung weder in der ältern, noch neuern Zeit etwas nachgiebt, pflegte zu sagen, daß kein großer Mann mit seinen Arbeiten jemahlen völlig zufrieden wäre. Sein Bekannter, Santeuil, ein lateinischer Versemacher, der die Schwachheit hatte, wegen dieser Schulknabengeschiklichkeit sich für einen Dichter zu halten, versicherte ihn, daß er seiner seits, mit den seinigen immer vollkommen zufrieden wäre; und Boileau antwortete, nicht ohne beissende Zweydeutigkeit, so wäre er gewiß der einzige große Mann, der diß von sich rühmen könnte. Boileau verglich seine Werke mit dem Maaßstabe ideali-

scher Vollkommenheit, die er in dem ihm eignen Zweige der Dichtkunst, ohne Zweifel aufs sorgfältigste studirt, und so deutlich erschauet hatte, als dergleichen Idee sich überhaupt nur von Menschen erschauen läßt. Santeuil hingegen verglich die seinigen vermuthlich mit den Arbeiten anderer lateinischer Dichter seiner Zeit, denen er freilich in keinem Stükke nachstehen mochte. Den Gehalt eines ganzen Lebens zu einiger Aehnlichkeit mit idealischer Vollkommenheit zu erheben, und diese Aehnlichkeit durchweg mit immer gleicher Festigkeit zu behaupten, ist aber gewiß ungleich schwerer, als irgend ein Kunstwerk zu jener Aehnlichkeit hinaufzuschrauben. Der Künstler sezt sich mit voller Ruhe, voller Muße, und voller Sammlung aller seiner Geschiklichkeit, Kunst und Erfahrung zu seinem Werke nieder. Der Weise hingegen muß in Gesundheit und Krankheit, in Glück und Unglück, in den Stunden der Erschöpfung und schläfriger Trägheit sowohl, als in jenen der allerwachesten Aufmerksamkeit die Schiklichkeit seines Betragens behaupten. Die plözlichsten und unerwartetsten Angriffe von Schwürigkeiten und Bedrängnissen müssen ihn nie überraschen. Die Ungerechtigkeiten andrer Leute müssen ihn nie zu wechselseitiger Ungerechtigkeit verleiten. Die Gewaltthätigkeiten der Faction müssen ihn nie erschüttern. Alle Beschwerden und Gefahren des Krieges müssen seinen Muth nicht lähmen.

Unter denen, die bey Beurtheilung ihres eignen Verdienstes, bey Schäzzung ihres eignen Charakters und Betragens hauptsächlich nur auf den zweiten Maaßstab, auf die gewöhnliche Stuffe der Vortreflichkeit, die von andern Leuten erreicht wird, Rücksicht nehmen, gibt es allzeit einige, die sich wirklich und mit Recht über dieselbe erhaben fühlen, und welchen diese Erhabenheit

von jedem verständigen und unpartheyischen Zuschauer zuerkannt wird. Da jedoch die Aufmerksamkeit solcher Leute allezeit auf dem Maaßstabe nicht der idealischen, sondern nur der alltäglichen Vollkommenheit haftet; so haben sie wenig Gefühl für ihre eignen Schwächen und Vollkommenheiten; besizzen wenig Bescheidenheit, sind anmaßend, übermüthig, selbstgenüglich, große Bewunderer ihre selbst, und große Verächter von Andern. Wiewohl ihre Charaktere gemeiniglich weit weniger correct, ihr Verdienst weit geringer ist, als der Charakter und das Verdienst von Männern von ächter und bescheidner Tugend; so blendet ihre ausschweiffende Anmaßung, die auf ihre eigne ausschweiffende Selbstbewunderung sich gründet, dennoch die Menge, und täuscht nicht selten sogar solche, die wirklich über die Menge erhaben sind. Der häufige und oft wunderbare Erfolg der allerunwissendsten sowohl bürgerlicher, als religiöser Gaukler und Betrüger, beweißt hinlänglich, wie leicht der große Hause sich von den ausschweifendsten und ungegründetsten Anmaßungen täuschen läßt. Wenn aber diese Anmaßungen von einem sehr hohen Grade ächten und gründlichen Verdienstes unterstüzt, wenn sie mit allem Gepränge einer pralenden Darlegung zur Schau gestellt, wenn sie von hohem Range und großer Macht begleitet, wenn sie oft aufs glüklichste durchgesezt, und bey solcher Gelegenheit von der Menge mit lauten Zuruffungen gefeyert wurden; so überläßt auch ein besonnener und richtig urtheilender Mensch sich bisweilen dem Strome der Bewunderung. Das Geräusch jener albernen Zuruffungen übertäubt seine Urtheilskraft, und während er jene große Männer nur in einer gewissen Ferne sieht, ist er nicht abgeneigt, sie oft noch stärker und aufrichtiger zu bewundern, als sie selbst sich zu bewundern scheinen mögen. Ueberhaupt bewundern wir Menschen sehr gern (wenn

anders keine Mißgunst es verhindert) und haben daher alle mit einander einen natürlichen Hang, Charaktere, die in mehrern Rüksichten Bewundrung verdienen, uns als durchaus vortreflich und in jeder Rüksicht bewunderns-würdig zu denken. Weise Menschen freilich, die mit diesen großen Männern einige Vertraulichkeit pflogen, durchschaun ihre übertriebne Selbstbewundrung ohne Mühe, und lächeln vielleicht insgeheim über jene hochtönenden Ansprüche, welche die ferner stehende Menge oft mit Ehrfurcht, und beynahe mit Anbetung anstaunet. So indessen waren zu allen Zeiten die meisten von jenen Menschen beschaffen, die sich den lautesten Namen, und den ausgebreitetsten Ruhm erworben; ein Name und ein Ruf, der noch dazu bisweilen auf die späteste Nachwelt heruntergeerbt wurde.

Ohne einigen Grad dieser übertiebnen Selbstbewunderung sind selten große Dinge in der Welt ausgeführt, ist selten über die Gesinnungen und Meynungen der Menschen ein großes Ansehn erworben worden. Die glanzreichsten Charaktere, die Männer, die die berühmtesten Thaten gethan, die die größten Revolutionen sowohl in den Lagen, als in den Meynungen der Menschen hervorgebracht haben; die siegreichsten Krieger, die größten Staatsmänner und Gesezgeber, die beredten Stifter und Heerführer der zahlreichsten und erfolgsamsten Secten und Partheyen, haben sich zum Theil eben so sehr durch ihre Selbstgemächlichkeit und ganz übertriebne Bewunderung ihres eignen Werthes, als durch ihr wirkliches Verdienst seltner ausgezeichnet. Vielleicht bedürften sie dieser Selbstgenüglichkeit, nicht nur um sich in Unternehmungen einzulassen, an die kein nüchternerer Verstand gedacht haben würde, sondern auch um ihren Nachfolgern jene unterwürfige Folgsamkeit abzuzwingen,

die zum Gedeihn ihrer Unternehmungen durchaus erfordert wurde. Gelangen ihre Plane, so verleitete diese Selbstgenüglichkeit sie aber auch oft zu einer Eitelkeit, die an Wahnsinn und Narrheit gränzte. Alexander der Große scheint nicht nur gewünscht zu haben, daß andre Leute ihn für einen Gott halten möchten, sondern auch gar nicht abgeneigt gewesen zu seyn, sich wirklich selbst dafür zu halten. Auf seinem Todbette, sicherlich der allerungöttlichsten aller Lagen, ersuchte er seine Freunde, in die ehrwürdige Reihe von Gottheiten, in die er selbst vorlängst war eingetragen worden, auch seine alte Mutter Olympias einzutragen. Die Weißheit des großen Socrates selber schien der ehrerbietigen Bewunderung seiner Jünger, dem allgemeinen Beyfall Griechenlandes, und jenem Ausspruch des Orakels, das ihn, vermuthlich in Folge jenes Beyfalls, für den Weisesten der Menschen erklärte, nur kaum widerstehen zu können. Zwar erlaubte sie ihm nicht, sich selbst für einen Gott zu halten; aber sie hinderte ihn auch nicht, sich gewisser geheimer und häufiger Einsprüche irgend eines geheimen und unsichtbaren Wesens zu rühmen. (*) Cäsars gesunder Menschenverstand, war gleichwohl nicht so ganz gesund, daß er nicht an der Herleitung seines Geschlechts von der Göttin Venus ein besonderes Behagen hätte finden; und vor dem Tempel dieser seiner vermeyntlichen Ahnenfrau die Huldigungen des Senats, ohne sich von seinem Sizze zu erheben, entgegennehmen

(*) Wie aber, wenn der oft auch bildernde und poetisirende Socrates unter diesen Lispeln seines Genius nichts weiter, als die geheime Einsprache jenes innern Menschen, des Insassen unsers Busens, des Halbgottes in uns, des obersten Schiedsrichters unsrer Handlungen verstanden hätte, dessen der Verfasser in dieser Untersuchung so oft gedenkt. K.

sollen, und Das in dem Augenblik, wo dieser erlauchte Cörper eigends zu dem Ende kam, um ihm einige Decrete, in welchen ihm die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen zuerkannt wurden, feierlichst zu überreichen; ein Beweiß von Uebermuth, welcher mit mehrern andern Handlungen einer beynahe kindischen, und mit seinem so scharfsinnigen und so weitumfassenden Verstande schwerlich zu reimenden Eitelkeit, vergesellschaftet, die öffentliche Eifersucht hauptsächlich erbittert, seinen Mördern Muth eingeflößt, und die Ausführung ihres Plans beschleunigt zu haben scheint. Die neuern Sitten- und Religionsbegriffe ermuntern unsre großen Männer nicht sonderlich, sich für Götter, oder auch nur für Propheten zu halten; Glück aber mit Volksgunst vereinigt, hat oft den Größten unter ihnen die Köpfe dermaßen verdreht, daß sie sich selber eine weit größere Wichtigkeit und Fähigkeit zutraueten, als sie in der That besaßen, und von diesem Eigendünkel verführt, sich in manche unbesonnene und bisweilen ihnen selbst verderbliche Abentheuer einließen. Es ist ein dem großen Herzog von Marlborough beynahe ganz eigner Charakterzug, daß zehn Jahre eines so ununterbrochenen und so glänzenden Glükkes, daß kaum irgend ein andrer Feldherr sich eines ähnlichen rühmen konnte, ihn nie zu einer einzigen raschen That, ja kaum zu einem raschen Worte oder Ausdrucke verleiteten. Die nehmliche gemäßigte Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung findet sich, meiner Meynung nach, bey keinem andern großen Krieger der spätern Zeiten; nicht bey Eugen, nicht bey Friedrich dem Zweyten, nicht beym großen Conde', selbst nicht bey Gustav Adolf. Türenne scheint ihr am nächsten gekommen zu seyn, aber mehrere Thatsachen seines Lebens beweisen zur Gnüge, daß er ihrer nicht so vollkommen mächtig gewesen, wie der große Marlborough.

In den bescheidenern Entwürfen des Privatlebens sowohl, als in den ehrgeizzigen und stolzen Bestrebungen hoher Posten, sind große Geschicklichkeiten und anfangs mit Erfolg gekrönte Unternehmungen oft ein unglücklicher Sporn zu Unternehmungen gewesen, die den gänzlichen Untergang der Unternehmer verursachten.

Die Achtung und Bewunderung, welche jeder unpartheyische Zuschauer dem wirklichen Verdienst dieser geistvollen, großmüthigen und hochgesinnten Personen zollet, ist, wie eine gerechte und wohlgegründete, so auch eine standhafte, beharrliche, und von ihrem guten oder schlechten Glück durchaus unabhängige Empfindung. Nicht so verhält es sich mit der Bewunderung, die ihm bloß ihre übermäßige Selbstschäzzung und Selbstgenügsamkeit einflößt. So lang' es ihnen nach Wunsch geht, läßt er sich freilich eben durch den Glanz ihres Glükkes oft gänzlich blenden und niederwerfen. Diß ausnehmende Glück verhält vor seinen Augen nicht nur die große Unvorsichtigkeit, sondern auch häufig die große Ungerechtigkeit ihrer Unternehmungen, und weit entfernt diesen fehlerhaften Theil ihres Betragens zu tadeln, betrachtet er ihn vielmehr mit der allerschwärmerischesten Bewunderung. Wendet sich aber ihr Glück, so wenden sich auch die Farben und Namen der Dinge. Was vorhin heroische Großmuth war, heißt nun, was es wirklich ist, ausschweifende Unbesonnenheit und Narrheit. Jene Gierigkeit und Ungerechtigkeit, die sich vorhin unter dem Glanze des Glückes verbarg, erscheinet nun in ihrer ganzen Schwärze, und verdunkelt allen Glanz ihrer Unternehmungen. Hätte Cäsar die Schlacht bey Pharsalia verlohren, so würde ihm sein Rang etwa ein wenig über den Catilina angewiesen worden seyn, und auch der schwächste Mensch hätte seine Unternehmungen gegen die

Gesezze seines Landes in schwärzern Farben gesehn, als selbst Cato zu der Zeit mit aller Erbitterung eines Partheyhauptes gethan haben mag. Sein wirkliches Verdienst, die Richtigkeit seines Geschmacks, die Einfalt und Eleganz seiner Schriften, der Adel seiner Beredsamkeit, seine Kriegserfahrenheit, seine unerschöpfliche Erfindungskraft, seine gesezte Beurtheilung in der Gefahr, seine getreue Anhänglichkeit an seine Freunde, sein beyspielloser Edelmuth gegen seine Feinde, alles dieses wäre zugestanden worden, so wie das wahrhafte Verdienst des Catilina, der manche große Eigenschaften hatte, bis auf diesen Tag zugestanden wird. Allein der Uebermuth und die Ungerechtigkeit seiner alles an sich raffenden Ehrsucht hätte allen Glanz dieses seines wirklichen Verdienstes verdunkelt und ausgelöschet. Das Glück hat in dieser, so wie in mancher andern oben bereits erwähnten Rücksicht großen Einfluß auf die sittlichen Gefühle der Menschen, und kann vermittelst seiner Gunst und Ungunst den nehmlichen Charakter zum Gegenstande sowohl allgemeiner Liebe und Bewundrung, als allgemeinen Hasses und allgemeiner Verachtung machen. Diese große Unordnung in unsern sittlichen Gefühlen ist jedoch keinesweges ohne ihren Nuzzen; und wir haben Ursach bey dieser, wie bey mancher andern Gelegenheit, die Weißheit Gottes selbst in der Schwäche und Thorheit der Menschen zu bewundern. Unsre Bewundrung gelingender Unternehmungen gründet sich mit unsrer Ehrerbietung für Reichthum und Größe auf Einerley Prinzip, und ist eben so nothwendig, den Unterschied der Stände und die Ordnung der Gesellschaft zu gründen. Durch diese unsre Bewundrung jedes schimmernden Glükkes werden wir gestimmt, uns ohne Murren jenen überlegnen Menschen zu unterwerfen, die uns der Lauf menschlicher Begebenheiten zu Obern aufdringt, mit Ehrerbietung, ja wohl

gar mit einer Art von schüchterner Zuneigung jene erfolggekrönte Gewaltthätigkeit zu betrachten, welcher wir nicht länger zu widerstehn vermögen; und zwar nicht bloß die Gewaltthätigkeit so schimmernder Charakter, wie die eines Cäsar oder eines Alexander, sondern oft sogar die Abscheulichkeiten der allerwildesten Barbaren, eines Attila, Jenghizchan, und Timurbek. Der große Haufe des Menschengeschlechts hat einen natürlichen Hang, alle solche mächtige Eroberer mit unmäßsiger, wiewohl sehr schwacher und thörichter Verwunderung anzustaunen. Aber eben diese Bewunderung lehrt sie, sich mit desto wenigerm Widerstande einer Regierung zu unterwerfen, die eine unwiderstehliche Gewalt ihnen aufdringt, und von welcher kein Sträuben sie befreyen würde.

Wiewohl ein ausschweifend selbst genüglicher Mensch bisweilen einigen Vortheil über einen Menschen von ruhiger und bescheidner Tugend zu haben scheinen möchte; wiewohl der Beyfall der Menge und derer, die ihn nur in der Ferne sehen, oft weit lauter zu seinem Vortheil schallt, als zu dem Vortheil des Leztern, so neigt sich doch, alles wohl erwogen, die Wage des wahren Vortheils, sich vielleicht in allen Fällen gar sehr auf die Seite des Leztern. Wer sich selbst kein größeres Verdienst zuschreibt, als was ihm wirklich zukommt, auch nicht wünscht, daß andre ihm ein größeres zuschreiben sollen, besorgt keine Demüthigung, befürchtet keine Entlarvung, sondern beruhigt sich auf die Aechtheit, Wahrheit und Gründlichkeit seines Charakters. Seine Bewundrer sind vielleicht weder sehr zahlreich, noch sehr vorlaut; allein der Weise, der ihn am nächsten sieht und ihn am besten kennet, bewundert ihn am meisten. Dem wahren Weisen gewährt die vernünftige und wohl erwogene Geneh-

migung eines einzigen weisen Mannes, eine herzlichere Zufriedenheit, als der stürmische Beyfall zehntausend unwissender, noch so schwärmerischer Bewunderer. Er denkt, wie Parmenides, der zu Athen einer öffentlichen Versammlung eine philosophische Abhandlung vorlaß, und als er wahrnahm, daß die ganze Gesellschaft bis auf den einzigen Plato davon gegangen sey, gleichwohl seine Vorlesung fortsetzte, und dabey äußerte, daß Plato allein ihm für ein ganzes volles Auditorium gölte.

Anders verhält es sich mit dem Menschen voll ungebührlicher Selbstgenüglichkeit. Der Weise, der ihn am nächsten sieht, bewundert ihn am wenigsten. Der bescheidne und gemäßigte Beyfall, den ihm dieser zollt, bleibt hinter dem Uebermaße seiner eignen Selbstbewundrung so weit zurück, daß jener in der Berauschung des Wohlstandes ihn des Neides und der Bößartigkeit beschuldigt. Er verdächtigt seine besten Freunde. Ihre Gesellschaft wird ihm lästig. Er verbannt sie aus seiner Gegenwart, und vergilt ihre Dienste nicht nur mit Undank, sondern auch oft mit Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Er verschwendet sein Vertrauen an Schmeichler und Verräther, die seiner Eitelkeit und seinem Eigendünkel räuchern; und derjenige Charakter, der wiewohl in einigen Stükken fehlerhaft, jedoch im Ganzen, beides liebens- und ehrwürdig war, wird am Ende verhaßt und verächtlich. Im Rausche des Glükkes tödtete Alexander den Clitus, der die Thaten seines Vaters Philipp den seinigen vorgezogen hatte; ließ den Calisthenes zu Tode foltern, der sich geweigert hatte, ihn nach persischer Weise zu verehren; und ermordete den großen Freund seines Vaters, den ehrwürdigen Parmenio, nachdem er, einem äußerst grundlosen Verdacht zufolge,

den einzigen übrigen Sohn dieses Greises, dessen andre Kinder alle in seinem Dienst ihr Leben verlohren hatten, erst der Folter und dann dem Blutgerüst überliefert hatte. Es war diß der nehmliche Parmenio, von welchem Philipp zu sagen pflegte: Die Athenienser seyn sehr glücklich, jährlich zehn Feldherren finden zu können; er seiner seits habe in seinem ganzen Leben nur den einzigen Parmenio gefunden. Es war der nehmliche, auf dessen Wachsamkeit und Aufmerksamkeit er sich so ruhig und mit solcher Sicherheit verließ, daß er in seinen lustigen Stunden zu sagen pflegte: Laßt uns trinken, lieben Freunde, laßt uns ruhig trinken! denn Parmenio trinkt nimmer. Es war der nehmliche, mit dessen Gegenwart und Rath, Alexander, nach der Sage, alle seine Siege, ohne dessen Gegenwart und Rath er deren keinen einzigen gewann. Jene demüthigen, schmeichelnden, kriechenden Freunde, denen Alexander sein Ansehn und seine Macht hinterließ, theilten sein Reich unter sich, und beraubten solchergestalt nicht nur seine Familie und Verwandschaft seines Erbes, sondern ließen auch nach und nach jeden einzelnen sowohl männlichen als weiblichen Sprößling derselben, ohne Schonung hinrichten.

Wir verzeihn nicht nur, sondern wir sympathisiren auch vollkommen mit der übertriebnen Selbstgenüglichkeit jener schimmernden Charaktere, in welchen wir eine große und ausgezeichnete Superiotät über den gemeinen Menschenschlag entdekken. Wir nennen sie geistvoll, großmüthig, hochgesinnt; Wörter, deren jedes einen beträchtlichen Grad von Bewunderung und Lobpreisung einschließt. Mit der übermäßigen Selbstgenüglichkeit hingegen von Leuten, in welchen wir nichts dergleichen Hervorstehendes entdekken können, sympathisiren wir keinesweges. Ihr Eigendünkel empört und verdreußt uns vielmehr, und nur

nur mit Mühe können wir ihn verzeihen oder dulden. Wir nennen ihn Stolz und Eitelkeit; zwey Wörter, deren das Leztere allezeit, und das Erstere die meiste Zeit einen beträchtlichen Grad von Tadel einschließt.

Diese beyden Laster, so ähnlich sie als Modificationen einerley ausschweifender Selbstschäzzung einander auch sind, sind doch in mancher Rücksicht auch von einander verschieden.

Der Stolze ist aufrichtig, und im Grunde seines Herzens von seiner eignen Vortreflichkeit überzeugt; so schwer es auch bisweilen abzusehn seyn mag, worauf diese Ueberzeugung sich eigentlich gründe. Er wünscht nichts weiter, als daß ihr ihn nur in dem nehmlichen Lichte betrachten mögt, im welchem er selbst, wenn er sich in eure Stelle sezt, sich betrachtet. Er verlangt nichts weiter von euch, als daß ihr ihm Gerechtigkeit wiederfahren lasset. Bezeuget ihr ihm nicht die Achtung, die er für sich selbst hegt, so hält er sich mehr dadurch beleidigt, als gedemüthigt, und fühlt den nehmlichen Unwillen, den er über ein wirklich erlittnes Unrecht empfinden würde. Auch dann würdigt er jedoch nicht einmahl den Grund seiner eignen Ansprüche auseinanderzusezzen. Er verschmäht es, sich um eure Achtung zu bewerben. Er gebehrdet sich, als veracht' er sie, und bemüht sich in seiner angemaßten Höhe sich zu behaupten, indem er euch nicht so sehr seine Ueberlegenheit, als vielmehr eure eigne Niedrigkeit fühlbar zu machen sucht. Es scheint ihm nicht so sehr darum zu thun zu seyn, daß er euch Achtung für ihn einflöße, als daß er eure Achtung für euch selbst herabstimme.

Ein eitler Mensch ist nicht aufrichtig, und im Grunde seines Herzens sehr selten von der Ueberlegenheit über-

zeugt, in welcher er euch zu erscheinen wünschet. Er wünschet, daß ihr ihn in einem schimmerndern Lichte sehet, als dasjenige ist, worinnen er, wenn er sich in eure Stelle versezt, und sich denkt, daß er Alles wüßte, was ihr wißt, sich wirklich betrachten kann. Scheint ihr ihn nun in einem gleichgültigen, vielleicht in seinem wahren Lichte zu betrachten, so fühlt er sich weit mehr gedemüthigt, als beleidigt. Er ergreift jede Gelegenheit, die Gründe, worauf er seine Ansprüche an einen rühmlichern Charakter gründet, auseinanderzusezzen; theils durch die pralendste und unnöthigste Schaulegung der guten Eigenschaften und Vorzüge, die er wirklich in erträglichem Grade besizt, theils auch durch ganz grundlose Ansprüche auf Vorzüge, die er entweder überall nicht, oder doch in einem so schwachen Grade besizt, daß man wohl sagen dürfte, er besäße sie überall nicht. Fern, eure Hochschäzzung zu verachten, bewirbt er sich vielmehr um sie aufs ängstlichste. Fern, eure Selbstschäzzung demüthigen zu wollen, schmeichelt er ihr vielmehr, in Hofnung, von euch wieder geschmeichelt zu werden. Er lobpreißt euch, um hinwiederum von euch lobgepriesen zu werden. Er beeifert sich, euch zu gefallen; er befleißt sich, durch Höflichkeit, Gefälligkeit, bisweilen auch durch wesentliche Dienstleistungen, die er vielleicht nur mit allzugroßem Gepränge darlegt, eure gute Meinung zu bestechen.

Der Eitle sieht die Achtung, welche Rang und Vermögen einflößen, und wünscht diese Art der Achtung nicht weniger zu usurpiren, als jene, die den Talenten und der Tugend gezollt wird. Seine Kleidung, seine Ekipage, seine ganze Lebensweise kündigt daher einen weit höhern Rang und weit größere Vermögensumstände an, als ihm wirklich zukommen; und um eine so lächerliche Täuschung einige wenige Jahre im Anfange seines

Lebens unterhalten zu können, bereitet er sich Noth und Dürftigkeit für den ganzen Rest desselben. So lang er indessen seinen Aufwand nur noch fortsezzen kann, schmeichelt es seiner Eitelkeit unglaublich, sich selbst nicht in dem Lichte zu betrachten, worinn ihr ihn betrachten würdet, wenn ihr alles wüßtet, was er weiß; sondern in jenem, worinn er euch, vermittelst seines geschickten Betragens zu erscheinen glaubet. Von allen Täuschungen der Eitelkeit ist diß vielleicht die gewöhnlichste. Unbedeutende Fremdlinge, die in auswärtigen Ländern reisen, oder aus einer entlegenen Provinz auf eine kurze Zeit zur Hauptstadt kommen, versuchen es gewöhnlich, eine so glänzende Rolle zu spielen. Auch mag die Thorheit eines solchen Versuches, so groß und eines vernünftigen Wesens unwürdig sie auch in alle Wege bleibet, doch in diesem, wie in mehrern andern Fällen, weniger auffallend seyn. Ist der Aufenthalt solcher Leute nur kurz, so können sie vielleicht einer schimpflichen Entdekkung ergehn, und, nachdem sie ihrer Eitelkeit wenige Monate, oder Jahre freyen Lauf gelaßen, zu ihrer Heimath zurückkehren, um dort durch Sparsamkeit die Lükken, welche die Verschwendung in ihrem Vermögen riß, möglichst wieder auszufüllen.

Der Stolze macht sich einer solchen Thorheit nur sehr selten schuldig. Das Gefühl seiner eignen Würde lehrt ihn, sorgfältig über seiner Unabhängigkeit zu wachen; und wenn seine Vermögensumstände nicht eben überflüßig sind, so sucht er auf einen zwar anständigen, aber doch frugalen und seiner Einnahme angemessenen Fuß zu leben. Der pralende Aufwand des Eitlen ist ihm äußerst anstößig. Er verdunkelt vielleicht seinen eignen. Er reizt seinen Unwillen, als Anmaßung eines Ranges, welcher jenem nicht gebührt; und er erwähnt seiner nie, als mit strengem und bittern Tadel.

Der Stolze gefällt sich eben nicht am besten unter seines Gleichen, und weniger noch unter Höhern. Unter diesen kann er seine hochtrabenden Ansprüche nicht geltend machen; vielmehr nöthigt ihre ehrfurchtgebietende Mine ihn, mit jenen hinterm Berge zu halten. Er behilft sich daher lieber mit geringerer Gesellschaft; mit solcher, vor denen er wenig Achtung hat, die er unter andern Umständen gewiß nicht wählen würde, und die ihm im Grunde wenig behagen; mit Niedrigeren, Untergebnen, oder Schmeichlern. Selten besucht er die Vornehmern; und thut er es einmahl, so geschieht es mehr, um zu zeigen, daß er berechtigt sey, in solcher Gesellschaft zu leben, als um des Vergnügens willen, das er etwa aus ihrem Umgange schöpfen könnte. So sagt Clarendon von Grafen Arundel: er sey bisweilen an den Hoff gekommen, weil er nur hier einen größern Mann finden können, als er selbst gewesen; er sey aber nur selten an ihm erschienen, eben weil er hier einen größern Mann gefunden, als er selbst gewesen.

Ganz anders verhält es sich mit einem eiteln Menschen. Dieser drängt sich eben so sehr in die Gesellschaft der Vornehmern, als der Stolze sie vermeidet. Ihr Glanz, scheint er zu glauben, reflectire sich auf alle, die um sie sind. Er mangelt daher nie, sich an den Courtagen der Fürsten, und bey den Leve's der Minister einzufinden. Er macht ihnen so emsig seine Aufwartung, als suche er einen Plaz, oder irgend eine andre Gnadenbezeugung zu erschnappen; er, der vielleicht des ungleich köstlichern Glücks genießt, wofern er es nur zu schäzzen weiß, der Hofgnade nicht zu bedürfen. Es schmeichelt ihn, zu den Tafeln der Großen gezogen zu werden, und mehr noch gegen andre Leute mit der Vertraulichkeit, deren sie ihn würdigen, sich groß zu machen. Er gesellt sich, so viel er

kann, zu der sogenannten feinen Welt, zu denen, die die öffentliche Meynung leiten, zu den Wizzigen, Gelehrten und Beliebten; meidet aber die Gesellschaft auch der besten Freunde, sobald der unsichere Strom der Volksgunst sich in einiger Hinsicht wieder sie wendet. In Ansehung der Mittel, wodurch er den Leuten, um deren Gunst es ihm zu thun ist, sich zu empfehlen suchet, ist er eben nicht sehr delicat; unnüzzer Prunk, grundlose Anmaßung, äußerste Geschmeidigkeit, nicht selten Schmeicheley, wiewohl von feinerer und gefälligerer Art, als die grobe Staublekkerey des Schmarozzers, sind zu Erreichung seines Endzwekkes ihm gleich willkommen. Der Stolze hingegen schmeichelt ein, und bezeigt sich kaum höflich gegen andre Leute.

Aller grundlosen Anmaßung ohngeachtet ist die Eitelkeit gleichwohl fast immer eine muntre, unterhaltende und sehr oft ganz gutartige Leidenschaft. Nicht so der Stolz; er ist ernsthaft, mürrisch, feierlich. Auch die Falschheiten des Eitlen sind gemeiniglich von ganz unschuldiger Art; ausgesonnen, nicht um andre herabzusezzen, sondern nur um sich emporzuhelfen. Der Stolze, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, erniedrigt sich selten zur Falschheit. Thut er es aber, so sind seine Falschheiten keinesweges unschuldig. Sie sind vielmehr alle von Unheilstiftender Art, und auf die Herabsezzung andrer Leute berechnet. Unwillig über die, seiner Meynung nach ungerechten Vorzüge, die ihnen eingeräumt werden, betrachtet er sie mit Neid und Groll, und bemüht sich in seinen Reden, die Ursachen, weswegen man ihnen jene Vorzüge zugestand, möglichst zu verkleinern. Schmiedet er gleich selbst keine Mährchen zu ihrem Nachtheile, so ist er doch sehr bereitwillig, die bereits im Schwange gehenden zu glauben, zu wiederholen, und

wohl gar zu vergrössern. Die ärgsten Erdichtungen der Eitelkeit sind bloß sogenannte unschuldige Lügen (white lies); die Erdichtungen des Stolzes hingegen, wenn er sich je zu dergleichen herabläßt, sind von einer ganz entgegengesezten Natur.

Unser Mißfallen an Stolz und Eitelkeit reizt uns gemeiniglich, den Personen, die wir dieser Laster beschuldigen, eher unter den gewöhnlichen Menschenschlag, als über demselben ihren Plaz anzuweisen. Ich glaube jedoch, daß wir nur in diesem Urtheil öfters irren, und daß beide, der Stolze und der Eitle zum öftern, vielleicht meistentheils über denselben erhaben sind; wenn gleich nicht ganz so viel, als der Eine es wirklich von sich glaubt, und der Andere euch von ihm glauben zu machen wünschet. Vergleichen wir sie mit ihren eignen Ansprüchen, so mögen sie wohl als schikliche Gegenstände der Verachtung erscheinen; vergleichen wir sie mit dem grössern Theile ihrer Nebenbuhler und Mitbewerber, so mögen sie uns in einem ganz andern Lichte, und weit über den gemeinen Menschenschlag erhaben erscheinen. Wo diese wirkliche Ueberlegenheit statt hat, da finden wir den Stolz zum öftern in der Gesellschaft mancher ehrwürdiger Tugenden; der Wahrheit, der Aufrichtigkeit, eines hohen Ehrgefühles, herzlicher und standhafter Freundschaft, unbeugsamer Festigkeit und Entschlossenheit; die Eitelkeit in Begleitung mancher liebenswürdigen Eigenschaften, der Leutseligkeit, der Höflichkeit, der Begierde in Kleinigkeiten zu verpflichten, und bisweilen auch mit einem wirklichen Edelmuthe in großen Dingen, nur daß dieser Edelmuth sich gern mit Geräusche und Gepränge ankündigt. So wurden im lezten Jahrhunderte die Franzosen durch ihre Feinde und Nebenbuhler der Eitelkeit, die Spanier, des Stolzes beschuldigt, während aus-

wärtige Nationen die Einen als die liebenswürdigern, die andern als die respektablern von beiden betrachteten.

Das Wort Eitelkeit wird nie in gutem Sinne genommen. Wir sagen zwar zuweilen wohl im Scherze von einem Menschen, daß seine Eitelkeit ihn kleide, oder daß sie mehr belustige, denn beleidige; in der That aber betrachten wir sie immer als einen schwachen, oder lächerlichen Zug in seinem Charakter.

Das Wort Stolz hingegen wird zuweilen in gutem Sinne genommen. Wir sagen oft von einem Menschen, daß er zu stolz sey, daß er zu vielen edlen Stolz besizze, um sich zu einer Niederträchtigkeit herabzulassen. Der Stolz wird in diesem Falle mit der Großmuth verwechselt. Aristoteles, ein Philosoph, der gewiß die Welt kannte, zeichnet den Großmüthigen mit mehreren Strichen, die in den beiden lezten Jahrhunderten gemeiniglich dem Spanier beygelegt wurden. Er ist, sagt er, besonnen in seinen Entschlüssen, langsam und sogar saumseelig in seinen Handlungen; der Ton seiner Stimme ist ernsthaft, seine Reden sind überlegt, seine Schritte und Gebehrden feierlich; es kleidet ihm nachläßig und sogar träge; auch hat er keinen Hang, von Kleinigkeiten ein großes Aufhebens zu machen, wohl aber in jeder großen und wichtigen Ereigniß mit der kräftigsten und bestimmtesten Entschlossenheit zu handeln; er ist kein Waghals; er drängt sich nicht zu kleinen Gefahren, ist aber allezeit bereit, den allergrößesten die Stirne zu bieten, und bietet sie ihnen wirklich mit gänzlicher Verachtung seines Lebens.

Der Stolze ist gemeiniglich mit sich selbst viel zu sehr zufrieden, als daß er seinen Charakter einer Verbesserung

nöthig achten sollte. Wer sich ganz vollendet fühlt, verschmäht natürlicher Weise jede weitere Berichtigung. Seine Selbstgenüglichkeit und abgeschmakte Einbildung von seinem hohen Werthe begleitet ihn gemeiniglich von Jugend an bis zum äusserſten Alter, und er stirbt, wie Hamlet sagt, unbeölt und unbeweihwassert, mit allen seinen Sünden auf dem Haupte.

Ganz anders verhält es sich oft mit dem weisen Manne. Das Verlangen von andern geschäzt und bewundert zu werden, und das wegen Eigenschaften nnd Talenten, welche die natürlichen und schiklichen Gegenstände der Achtung und Bewunderung sind, ist die wahre Liebe des ächten Ruhms; eine Leidenschaft, welche, wenn nicht die Beste von Allen, doch gewiß eine der besten im Menschen ist. Die Eitelkeit ist oft nichts anders, als ein voreiliger Versuch, diesen Ruhm früher an sich zu reissen, als man ihn verdient. Sollte euer Sohn, im fünf und zwanzigsten Jahre, auch ein Stück vom Gekken seyn, verzweifelt darum nicht, daß er nicht vor dem vierzigsten, ein sehr weiser und rechtschaffener Maun, und ein wirklicher Besizzer aller jener Tugenden und Talente seyn werde, deren er sich jezt auf eine pralende Weise anmaaßt. Das große Geheimniß der Erziehung ist, die Eitelkeit auf schikliche Gegenstände zu lenken. Duldet es nie, daß er sich auf unbedeutende Vollkommenheiten etwas einbilde. Aber dämpfet auch nie seine Ansprüche auf solche, die von wirklichem Belange sind. Er würde sie nicht in Anspruch nehmen, wenn er sie nicht ernstlich zu besizzen wünschte. Ermuntert diese Begierde; gewährt ihm alle Mittel, sich ihrer zu bemächtigen; und zürnt nicht zu sehr, wenn er zuweilen ein wenig zu früh die Mine annehmen sollte, als hätte er sich ihrer schon bemächtigt.

Diß, sag' ich, sind die unterscheidenden Charakterzüge des Stolzes und der Eitelkeit, wenn jedes derselben seinem eignen Charakter gemäß handelt. Allein der Stolze ist oft eitel; und der Eitle ist oft stolz. Nichts kann natürlicher seyn, als daß ein Mensch, der höhere Begriffe von sich hegt, als er verdient, auch wünschet, daß andre Leute diese höheren Begriffe von ihm hegen möchten; und daß derjenige, welcher wünscht, daß andre Leute höhere Begriffe von ihm hegen mögen, als er verdient, diese höheren Begriffe auch nach und nach wirklich von sich fasset. Da nun diese beiden Laster oft in einerley Charakter zusammentreffen, so schmelzen ihre Charakterzüge nothwendig oft in einander; und die oberflächlichste und ungehörigste Pralerey der Eitelkeit vereinigt sich nicht selten mit des Stolzes bößartigstem und verhöhnendsten Uebermuthe. Wir wissen daher bisweilen selbst nicht, wie wir mit einem solchen Charakter daran sind; ob wir ihn zu den Stolzen, oder zu den Eitlen zählen sollen.

Männer von beträchtlich mehr, denn alltäglichem Verdienste, können ihren Werth eben so leicht zu gering, als zu hoch anschlagen. Dergleichen Charaktere gehören zwar nicht zu den würdevollsten, sind aber in Privatzirkeln keinesweges unangenehm. Es lebt sich ganz behaglich in der Gesellschaft eines so vollkommen bescheidnen und anmaßunglosen Mannes. Haben aber seine Gesellschafter nicht mehr, denn gewöhnlichen Verstand und Edelmuth, so werden sie zwar wohl viele Freundschaft für ihn empfinden, selten aber viele Achtung; und die Wärme jener Freundschaft ist selten hinlänglich, die Kälte dieser Achtung zu ersezzen. Menschen von gemeinen Verstandesgaben pflegen niemanden höher zu schäzzen, als er sich selbst schäzzet. Er scheint ja selbst zu zweifeln,

sagen sie, ob er dieser oder jener Lage, diesem oder jenem Amte gewachsen sey, und sogleich geben sie dem ersten besten unverschämten Dummkopfe, der über seine eignen Vortreflichkeiten nicht den mindesten Zweifel unterhält, den Vorzug. Fehlt es ihnen auch nicht am Verstande, wohl aber an Edelmuthe, so ermangeln sie nie, seine Einfalt mißzubrauchen, und sich einer Superiorität, zu der sie keinesweges berechtigt sind, über ihn anzumaaßen. Seine Gutmüthigkeit bestimmt ihn vielleicht, biß einige Zeit zu dulden; zulezt aber wird er dessen müde, und oft, wann es schon zu spät, wenn der Rang, der ihm zukommt, unwiederbringlich verlohren, und, in Folge seiner Schlaffherzigkeit von einem, oder andern seiner zudringlichern, wiewohl ungleich weniger verdienstlichen Gefärthen eingenommen wird. Ein Mann von diesem Charakter muß in der frühen Wahl seiner Gefärthen sehr glücklich gewesen seyn, wenn ihm auf seiner Lebensreise allezeit die gebührende Gerechtigkeit wiederfährt, auch nur von denen, die er alter freundschaftlicher Verhältnisse wegen wohl Ursach hätte, als seine besten Freunde zu betrachten. Eine allzu anmaßungslose, und allzu ehrgeizleere Jugend hat gewöhnlich ein unbedeutsames, klagesüchtiges und mißmüthiges Alter zur Folge.

Diejenigen Unglücklichen, denen die Natur auch das alltägliche Maaß des gemeinen Menschenverstandes versagte, scheinen sich gemeiniglich noch nichtswürdiger zu achten, als sie wirklich sind. Diese Verzweiflung an sich selber erniedrigt sie bisweilen zu wahrem Blödsinn. Wer sich jemalen die Mühe gab, Blödsinnige mit Aufmerksamkeit zu betrachten, wird finden, daß einige derselben keinesweges schwächere Verstandeskräfte besizzen, als manche andere, die zwar ein jeder einfältig und stumpfsinnig findet, kein Mensch aber für blödsinnig hält.

Manche Blödsinnige haben, bey einer nur alltäglichen Erziehung, dennoch ganz erträglich lesen, schreiben und rechnen gelernt. Manche hingegen, die nie für Blödsinnige galten, die aufs sorgfältigste erzogen wurden, und noch in reiffern Jahren, was sie in der Jugend nicht hatten lernen können, nachzuholen versuchten, sind dennoch nie im Stande gewesen, sich eine jener Fertigkeiten in erträglichem Grade anzueignen. Ein Instinktartiger Stolz lehrt sie indessen, sich denen, die ihnen an Alter und Lage gleich sind, an die Seite zu stellen; und durch Muth und Festigkeit gelingt es ihnen, ihren Plaz unter ihren Gefärthen wirklich zu behaupten. Vermittelst eines entgegengesezten Instinktes fühlt der Blödsinnige sich tief unter jeder Gesellschaft, in die ihr ihn einführt. Ueble Begegnung, der er so sehr unterworfen ist, ist fähig, ihn in Anwandlungen von Raserey und Tollheit zu bringen. Aber auch die beste, gütigste und liebreichste Behandlung kann ihn nicht so weit heraufstimmen, daß er mit Euch, wie mit seines Gleichen umgehe. Gelingt es euch, ihn überall zur Unterhaltung zn bringen, so werdet ihr oft Sinn genug, und selbst Verstand in seinen Antworten finden. Allezeit aber sind sie mit einem deutlichen Bewußtseyn seiner großen Inferiorität gestempelt. Er scheint euren Blick und euren Umgang gleichsam zu scheuen; er scheint zu fühlen, wenn er sich in eure Lage versezt, daß ihr, ungeachtet eurer scheinbaren Herablassung nicht umhin könnt, ihn als unermeßlich tief unter euch zu betrachten. Die Verstandeskräfte mehrerer und vielleicht der meisten Blödsinnigen scheinen sich, mehr oder weniger, in einer gewissen Lähmung und Erstarrung zu befinden. Bey andern hingegen ist eine solche Erstarrung um nichts spührbarer, als bey manchen andern, die kein Mensch für Blödsinnige hält. Jener Instinktartige Stolz nur, der zu Behauptung einer Art von Gleichheit

mit dem Nächsten so unentbehrlich ist, scheinet dem erstern gänzlich, dem leztern aber nicht zu fehlen.

Derjenige Grad der Selbstschäzzung also, der am meisten zur Beglükkung und Beruhigung der Person selbst beiträgt, scheint auch dem unpartheyischen Zuschauer der angenehmste zu seyn. Wer sich schäzzet, wie billig, und nicht mehr als billig, ermangelt selten andern Leuten so viele Achtung einzuflößen, als ihm, seiner eignen Meynung nach gebühret. Er begehrt nicht mehr, als ihm gebühret, und fühlt sich im Besiz derselben vollkommen zufrieden.

Der Stolze und Eitle hingegen ist immer unzufrieden. Den Einen peinigt der Unwille über die, seiner Meynung nach unrechtmäßige Superiorität andrer Leute. Den andern ängstet die Schande, die, wie er voraus sieht, die Entdekkung seiner grundlosen Ansprüche begleiten würde. Selbst die übertriebenen Ansprüche des Mannes von wahrem Werth, mögen wohl, wenn sie von glänzenden Fähigkeiten und Tugenden, und vornehmlich vom Glück unterstüzt sind, die Menge, nach deren Beyfall er wenig fraget, blenden; nicht aber jene weise Männer, deren Beyfall er allein achtet, und deren Hochschäzzung er so gern erwerben möchte. Er sieht, daß sie seinem übertriebnen Dünkel durchschauen, und argwohnt, daß sie ihn deßhalb verachten; und nun wird der Bedaurenswürdige nicht selten, erst der eiffersüchtige und geheime, und endlich der offenbare, wüthende und rachgierige Feind der nehmlichen Personen, deren Freundschaft mit argwohnloser Sicherheit zu genießen, ihm die größte Genugthuung gegeben haben würde.

Obgleich unser Mißfallen an den Stolzen und Eitlen uns gewöhnlich geneigt macht, sie eher unter, als über

ihren Werth zu schäzzen, so wagen wir es doch selten, es sey denn, daß sie uns durch persönliche Impertinenz reizen, sie übel zu behandeln. In gewöhnlichen Fällen bemühn wir uns vielmehr, um unsrer eignen Ruhe willen, uns so viel möglich, in ihre Thorheiten zu schikken. Demjenigen hingegen, der sich unter seinem Werthe schäzzet, ermangeln wir selten, wofern wir nicht mehr, denn gewöhnlichen Verstand und Edelmuth besizzen, alles Unrecht anzuthun, was er sich selbst anthut, und oft noch mehr. Er ist nicht nur in seinen eignen Gefühlen unglücklicher, als der Eitle und der Stolze, sondern auch jeder Art von übler Begegnung weit mehr ausgesezt.

Es ist daher beynahe in allen Fällen besser, ein wenig zu stolz zu seyn, als in irgend einer Hinsicht zu demüthig; und ein zu hoher Grad von Selbstschäzzung scheint beyder der Person selbst und dem unpartheyischen Zuschauer minder anstößig zu seyn, als ein zu geringer.

In dieser demnach, wie in jeder andern Gemüthsbewegung, Leidenschaft und Fertigkeit, ist der Grad, der dem unpartheyischen Zuschauer der angenehmste ist, es auch der Person selber; und je nachdem das Zuviel, oder das Zuwenig dem Erstern minder anstößig ist, je nachdem ist es das Eine, oder das Andere auch dem Leztern.

Schluß.

Besorgnis für unsre eigne Glückseligkeit empfiehlt uns die Tugend der Klugheit; Besorgnis für die Glückseligkeit Anderer die Tugenden der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, deren die Eine uns hindert, diese ihre Glückseligkeit zu verlezzen, die andre aber uns antreibt, sie zu befördern. Unabhängig von aller Rücksicht auf das, was die Empfindungen anderer sind, oder seyn sollten, oder unter gewissen Bedingungen seyn würden, wird uns die erste dieser drey Tugenden ursprünglich durch unsre selbstischen, die andern beiden aber werden nur durch unsre wohlwollenden Neigungen empfohlen. Die Rücksicht auf die Empfindungen Anderer kommt oft hinterher, um die Uebung aller dieser Tugenden beides zu verstärken und zu leiten; und es hat nie keiner während seines ganzen Lebens standhaft und gleichförmig auf den Pfaden der Klugheit, der Gerechtigkeit, oder des schicklichen Wohlwollens gewandelt, dessen Betragen nicht vorzüglich durch die Hinsicht auf die Gesinnungen des vermeintlich unpartheyischen Zuschauers, des großen Insassen der Brust, des obersten Schiedrichters aller Handlungen, geleitet worden wäre. Wenn wir den Tag über in einem, oder andern Punkte von den durch ihn uns vorgeschriebenen Regeln abweichen; wenn wir in unsrer Frugalität zuviel, oder zuwenig thaten; wenn wir in unsrer Betriebsamkeit zu weit, oder nicht weit genug gingen; wenn wir aus Leidenschaft, oder Unbesonnenheit den Vortheil, oder das Glück des Bruders in einiger Hinsicht verlezten; wenn wir eine schikliche und bequeme Gelegenheit versäumten, diesen Vortheil und dieses Glück zu befördern;

so ist es dieser Insasse, der dieser Unterlassungen und Verlezzungen halber uns des Abends zur Rechenschaft zieht, und uns über unsre Thorheit, unsre Vernachläßigung eignen Glükkes, und vielleicht mehr noch des Glükkes anderer, beschämet und bestrafet.

Ob aber gleich die Tugenden der Klugheit, der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit sich uns in den meisten Fällen durch diese beyden Prinzipe beynahe gleich stark empfehlen, so empfehlen sich uns doch die Tugenden der Selbstbeherrschung hauptsächlich und beynahe gänzlich durch das Eine, durch das Gefühl des Schicklichen, durch Hinsicht auf die Empfindungen des vermeintlich unpartheyischen Zuschauers. Ohne den Zwang, den dieses Prinzip uns auflegt, würde jede Leidenschaft in den meisten Fällen ihre Befriedigung blindlings erstürmen wollen. Der Zorn würde dem Eingeben seiner Wuth; die Furcht dem Einblasen ihrer Bangigkeit folgen. Keine Rücksicht auf Zeit, oder Ort würde die Eitelkeit bewegen, ihre Ansprüche auf die prahlendste Art zur Schau zu legen; noch die Wohllust, ihrer Befriedigung auf die unschicklichste und anstößigste Art nachzuhängen. Achtung für das, was anderer Leute Empfindungen sind, oder seyn sollten, oder unter gewissen Bedingungen seyn würden, ist das einzige Prinzip, was in den meisten Fällen alle diese stürmischen und rebellischen Leidenschaften zu derjenigen Tieffe herabstimmet, mit welcher der unpartheyische Zuschauer sympathisiren kann.

In einigen Fällen werden diese Leidenschaften, jedoch nicht so sehr durch das Gefühl ihrer Unschicklichkeit, als durch kluge Erwägung der üblen Folgen, welche ihre Befriedigung begleiten würden, gezügelt. In solchen Fällen werden die Leidenschaften zwar wohl gebändigt, aber

nicht durchaus unterjocht, sondern sie fahren oft noch fort, mit ihrer ursprünglichen Wuth in der Brust zu lodern. Wer seinen Zorn durch Furcht bezähmt, legt ihn nicht allezeit bey Seite, sondern spart seine Befriedigung nur auf eine gelegnere Zeit. Wer aber, während er einem Andern, das erlittene Unrecht erzählt, die Wuth seiner Leidenschaft mit einmahl durch die Sympathie mit den gemäßigsten Gesinnungen dieses Andern gekühlt und beschwichtigt fühlet; wer sich diese gemäßigteren Gefühle mit einmahl aneignet, und jenes Unrecht nun nicht mehr in der schwarzen und grellen Farbe, worin er es ursprünglich ansahe, sondern in dem mildern Lichte, worinn es seinem Gefährthen erscheinet, betrachtet; der zügelt seinen Zorn nicht nur, sondern bezwingt ihn gewissermaßen. Die Leidenschaft wird wirklich schwächer, denn vorhin; und weniger fähig, ihn zu der heftigen und blutigen Rachgier anzuspornen, auf die er sonst vielleicht gesonnen haben möchte.

Diejenigen Leidenschaften, die durch das Gefühl der Schiklichkeit gezügelt worden, werden durch dasselbe gewissermaßen gemäßigt und überwältigt. Die aber, die bloß durch Klugheitsrücksichten gezügelt werden, werden oft durch den Zwang noch mehr entflammt, und brechen bisweilen, nachdem die Reizung lang vorüber ist, und kein Mensch mehr an sie denket, auf eine ganz ungereimte und unerwartete Art, und mit zehnfacher Wuth und Heftigkeit aus.

Der Zorn kann jedoch so gut, wie jede andre Leidenschaft, in manchen Fällen auch durch Klugheits-Rücksichten gezügelt werden. Einiger Anstrengung von Männlichkeit und Selbstbeherrschung bedarf es auch zu dieser Art des Zwanges; und der unpartheyische Zuschauer betrachtet sie

vielleicht bisweilen mit derjenigen Art kalter Hochschäzzung, die er einem Betragen, das ihm bloß auf Klugheit gegründet zu seyn scheinet, zollet; nie aber mit jener affektvollen Bewunderung, mit welcher er die nehmlichen Leidenschaften betrachtet, wenn sie durch das Gefühl des Schicklichen zu derjenigen Tieffe herabgestimmt werden, mit welcher er selbst zu sympathisiren vermag. In der erstern Art des Zwanges unterscheidet er freylich auch oft einen Grad von Schicklichkeit, und selbst von Tugend; aber einen weit geringern, als der, den er in dem leztern allezeit mit Bewunderung und Entzükken wahrnimmt.

Die Tugenden der Klugheit, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit bezwekken bloß die Hervorbringung der angenehmsten Würkungen. So wie nun die Hinsicht auf diese Würkungen sie ursprünglich dem Handelnden empfiehlt, so empfiehlt selbige sie in der Folge dem unpartheyischen Zuschauer. Indem wir den Charakter des klugen Mannes billigen, fühlen wir mit besonderm Wohlgefallen die Sicherheit, deren er selbst unter dem Schuzze jener gesezten und entschlossenen Tugend genießt. Indem wir den Charakter des gerechten Mannes billigen, fühlen wir mit gleichem Wohlgefallen die Sicherheit, welche seine ängstliche Gewissenhaftigkeit, irgend jemanden zu nahe zu treten, allen denen gewährt, die durch Nachbarschaft, Gesellschaft, oder Geschäfte mit ihnen verbunden sind. Indem wir den Charakter des wohlthätigen Mannes billigen, veranschaulichen wir uns die Dankbarkeit Aller, die sich innerhalb des Würkungskrayses seiner Dienstleistungen befinden, und fassen mit ihnen den höchsten Begriff von seinem Werthe. Indem wir aber diese Tugenden genehmigen, vereinigt sich die Vorstellung ihrer angenehmen Würkungen, ihres Nuzzens, sowohl gegen den, der sie übet, als gegen so manche

Andere, mit dem Gefühl ihrer Schicklichkeit, und erzeugt allezeit einen beträchtlichen, ja oft den größern Theil dieses Beyfalls.

Wenn wir aber die Tugenden der Selbstbeherrschung billigen, so hat das Wohlgefallen an ihren Würkungen bisweilen gar keinen, und oft nur einen sehr geringen Theil an dieser Billigung. Es können diese Würkungen angenehm und auch unangenehm seyn; und obgleich die Billigung im erstern Falle ohne Zweifel stärker ist, so verschwindet sie doch darum keineswegs im leztern. Die heldenmüthigste Tapferkeit kann zu Gunsten sowohl der Gerechtigkeit, als der Ungerechtigkeit verwandt werden; und wiewohl sie im erstern Falle allerdings weit mehr geliebt und bewundert wird; so erscheint sie doch auch im leztern noch immer in einem ehrwürdigen und erhabnen Lichte. In dieser und in allen andern Tugenden der Selbstbeherrschung scheint das Schimmernde und Blendende eigentlich, in der Größe und Beharrlichkeit der Anstrengung, und in dem starken Gefühle des Schicklichen, das zur Hervorbringung und Behauptung einer solchen Anstrengung gehört, zu liegen. Auf die Würkungen nimmt man nur allzuoft zu wenige Rücksicht.

Zusäzze
zum
Sechsten Theile.

Sechster Theil.

Von Systemen der Moralphilosophie.

Zweiter Abschnitt.

Von den verschiednen Erklärungen, die von der Natur der Tugend gegeben sind.

Erstes Kapitel.

Von den Systemen, welche die Tugend durch Schicklichkeit erklären.

Plato, Aristoteles und Zeno zufolge besteht die Tugend in der Schicklichkeit des Betragens, oder in der Angemessenheit des Affekts, aus dem sie entspringt, zu dem Gegenstande, der den Affekt erregt.

I. In Platons System ist die Seele gleichsam ein kleiner Freystaat, der aus drey verschiednen Kräften, oder Ständen besteht.

Die erste ist die Urtheilskraft, eine Kraft, die nicht blos die schicklichen Mittel zu Erreichung eines Zwecks, sondern auch die Zwekke, die da verfolgt werden sollen, und den Grad von relativem Werthe, welchen wir jedem beyzulegen haben, bestimmt. Plato nannte diese Kraft, und das mit Fug und Recht, Vernunft, und betrachtete sie, wie diejenige, die ein Recht habe, das herrschende Prinzip des Ganzen zu seyn. Offenbar begriff er unter dieser Benennung nicht nur das Vermögen, vermittelst

dessen wir über Wahrheit und Falschheit, sondern auch jenes, vermittelst dessen wir über die Schicklichkeit, oder Unschicklichkeit der Gelüste und Affekten urtheilen.

Die verschiednen Leidenschaften und Gelüste, die von Natur Unterthanen des herrschenden Prinzips, aber immer im Begriff sind, sich wider ihren Herrn aufzulehnen, ordnete Plato unter zwey Hauptklassen. Die erste begriff die Leidenschaften, die sich auf Stolz und Rachgier gründen, und die die Schule den erzürnbaren (irascibeln) Theil der Seele nennt; Ruhmsucht, Reizbarkeit, Liebe zur Ehre, Furcht vor Schande, Verlangen nach Sieg, Ueberlegenheit und Rache; kurz alle Leidenschaften, die man aus dem, was man mittelst eines metaphorischen Ausdrucks natürliches Feuer nennt, entweder herleitet, oder als Merkmale desselben ansieht. Die zweite bestand aus jenen Leidenschaften, die sich auf die Liebe zum Vergnügen gründen, auf das, was die Schule den lüsternden (concupiscibeln) Theil der Seele nennt. Sie begriff alle Gelüste des Leibes, die Liebe zur Ruhe und Sicherheit, und den Hang zu allen sinnlichen Genüssen.

Selten überschreiten wir den Verfahrungsplan, den das herrschende Prinzip vorschreibt, und den wir uns in allen unsern kühlen Stunden als den befolgungswürdigsten selbst vorgezeichnet hatten, ohne von einer, oder andern dieser zwo verschiednen Arten von Leidenschaften gereizt zu seyn, entweder von unregiersamer Ehrsucht und Rachgier, oder von den ungestümen Anforderungen gegenwärtigen Genusses und Vergnügens. Allein so leicht diese beiden Klassen von Leidenschaften uns auch irre zu führen pflegen, so werden sie doch als nothwendige Theile der menschlichen Natur angesehn, indem die erste uns gegeben worden, um uns gegen Beleidigungen zu

vertheidigen, um unsern Rang und unsre Würde in der Welt zu behaupten, um uns zu allem, was edel und rühmlich ist, anzuspornen, und uns gegen jene, die auf gleiche Weise handeln, Achtung einzuflößen; die zwote, um uns mit dem Unterhalte und den Bedürfnissen des Lebens zu versorgen.

In der Stärke, Schärfe und Vollkommenheit des herrschenden Prinzips bestand die wesentliche Tugend der Klugheit. Plato erklärte sie als das richtige und deutliche auf allgemeine wissenschaftliche Ideen gegründete Wahrnehmen der Zwekke, deren Beabsichtigung schicklich, und der Mittel, die zur Erreichung dieser Zwekke dienlich seyen.

Wenn die erste Klasse von Leidenschaften, jene, die zum erzürnbaren Theile der Seele gehörten, den Grad von Stärke und Fertigkeit hatten, der sie unter Leitung der Vernunft in den Stand sezte, alle Gefahren in Verfolgung dessen, was rühmlich und edel ist, zu verachten; so entstand die Tugend der Tapferkeit und Großmuth. Diese Klasse von Leidenschaften war nach diesem System von edlerer Art, als die andern. Man betrachtete sie in manchen Fällen als Hülfsvölker der Vernunft, um die niedern thierischen Gelüste zu bändigen und zu zügeln. Oft, hieß es, ärgern wir uns über uns selbst, werden Gegenstände unsers eignen Zorns und Unwillens, wenn die Liebe zum Vergnügen uns zu Dingen verleitet, die wir mißbilligen; und so wird der erzürnbare Theil unsrer Natur aufgefordert, um dem vernünftigen wider den lüsternden beizustehn.

Wenn diese verschiednen Theile unsers Selbst alle drey in vollkommner Eintracht mit einander standen, wenn weder die erzürnenden, noch lüsternden Leidenschaften

einen Genuß beabsichtigten, den die Vernunft mißbilligte, noch die Vernunft je etwas befahl, was diese nicht freiwillig zu leisten bereit waren, so entstand jene glückliche und vollendete Seelenharmonie, die die Griechen durch ein Wort ausdrükken, das wir gewöhnlich durch Mäßigkeit übersezzen, das aber schicklicher durch richtiges Ebenmaaß, Nüchternheit und Gesundheit des Geistes übersezt werden könnte.

Gerechtigkeit, die lezte und größte der vier Kardinaltugenden, fand diesem System zufolge statt, wenn jede dieser drey Geisteskräfte sich auf ihr eignes Geschäft beschränkte, ohne den andern im Mindesten Abbruch thun zu wollen, wenn die Vernunft gebot und die Leidenschaft gehorchte, und wenn jede Leidenschaft ihre eigenthümliche Pflicht that, jede ihren eigentlichen Gegenstand leicht und ohne Sträuben, und mit dem Grade von Stärke und Energie umfieng, der dem Werthe des zu verfolgenden Dinges angemessen war. Hierin bestand jene vollkommene Tugend, jene vollendete Schicklichkeit des Betragens, die Plato, einigen der alten Pythagoräer zufolge, Gerechtigkeit nannte.

Zu merken ist, daß das Wort, das in der griechischen Sprache Gerechtigkeit ausdrückt, mancherley verschiedne Sinne hat; und da das mit dem entsprechenden Worte in allen andern Sprachen, so viel ich weiß, ebenfalls der Fall ist, so muß zwischen jenen verschiednen Bedeutungen einige natürliche Verwandschaft seyn. In dem einen Sinne des Worts sagt man, daß wir unserm Nächsten gerecht werden, wenn wir uns enthalten, ihm geradezu etwas Leides zuzufügen, weder an seiner Person, noch an seinem Vermögen, noch an seinem guten Namen. Dies ist die Gerechtigkeit, von der ich oben

handelte, die Beobachtung dessen, was mit Gewalt erzwungen werden kann, und dessen Uebertretung der Strafe bloßstellt. In einem andern Sinne sagt man, daß wir unserm Nächsten keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn wir nicht die Liebe, Achtung und Ehrfurcht für ihn empfinden, die wir seines Charakters, seiner Lage und seines Verhältnisses gegen uns halber billig gegen ihn emfinden sollten, und wenn wir nicht diesen Empfindungen gemäß handeln. In diesem Sinne nennt man uns ungerecht gegen einen verdienstvollen mit uns in Verbindung stehenden, wiewohl in keinerley Rücksicht von uns gekränkten Mann, wenn wir uns nicht beeifern, ihm zu dienen, und ihn in die Lage zu versetzen, darin der unpartheyliche Zuschauer ihn gern versezt sehen mögte; der erste Sinn des Worts trift mit Aristoteles und der Schule sogenannter kommutativer Gerechtigkeit zusammen, und mit Grotius Justitia expletrix, die darin besteht, daß man sich fremden Gutes enthält, und freywillig thut, wozu man mit Schicklichkeit gezwungen werden könnte. Der zweite Sinn des Worts trifft mit dem zusammen, was einige die distributive Gerechtigkeit genannt haben, und mit Grotius Justitia attributrix, die in schicklicher Wohlthätigkeit besteht, im geziemenden Gebrauche unsers Eignen, und Verwendung desselben zu solchen Zwekken, entweder der Milde, oder des Edelmuths, zu welcher es in unsrer Lage am schicklichsten verwandt werden muß. In diesem Sinne begreift die Gerechtigkeit alle geselligen Tugenden. Noch gibt es einen andern, den ersten an Umfange übertreffenden, dem lezten aber sehr nahe verwandten Sinn des Worts Gerechtigkeit, der, so viel ich weiß, durch alle Sprachen fortläuft. In diesem lezten Sinne heißen wir ungerecht, wenn wir irgend einen besondern Gegenstand nicht in dem Grade

zu schäzzen, noch mit dem Grade von Wärme zu verfolgen scheinen, in dem er dem unpartheylichen Zuschauer achtungs- und verfolgungswürdig scheint. So sagt man, daß wir einem Gedichte, oder Gemählde keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn wir sie nicht genug, zu viel hingegen, wenn wir sie zu viel bewundern. Eben so nennt man uns ungerecht wider uns selbst, wenn wir irgend einen besondern Gegenstand unsers Privatnuzzens keiner hinreichenden Aufmerksamkeit würdigen. In diesem lezten Sinne ist Gerechtigkeit einerley mit der genauen und vollkommnen Schicklichkeit des Betragens, und begreift nicht nur die Pflichten sowohl der kommutativen, als distributiven Gerechtigkeit, sondern auch jeder andern Tugend, der Klugheit, Tapferkeit und Mäßigkeit. In diesem lezten Sinne nimmt Plato augenscheinlich das Wort Gerechtigkeit, das ihm zufolge die Vollendung jeder Art von Tugend umfaßt.

Dies ist die Erklärung, die uns Plato von der Tugend, oder der Gemüthsfassung gibt, die allein Lobes und Beyfalls werth ist. Ihm zufolge besteht sie in derjenigen Seelenstimmung, worin jede Kraft sich innerhalb ihrer eignen Sphäre, ohne Einbruch in einer fremden ihre, einschränkt, und die ihr eignen Geschäfte mit dem gebührenden Grade von Achtung und Lebhaftigkeit vollzieht. Augenscheinlich trift seine Erklärung in jeder Rücksicht mit dem zusammen, was wir oben über die Schicklichkeit des Betragens gesagt haben.

II. Nach Aristoteles besteht die Tugend in der Fertigkeit, dem Zusagen einer gesunden Vernunft gemäß, die Mittelstraße zu treffen. Nach ihm liegt jede besondre Tugend in einer Art von Mitte zwischen zwey entgegengesezten Lastern, deren eins dadurch entsteht, daß man

zu stark, das andre dadurch, daß man zu schwach von einer besondern Art der Gegenstände gerührt wird. So liegt die Tugend der Tapferkeit in der Mitte zwischen den entgegengesezten Lastern der Feigheit und Verwegenheit, deren jene dadurch beleidigt, daß sie zu viel, diese dadurch, daß sie zu wenig von den Gegenständen der Furcht erschüttert wird. So liegt auch die Tugend der Sparsamkeit in der Mitte zwischen Geiz und Verschwendung, deren jener in dem Uebermaas, diese im Mangel der schicklichen Aufmerksamkeit auf die Gegenstände des Eigennuzzes sündigt. Auf eben die Weise liegt die Großmuth in Mitte zwischen übertriebenem Uebermuthe und zwischen ermangelnder Kleinmüthigkeit, deren jene in ausschweifendem, diese in zu schwachem Gefühle unsers eignen Werths besteht. Unnöthig zu bemerken ist, daß diese Erklärung der Tugend mit dem, was oben über die Schicklichkeit, oder Unschicklichkeit des Betragens gesagt worden, aufs genaueste zusammentrift.

Nach Aristoteles bestand die Tugend freylich nicht so sehr in jenen gemäßigten und richtigen Affekten, als in der Fertigkeit dieser Mäßigung. Um dies zu verstehen, muß man bemerken, daß die Tugend entweder als Eigenschaft einer Handlung, oder als Eigenschaft einer Person betrachtet werden kann. Als Eigenschaft einer Handlung betrachtet, besteht sie, selbst nach Aristoteles, in vernünftiger Mäßigung des Affekts, aus dem die Handlung entspringt, die Mäßigung selbst mag der Person Fertigkeit geworden seyn, oder nicht. Als Eigenschaft einer Person betrachtet, besteht sie in der Fertigkeit, sich nach den Vorschriften der Vernunft zu mäßigen, als herrschender Seelenstimmung. So ist eine Handlung, die aus einer gelegentlichen Anwandlung von Edelmuth entspringt, allerdings eine edelmüthige; aber wer sie

verrichtet, ist darum noch nicht nothwendig ein edler Mensch, weil es die einzige Art der Handlung seyn kann, die er gethan hat. Die Triebfeder und die Stimmung des Herzens, aus welcher diese Handlung entsprang, mag vollkommen gut und gerecht gewesen seyn; da aber diese glückliche Stimmung eher die Würkung einer zufälligen Laune, als irgend eines standhaften und bleibenden Charakterzuges gewesen seyn kann, so kann sie dem Thäter eben nicht zu großer Ehre gereichen. Wenn wir einen Charakter edelmüthig, mildthätig, oder tugendhaft in jeder Rücksicht nennen, so wollen wir damit sagen, daß die Gesinnungen, welche diese Benennungen bezeichnen, in ihm herrschend und vorwiegend seyn. Einzelne Handlungen aber, welcherley sie auch seyn, und so schicklich und angemessen sie auch seyn mögen, taugen wenig, um das zu beweisen. Wenn eine einzelne Handlung ihrem Thäter den Charakter irgend einer Tugend aufprägen könnte, so könnten die unwürdigsten Menschen auf alle und jede Tugenden Anspruch machen, indem kein Mensch ist, der nicht in einzelnen Gelegenheiten mit Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Tapferkeit gehandelt hätte. Allein, wiewohl einzeln noch so lobenswürdige Handlungen auf den, der sie verrichtet, wenig Lob zurückwerfen, so pflegt doch eine einzelne lasterhafte Handlung, von jemanden, dessen Betragen gewöhnlich sehr regelgerecht ist, verrichtet, unsre Meynung von seiner Tugend sehr zu vermindern und zuweilen gänzlich zu zerstören. Eine einzelne Handlung dieser Art beweiset hinreichend, daß seine Fertigkeiten nicht vollkommen sind, und daß man sich weniger darauf verlassen kann, als man aus dem gewöhnlichen Inhalte seines Betragens hätte schließen sollen.

Wahrscheinlicher Weise hat Aristoteles die Tugend durch praktische Fertigkeiten erklärt, im Gegensazze

Platons, der der Meynung scheint gewesen zu seyn, daß richtige Empfindungen und vernünftige Urtheile über das, was mit Schicklichkeit gethan, oder gemieden werden könnte, allein hinreichend seyen, den vollkommensten Charakter zu gründen. Nach Plato konnte die Tugend als eine Art von Wissenschaft betrachtet werden. Kein Mensch, glaubte er, könne deutlich und überzeugend einsehn, was recht und was unrecht sey, ohne dem gemäß zu handeln. Die Leidenschaften könnten uns verleiten, schwankenden und ungewissen Meynungen entgegen zu handeln, aber nie deutlichen und sichern Einsichten. Aristoteles im Gegentheil war der Meynung, daß keine Ueberzeugung des Verstandes fähig sey, eingewurzelte Fertigkeiten zu überwältigen, und daß moralische Treflichkeit aus Thätigkeit entspränge, und nicht aus Einsicht.

III. Nach Zeno, dem Stifter der stoischen Schule, war jedes beseelte Geschöpf von der Natur seiner eignen Sorgfalt empfohlen, war mit dem Grundtriebe der Selbstliebe begabt, und vermöge dessen nicht nur sein Daseyn, sondern auch die verschiednen Theile der Natur in dem besten und vollkommensten Zustande, dessen er nur fähig sey, zu erhalten.

Die Selbstliebe des Menschen umfaßte, so zu sagen, seinen Körper und dessen verschiedne Gliedmaßen, seinen Geist und dessen verschiedne Kräfte und Fähigkeiten, und beabsichtigte ihrer aller Beharren und Verbleiben in ihrem besten und vollkommensten Zustande. Alles, was zu Erhaltung dieser Art des Daseyns diente, war ihm also durch die Natur als erwählungswürdig angedeutet; alles, was zu deren Zerstöhrung diente, als verwerfungswürdig. So waren Gesundheit, Stärke, Behendigkeit

und Wohlleben des Körpers sowohl, als die äußerlichen Bequemlichkeiten, die diese beförderten, Reichthum, Macht, Ehre, Achtung und Werthschäzzung unsrer Nebenmenschen, lauter Dinge, die uns die Natur als erwählungswürdig, und den Besiz derselben, als ihrem Nichtbesiz vorzüglich, auszeichnete; Kränklichkeit, Schwäche, Plumpheit, körperlicher Schmerz hingegen, wie auch die äußerlichen Unbequemlichkeiten, welche diese zu veranlassen pflegen, Armuth, Mangel an Ansehn, Verachtung, oder Haß unsrer Nebenmenschen, waren Dinge, die uns als verwerflich, oder vermeidungswürdig ausgezeichnet wurden. In jeder dieser beyden verschiednen Klassen von Gegenständen waren einige, die mehr Gegenstände der Wahl, oder der Verwerfung zu seyn schienen, denn andre der nehmlichen Klasse. So schien in der ersten Klasse augenscheinlich Gesundheit vorzüglicher, als Stärke; Stärke, als Behendigkeit; guter Name, als Gewalt; Gewalt, als Reichthum. Und so war in der zweiten Klasse Kränklichkeit vermeidungswürdiger, als Plumpheit; Unwissenheit, als Armuth; und Armuth, als Mangel an Ansehn. Tugend und Schicklichkeit des Betragens bestand in Erwählung und Verwerfung aller verschiednen Gegenstände und Umstände, nach dem Maaße sie uns von der Natur als Gegenstände der Wahl, oder Verwerfung ausgezeichnet; in Auswahl des Erwählungswürdigsten unter mehrern Gegenständen der Wahl, die sie uns darboten, und nicht alle zugleich erhalten werden konnten; und in Vermeidung des Vermeidungswürdigsten unter mehrern Gegenständen der Verwerfung, die sich uns darboten, und nicht alle zugleich vermieden werden konnten. Durch so ein besonnenes und vernünftiges Wählen und Verwerfen, durch das Heften unsrer Aufmerksamkeit auf einen jeden Gegenstand in dem Grade, darinn er es verdiente, und nach dem Plaze, den er in

dieser natürlichen Stufenleiter der Dinge behauptete, bestand, den Stoikern zufolge, jene vollkommne Richtigkeit des Betragens, die das Wesen der Tugend ausmachte. Dies nannten sie, einstimmig mit sich selber leben, der Natur gemäß leben, und den Anweisungen und Gesezzen gehorchen, die die Natur, oder der Urheber der Natur unserm Betragen vorgezeichnet hatte.

So weit ist der stoische Begriff der Schicklichkeit und Tugend von dem des Aristoteles und der alten Peripatetiker, nicht sehr verschieden.

Unter den hauptsächlichsten Gegenständen der menschlichen Neigung, unter den Dingen, welche die Natur uns ursprünglich als erwählungswürdig ausgezeichnet hatte, befindet sich der Wohlstand unsrer Familie, unsrer Verwandten, unsrer Freunde, unsers Vaterlandes, der Menschen, und des Alls überhaupt. Schon die Natur, sagten sie, lehre uns, daß die Glückseeligkeit zweener dem Glücke eines Einzigen vorzuziehen sey, wie vielmehr die Glückseeligkeit vieler, oder gar des Ganzen; wir seyen nur eins, und so oft also unsre Wohlfarth mit dem Wohle entweder des Ganzen, oder irgend eines beträchtlichen Theils des Ganzen unverträglich sey, müßten wir, sogar aus eigner Wahl, dem, was so unendlich vorzüglich sey, weichen. Da alle Ereignisse der Welt von der Vorsehung eines weisen, mächtigen und guten Gottes geleitet werden, so könnten wir versichert seyn, daß alles, was sich ereigne, zum Wohle und zur Vollkommnung des Ganzen gereiche. Wären wir daher selbst arm, kränklich, oder auf andre Weise elend, so müßten wir uns vor allen Dingen aufs äußerste, so weit Gerechtigkeit und Pflicht gegen andre es gestatteten, beeifern, unsrer unangenehmen Lage loß zu werden; fänden wir es aber, nachdem

wir alles mögliche gethan hätten, unmöglich; so müßten wir uns überzeugt halten, daß die Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen verlange, daß wir in dieser Lage mittlerweile verbleiben sollten. Und da das Wohl des Ganzen uns in unsern eignen Augen weit wichtiger seyn müsse, als das Wohl eines so unbedeutenden Theils desselben, als wir seyen, so müßte unsre Lage, welcherley sie auch sey, von diesem Augenblick an Gegenstand unsrer Wahl und sogar unsrer Wünsche werden, wenn wir jene vollendete Schicklichkeit und Richtigkeit der Empfindung und des Betragens, darin die Vollkommenheit unsrer Natur besteht, behaupten wollten. Thät' sich eine Gelegenheit hervor, uns herauszuwikkeln, so wär' es freylich unsre Pflicht, sie zu ergreifen. Die Ordnung des Alls verlange dann augenscheinlich unser Beharren in dieser Lage nicht länger, und der große Regierer des Ganzen fordre uns deutlich auf, aus ihr herauszugehn, indem er uns den Weg, den wir betreten sollten, so klar bezeichnete. Eben so verhalt' es sich mit den Widerwärtigkeiten unsrer Verwandten, unsrer Freunde und unsers Vaterlandes. Wär' es ohne Verlezzung irgend einer heiligen Obliegenheit in unsrer Gewalt, ihr Elend zu verhüten, oder zu endigen, so wär' es allerdings unsre Pflicht, es zu thun; die Schicklichkeit der Handlung, die Regel, die uns Jupiter zu Einrichtung unsers Betragens gegeben habe, verlangten das augenscheinlich von uns. Wär' es aber durchaus außer unsrer Gewalt, so müßten wir diesen Zufall als den glücklichsten, der uns hätte begegnen können, betrachten, weil wir versichert seyn könnten, daß er zur Wohlfarth und zur Ordnung des Ganzen gereiche, die wir selbst, wenn wir weise und billig wären, unter allen am meisten begehren müßten. In welchem Sinne, sagt Epiktet, sagt man, daß einige Dinge unsrer Natur angemessen, andre aber ihr entgegen

sind? In demjenigen, worin wir uns als getrennt und abgesondert von allen andern Dingen betrachten. Dann so kann man sagen, daß es der Natur des Fußes gemäß sey, immer rein zu seyn. Betrachtest du ihn aber als Fuß, und nicht als etwas vom Reste des Körpers getrenntes, so muß es ihm zuweilen dienlich seyn, im Kothe zu waten, und zuweilen auf Dornen zu treten, und zuweilen gar abgeschnitten zu werden, um des ganzen Körpers willen, und wegert er sich dessen, so ist er nicht länger Fuß. Eben so müssen wir in Ansehung unsrer selbst denken. Wer bist du? Ein Mensch. Betrachtest du dich als etwas abgesondertes und getrenntes, so ist es deiner Natur gemäß, alt zu werden, reich und gesund zu seyn. Betrachtest du dich aber als einen Menschen, und als einen Theil des Ganzen, so wird es um dieses Ganzen willen dir zuweilen dienlich seyn, krank zu werden, zuweilen die Unbequemlichkeiten einer Seereise zu übernehmen, zuweilen Mangel zu leiden, und am Ende vielleicht vor der Zeit zu sterben. Warum wehklagst du denn? Weißt du nicht, daß du durch Wehklagen aufhörst, Mensch zu seyn, grade wie jener Fuß durch Weigerung, dem Ganzen zu dienen, aufhörte, Fuß zu seyn?

Der Weise klagt nicht über die Schikkungen der Vorsehung. Er wähnt nicht, das Weltall sey in Verwirrung, wenn er selbst in Unordnung ist. Er betrachtet sich nicht, dem Einblasen der Eigenliebe zufolge, als ein besondres von der ganzen übrigen Natur getrenntes Ganzes, das für sich selbst und um sein selbst willen auf die Fürsorge der Vorsehung Anspruch machen könne. Er betrachtet sich in dem Lichte, in dem er glaubt, daß der große Genius der Menschlichkeit und der Welt ihn betrachte. Er denkt sich, so zu sagen, in den Ideenkreis

jenes göttlichen Wesens hinein, und betrachtet sich als einen Atom, ein kaum wahrnehmbares Theilchen des unermeßlichen und unendlichen Ganzen, das sich nicht zu ihm, sondern zu welchem er sich bequemen müsse. Von jener hohen Weisheit, die alle Ereignisse des menschlichen Lebens lenkt, nimmt er mit Freuden jedes ihm zugefallne Loos entgegen, überzeugt, daß, wenn er alle Fugen und Verhältnisse der verschiednen Theile des Weltalls kennte, es grade das Loos sey, das er selbst gewählt haben würde. Ists Leben, so ist er zufrieden, zu leben. Ists Tod, so weiß er, daß die Natur ihn hier nicht weiter brauchen könne, und geht willig, wohin sie ihn bescheidet. „Mich treffe was da wolle," sagt ein stoischer Weltweiser: „ich nehme es alles mit gleicher Ruhe und Zu„friedenheit entgegen. Reichthum, oder Armuth, Freu„de, oder Schmerz, Gesundheit, oder Krankheit gilt mir „alles gleich, und ich möchte nicht wünschen, daß die „Götter in einiger Rücksicht mein Schicksal änderten. „Sollt' ich sie noch um etwas mehreres bitten, als was „ihre Güte mir bisher beschieden hat, so wär' es dies, „daß sie mir ihren Willen mit mir vorläufig offenbarten, „damit ich mich freywillig in die mir verhängte Lage be„geben und meine Bereitwilligkeit, ihnen zu gehorchen, „aller Welt beweisen könnte." — „Soll ich zur See „gehn," sagt Epiktet: „so wähl' ich das beste Schiff „und den besten Steuermann, und erwarte das schönste „Wetter, das meine Umstände und meine Pflicht mir „zu erwarten erlauben. Klugheit und Schicklichkeit, „die Grundsäzze, die die Götter mir zur Einrichtung „meines Betragens verliehn haben, verlangen dies von „mir, aber sie verlangen nicht mehr, und wenn nichts „destoweniger ein Sturm aufsteigt, dem weder die „Stärke des Schiffs, noch die Erfahrenheit des Steuer„manns gewachsen ist, so kümmr' ich mich ganz und gar

„nicht um die Folgen. Alles, was ich zu thun hatte, „hab' ich gethan. Die Regierer meines Betragens ge„bieten mir nimmer, elend zn seyn, oder mich zu äng„sten, zu zagen und zu verzweifeln. Ob ich ersaufen, „oder in den Hafen kommen soll, ist Gottes, und nicht „meine Sache. Ich überlaß' es gänzlich seiner Entschei„dung, grüble keinesweges, welche Entscheidung ihm „belieben möge, sondern empfange, was da kommen „mag, mit gleicher Sicherheit und Ruhe."

Aus diesem vollkommenen Vertrauen auf jene wohlwollende Weisheit, die den Weltkreis regiert, und aus dieser gänzlichen Ergebung in jede Ordnung, welche jener Weisheit zu begründen dienlich däucht, folgte nothwendig, daß dem Stoischen Weisen alle Ereignisse des menschlichen Lebens in großer Maaße gleichgültig seyn mußten. Seine Glückseligkeit bestand einzig und allein zuerst in Betrachtung der Glückseligkeit und Vollkommenheit des großen Systems des Ganzen, der unverbesserlichen Regierung des großen Staates der Götter und der Menschen, aller denkenden und empfindenden Wesen; und zum andern in der Erfüllung seiner Pflichten, in der schicklichen Verwaltung des etwanigen kleinen Theils der Angelegenheiten dieses großen Staates, welcher jene erhabne Weisheit ihm anvertrauete. Die Schicklichkeit, oder Unschicklichkeit seiner Bemühungen mußte allerdings für ihn von großer Wichtigkeit seyn; ihr Gelingen, oder Fehlschlagen hingegen war ihm höchst gleichgültig, und erregte weder leidenschaftliche Freude, noch Gram, weder leidenschaftliche Begierde, noch Abscheu in ihm. Wenn er einige Ereignisse andern vorzog, wenn einige Lagen die Gegenstände seiner Wahl, und andre seines Verwerfens wurden, so waren sie es, nicht, weil er die Einen als an sich selbst in einiger Hinsicht besser, denn die Andern

betrachtete, oder als ob er der Meynung wäre, daß seine eigne Glückseligkeit in den sogenannten beglückten Lagen vollkommner, als in den unglücklichen seyn würde; sondern bloß weil die Schicklichkeit der Handlung, die Regel, die ihn die Götter zu Einrichtung seines Betragens gaben, ein solches Wählen und Verwerfen von ihm erforderte. Alle seine Neigungen waren in zweyen grossen Neigungen verschlungen; in der Neigung für die Erfüllung seiner eignen Pflichten, und in jener, für die größtmöglichste Glückseligkeit aller denkenden und empfindenden Wesen. In Ansehung der Befriedigung dieses leztern Wunsches beruhigte er sich mit der vollkommensten Sicherheit auf die Weisheit und Macht des großen Weltregierers. Nur um die Befriedigung des erstern sorgte er; nicht jedoch um den Ausgang, sondern nur um die Schicklichkeit seiner eignen Bestrebungen. Der Ausgang mochte seyn, der er wollte, so verließ er in Ansehung seiner sich darauf, daß eine höhere Kraft und Weisheit ihn zu Beförderung des großen Zwekkes, dessen Beförderung ihm selbst so sehr am Herzen lag, schon würde zu lenken wissen.

Diese Schicklichkeit des Wählens und Verwerffens wird uns zwar ursprünglich durch die, und um der gewählten und verworfnen Dinge willen, angedeutet, und gewissermaßen empfohlen. Sind wir aber einmahl mit ihr vertraut geworden, so dünkt die Ordnung, die Anmuth, die Schönheit, die wir in einem solchen Betragen wahrnehmen, die Glückseligkeit, die wir in Beobachtung desselben empfinden, uns von weit größerem Belange als die wirkliche Erreichung der verschiednen Gegenstände unsrer Wahl, oder die wirkliche Vermeidung der verschiednen Gegenstände unsers Verwerfens. Aus der Beobachtung dieser Schicklichkeit entsprang das Glück

und der Ruhm, aus der Vernachläßigung derselben das Elend und die Herabwürdigung der menschlichen Natur.

Jedoch dem Weisen, dem Manne, dessen sämmtliche Leidenschaften unter der vollkommensten Beherrschung der regierenden Prinzipe seiner Natur standen, war die genaue Beobachtung dieser Schicklichkeit in allen Fällen gleich leicht. Ging es ihm wohl, so dankte er dem Jupiter, daß er ihn in eine Lage versezt habe, welche leicht zu beherrschen und der Versuchung, Uebels zu thun, nur wenig ausgesezt wäre. Ging es ihm übel, so dankte er dem Regierer dieses Schauspiels des menschlichen Lebens, daß er ihm einen kräftigen Athleten entgegen stellte, welchem gegen über der Kampf zwar ungleich hartnäkkiger seyn dürfte, der Sieg aber eben so sicher und ungleich glorreicher war. Kann auch ein Unfall uns beschimpfen, den keine eigne Verschuldung über uns brachte, und unter welchem wir uns mit vollkommener Schicklichkeit betragen? Nein, er kann nicht einmahl ein Uebel seyn, wohl aber ein großes Gut und ein wahrer Gewinnst. Ein tapferer Mann frohlokket in Gefahren, in welche nicht eigne Unbesonnenheit, sondern das Schicksal ihn verwikkelte. Sie gewähren ihm eine Gelegenheit, jene heroische Unerschrokkenheit zu üben, deren Uebung ihn mit dem erhabnen Vergnügen tränket, das aus dem Bewußtseyn überlegner Schicklichkeit und Beyfallswürdigkeit entspringet. Wer aller Leibesübungen mächtig ist, scheut sich nicht, seine Kraft und Gewandheit auch mit dem Stärksten zu messen. Und wer aller seiner Leidenschaften Meister ist, zittert vor keiner Lage, in welche ihn zu versezzen, dem Regierer des Weltalls dienlich dünken möchte. Die Güte dieses göttlichen Wesens hat ihn mit Tugenden ausgesteuert, vermöge deren er sich jeder Lage gewachsen fühlet. Ist's Vergnügen, so

besizt er Mäßigkeit, um im Genusse desselben sich zu bezähmen; ist's Schmerz, so besizt er Standhaftigkeit, um ihn zu tragen; ist's Gefahr, oder Tod, so besizt er Großmuth und Tapferkeit, um sie zu verachten. Die Ereignisse des menschlichen Lebens finden ihn nie unvorbereitet, noch in Verlegenheit, wie er jene Schicklichkeit der Gesinnungen und des Betragens, welche, nach seinen eignen Begriffen beides seinen Ruhm und seine Glückseligkeit ausmacht, behaupten solle.

Das menschliche Leben betrachteten die Stoiker, als ein Spiel, bey dem es zwar hauptsächlich auf Geschicklichkeit ankäme, das jedoch den Zufall, oder was man gemeiniglich für Zufall hält, keineswegs gänzlich ausschließt. Der Gewinnst in solchen Spielen ist gemeinhin eine Kleinigkeit, und das ganze Vergnügen des Spiels entspringt daraus, daß man gut, aufrichtig und geschickt spiele. Sollte der gute Spieler aller seiner Geschicklichkeit ohngeachtet durch den Einfluß des Zufalls verlieren, so gereicht sein Verlust ihm mehr zur Belustigung, als zu einigem ernstlichen Verdruße. Er hat keinen Fehler gemacht; er hat nichts gethan, dessen er sich schämen dürfte; er hat das Vergnügen des Spiels vollkommen genossen. Sollte hingegen der schlechte Spieler aller seiner Fehler ohngeachtet dennoch gewinnen, so kann sein Glück ihm doch nur eine geringe Genugthuung gewähren. Die Erinnerung der begangenen Fehler kränket ihn. Selbst während des Spieles kann er des Vergnügens, das es zu gewähren fähig ist, nicht genießen. Da er der Regeln des Spieles nicht kundig ist, so peinigen ihn Furcht und Zweiffel und Ungewißheit fast jedesmahl, ehe er ausspielt; und wenn er ausgespielt hat, so vollendet die Kränkung, einen Fehler begangen zu haben, gemeiniglich den unangenehmen Kreiß seiner Gefühle. Das

menschliche Leben muß den Stoikern zu Folge, auch dann, wann es mit allen ersinnlichen Vortheilen gekrönt ist, höchstens als eine Sechs Pfenning-Parthie betrachtet werden; eine viel zu unbedeutende Kleinigkeit, als daß es der Mühe werth wäre, sich darum zu ängsten. Unsre einzige Besorgniß muß nicht auf den Gewinnst der Parthie, sondern bloß auf die Schicklichkeit des Spiels gerichtet seyn. Sezten wir unsre Glückseligkeit in den Gewinnst der Parthie, so sezten wir sie in Etwas, das von Ursachen abhängt, die außerhalb unsrer Macht und außerhalb unsers Handlungskreises lagen. Wir sezten uns beständiger Furcht und Unruhe, und öfters schmerzlichen und kränkenden Fehlschlägen bloß. Sezten wir unser Glück aber in die Güte, Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit des Spielens; kurz in die Schicklichkeit unsers eignen Betragens, so sezten wir sie in Etwas, das durch schickliche Zucht, Erziehung und Aufmerksamkeit ganz und gar in unsre Gewalt zu bringen ist, und unter unsrer Lenkung stehet. Unsre Glückseligkeit war in Sicherheit und gänzlich außerhalb dem Einflusse des Schicksals. Der Ausgang unsrer Handlungen lag außerhalb unsrer Macht, eben deßwegen aber auch außerhalb unsrer Besorgniß; wir fürchten uns nicht für ihn und ängsten uns nicht um ihn; und sollte er fehlschlagen, so geben wir uns leichtlich deßhalb zufrieden.

Das menschliche Leben selbst, sagten sie, kann eben so gut, als jeder es begleitende Vortheil, oder Nachtheil, nach Maaßgabe der verschiednen Umstände, ein schicklicher Gegenstand unsrer Wahl, oder unsres Verwerffens seyn. Wenn sich in unsrer dermahligen Lage mehr der Natur angemessene, als ihr entgegengesezte Umstände befinden; mehr Umstände, welche Gegenstände der Wahl, als des Verwerffens sind, so ist in diesem Falle das Leben

im Ganzen, schicklicher Gegenstand der Wahl; und die Schicklichkeit des Betragens verpflichtet uns, in ihm zu verbleiben. Wenn aber in unsrer dermahligen Lage ohne einige wahrscheinliche Aussicht auf Verbesserung, sich mehr der Natur widerstrebende, als ihr angemessene Umstände befinden; mehr Umstände, welche Gegenstände des Verwerffens, als solche, welche Gegenstände der Wahl sind; so wird in diesem Falle für den Weisen das Leben ein Gegenstand des Verwerffens, und er hat nicht nur die Freiheit, es zu verlaßen, sondern die Schicklichkeit des Betragens, die Regel, die ihm Gott zur Leitung seines Betragens angab, verlangt es auch von ihm. „Ich erhalte Befehl," sagt Epiktetus: „nicht zu Nikopolis zu wohnen, und ich wohne nicht zu Nikopolis. „Ich erhalte Befehl, nicht zu Athen zu wohnen, und ich „wohne nicht zu Athen. Ich erhalte Befehl, nicht zu „Rom zu wohnen, und ich wohne nicht zu Rom. Ich „erhalte Befehl, in der kleinen felsigen Insel Gyarä zu „wohnen. Ich gehe hin, und wohne zu Gyarä. Aber „das Haus raucht dorten. Ist der Rauch erträglich, so „ertrag' ich ihn, und bleibe. Ist er übermäßig, so be„geb' ich mich zu einem Hause, aus welchem kein Tyrann „mich zu verbannen tauget. Ich vergesse nie, daß die „Thür offen ist, daß ich, wenn es mir beliebt, hinaus„gehn, und zu jenem geistlichen Hause mich flüchten kann, „das aller Welt zu allen Zeiten offen stehet; denn jenseit „meines mir nähesten Gewandes, jenseit meines Leibes „hat kein Sterblicher einige Gewalt über mir." — Ist im Ganzen deine Lage unangenehm, sagten die Stoiker, raucht dein Haus zu stark; geh' hinaus: aber geh', ohne Bedauren, ohne Murren und Wehklagen. Geh' ganz ruhig, zufrieden, vergnügt, voll Dankes gegen die Götter, die, nach ihrer unermeßlichen Güte, den sichern und ruhigen Hafen des Todes, einen Hafen, der

zu allen Zeiten bereit ist, uns aus dem stürmischen Ozeane des menschlichen Lebens aufzunehmen, uns öffneten; die uns ein geheiligtes und unverlezliches Asyl bereiteten; ein Asyl, das allzeit offen, allzeit zugänglich, menschlicher Wuth und Ungerechtigkeit unerreichbar, und geräumig genug ist, um sowohl, die, so sich nach ihm sehnen, als auch jene, denen vor ihm grauet, aufzunehmen; ein Asyl, das jedem Menschen jeden Vorwand raubt, sich zu beklagen, oder sich einzubilden, daß es noch andre Uebel im menschlichen Leben gäbe, als solche, die aus seiner eignen Thorheit und Schwachheit entspringen.

In den wenigen Fragmenten, die von der Philosophie der Stoiker uns übrig sind, reden diese bisweilen von dem Verlassen des Lebens mit einer Munterkeit, ja mit einer Leichtfertigkeit, welche uns, so lange wir diese Stellen für sich allein betrachten, auf den Gedanken bringen könnte, als wären sie der Meynung gewesen, daß man das Leben sehr schicklich aufgeben könne, so bald es uns beliebte, aus Laune, aus Eigensinn, um des geringsten Verdrusses und der kleinsten Unbehaglichkeit willen. „Wenn du bey dem, oder dem zu Abend speisest," sagt Epiktetus; „so beschwerst du dich über die „langweiligen Historien, die er dir von seinen Mysischen „Kriegen erzählt. Jezt, mein Freund, spricht der Erzählende, da ich dir erklärt habe, wie ich von der und der Höhe Besiz nahm, will ich dir erzählen, wie ich in „dem, oder dem Plazze bin belagert worden. Solltest „du aber nicht Lust haben, von seinen langen Geschichten „dich plagen zu lassen; wohlan, so nimm sein Abend„essen nicht an! Nimmst du es einmahl an, so hast du „nicht den geringsten Vorwand, dich über seine Geschich„ten zu beschweren. Grade so verhält es sich mit dem,

„was du die Uebel des menschlichen Lebens nennst. „Klage nie über etwas, davon dich loßzumachen, zu „allen Zeiten in deiner Macht stehet.“ — Dieser Munterkeit und selbst Leichtfertigkeit des Ausdrucks ohngeachtet, war die Alternative, ob man das Leben verlassen, oder in ihm verbleiben solle, dem Stoikern zufolge, doch immer eine Sache, die die ernstlichste und reifste Ueberlegung erforderte. Nie, lehrten sie, müßten wir es verlaßen, bis jene allregierende Macht, die uns in dasselbe vorsezte, uns bestimmt dazu aufforderte. Diese bestimmte Aufforderung geschähe aber keineswegs bloß durch das unwillkührliche und vom Verhängniß geordnete Zielsezzen des menschlichen Lebens. Sobald die Veranstaltungen jener allregierenden Macht unsern Zustand im Ganzen mehr zu einem schicklichen Gegenstande der Verwerffung, als der Wahl machten, so verpflichte uns die große Regel, die er zu Leitung unsers Betragens uns angab, das Leben zu verlassen. Wir könnten in diesem Falle sagen, daß wir die höhere und wohlwollende Stimme jenes göttlichen Wesens uns bestimmt und vernehmlich dazu auffordern hörten.

In dieser Rücksicht konnte es, den Stoikern zu Folge, die Pflicht eines weisen Mannes seyn, das Leben zu verlassen, wenn er gleich vollkommen glücklich war; während es, auf der andern Seite, die Pflicht eines schwachen Mannes seyn konnte, darin zu verbleiben, wenn er gleich ganz elend war. Wenn in der Lage des weisen Mannes mehrere Umstände sich zu natürlichen Gegenständen der Verwerffung, als der Wahl qualifizirten, so ward die ganze Lage Gegenstand der Verwerffung, und die Regel, welche ihm die Götter zu Einrichtung seines Betragens angaben, verpflichtete ihn, es zu verlaßen, so schnell die Convenienz gewisser Umstände es erlaubte.

Mittlerweile blieb er jedoch auch während der Zeit, wo er es dienlich fand, noch bey den Lebendigen zu bleiben, vollkommen glücklich. Er hatte seine Glückseligkeit gesezt, nicht in der Erreichung des Gewählten, noch in der Vermeidung des Verworffenen; sondern in Beobachtung der genauesten Schicklichkeit im Wählen und Verwerffen; nicht im Erfolge, sondern in der Güte seiner Bemühungen und Bestrebungen. Wenn hingegen in der Lage des schwachen Mannes sich mehrere Umstände zu Gegenständen der Wahl, als des Verwerffens qualifizirten; so ward seine ganze Lage schicklicher Gegenstand der Wahl, und es war Pflicht für ihn, in ihr zu beharren. Nichts destoweniger war er unglücklich, weil er diese Umstände nicht zu nuzzen wußte. Mochten seine Karten so gut seyn, wie sie wollten, er wußte sie nicht zu brauchen, und konnte also keinerley wahre Zufriedenheit, weder in dem Verfolge, noch in dem Ausgange des Spiels empfinden, es mochte ausfallen, wie es wollte.

Obgleich die Schicklichkeit des freywilligen Todes unter gewissen Umständen von den Stoikern vielleicht mehr, als von irgend einer andern Secte alter Philosophen eingeschärft wurde, so ist doch diese Lehre ihnen allen, und selbst den friedlichen und indolenten Epikurern gemein. Während des Zeitalters, in welchem die Stifter der berühmtesten alten philosophischen Secten blüheten; während des Peloponnesischen Krieges, und nach mehrern Jahrern nach dessen Schlusse, wurden die sämmtlichen unterschiedlichen Staaten Griechenlands daheim, beynahe immer von den wüthendsten Factionen zerrüttet, auswärts aber in die blutigsten Kriege verwikkelt, in welchen Jeder nicht nur Ueberlegenheit und Herrschaft suchte, sondern auch seine Feinde entweder gänzlich auszurotten, oder, was nicht weniger grausam war, sie zu dem verächtlichsten

aller Zustände, zu häußlicher Sklaverey herabzuwürdigen, und so alle miteinander, Männer, Weiber und Kinder gleich so vielen Häuptern Viehes, auf dem Markte an den Meistbietenden zu verkauffen trachtete. Dazu kam noch, daß die Kleinheit der meisten dieser Staaten sie unaufhörlich der Gefahr aussezte, früher, oder später, die nehmlichen Drangsale erdulden zu müssen, die sie ihren Nachbarn entweder wirklich zugefügt, oder wenigstens zuzufügen versucht hatten. In dieser Zerrüttung aller gesellschaftlichen Ordnung konnte auch die vollkommenste Unschuld, vergesellschaftet beides mit dem höchsten Range und den wichtigsten dem Staate geleisteten Diensten, keinem Menschen die Gewähr leisten, daß er nicht selbst daheim und in der Mitte seiner eignen Verwandten und Mitbürger, zu einer, oder andern Zeit, durch das Obsiegen irgend einer feindseeligen und wüthenden Parthey zu der grausamsten und schimpflichsten Züchtigung verdammt werden würde. Ward er im Kriege gefangen genommen, oder ward die Stadt, zu der er gehörte, erobert, so war er, wenn möglich, noch größern Verhöhnungen und Gewaltthätigkeiten bloßgestellt. Es ist aber natürlich, oder vielmehr unvermeidlich, daß jemand seine Einbildungskraft mit den Drangsalen familiarisirt, denen seine Lage ihn so häufig aussezt. Es ist unmöglich, daß ein Seemann nicht oft an Stürme, Schiffbrüche und ähnliche Meergefahren denken und darauf sinnen sollte, was er in ähnlichen Fällen empfinden, und wie er sich dabey benehmen würde. So war es auch unmöglich, daß ein Griechischer Held, oder Patriot seine Einbildungskraft nicht mit allen den mannigfaltigen Drangsalen, welchen seine Lage ihn so oft, oder vielmehr beständig bloßstellte, hätte familiarisiren sollen. Wie ein Amerikanischer Wilder seinen Todesgesang erlernt, und bey Zeiten erwägt, wie er sich betragen würde, wenn er in die Hände seiner

Feinde fiele, und von ihnen unter langsamen Martern und dem Spotte und Hohngelächter aller Zuschauer hingerichtet würde, so konnte auch ein Griechischer Patriot, oder Held nicht umhin, sich oft mit der Betrachtung zu beschäftigen, was er in der Verbannung, in der Gefangenschaft, in der Sklaverey, unter der Folter, auf dem Blutgerüste werde thun und leiden müssen. Es schilderten aber die Philosophen der verschiedenen Sekten die Tugend, das ist, ein weises, gerechtes, festes und mässiges Betragen, nicht nur als den wahrscheinlichsten, sondern auch als den gewissen und unfehlbaren Pfad zur Glückseligkeit selbst in diesem Leben. Dieses Betragen konnte jedoch den, der es befolgte, nicht allezeit von allen den Unfällen retten, welche der zerrüttete Zustand der Gesellschaft so häufig mit sich führte; vielmehr konnte grade ein solches Betragen denselben bisweilen am ehesten bloßstellen. Sie bemühten sich daher zu zeigen, daß die Glückseligkeit entweder überall, oder wenigstens in großer Maaße, vom Schicksale unabhängig wäre. Jenes war die Lehre der Stoiker; dieses jene der Akademiker und Peripatetiker. Ein weises, kluges und untadliches Betragen, sagten sie, wäre der allerwahrscheinlichste Weg in jeder Art von Unternehmung zum Ziele zu gelangen, und sollt' es auch des Erfolgs verfehlen, so bliebe die Seele dennoch nicht ohne Trost. Der Tugendhafte genösse noch immer des vollkommnen Beyfalls seiner eignen Brust; und könnte noch immer fühlen, daß, so unruhig auch alles um ihn her wäre, der Friede und die Eintracht in ihm doch ungestöhrt bliebe. Dazu könnte er sich in der Regel mit der Gewißheit trösten, daß er die Liebe und Achtung jedes verständigen und unpartheyischen Zuschauers besäße, als welcher nicht umhin könnte, sein Betragen zu bewundern, und sein Unglück zu bedauern.

Diese Philosophen bemühten sich zu gleicher Zeit zu zeigen, daß die größten Unfälle, denen das menschliche Leben unterworfen ist, weit leichter zu ertragen sey, als man sich gemeiniglich einbilde. Sie bemühten sich die Tröstungen anzugeben, deren jemand, auch arm, verbannt, ungerechter Weise verschryen, blind, taub, alt und im Angesichte des Todes noch immer genießen könnte. Dazu bezeichneten sie die Betrachtungen, vermittelst deren er seine Standhaftigkeit unter den Quaalen der Krankheit und selbst der Folter, im Siechthume, im Grame über den Verlust von Kindern, Freunden und Verwandten u. s. w. behaupten könnte. Die wenigen Bruchstükke, die von den Schriften der alten Weltweisen über diese Gegenstände auf uns herabgekommen sind, gehören zu den belehrendsten sowohl, als interessantesten Ueberbleibseln des Alterthums. Die Energie und Männlichkeit dieser Lehren steht in wunderbarem Abstiche gegen den feigen, jammernden und winselnden Ton mehrerer neuern Systeme.

Während aber diese alten Weltweisen sich auf diese Weise bemühten, jede Betrachtung aufzubieten, die, wie Milton sagt, die schwielenharte Brust mit Geduld und Steiffsinn, wie mit einem dreyfachen Stahle wapnen könnte; während der Zeit zerarbeiteten sie sich vornehmlich, ihre Nachfolger zu überzeugen, daß der Todt kein Uebel sey, noch jemahlen seyn könne; und daß, wenn ihre Standhaftigkeit der Härte ihrer Lage jemahlen erläge, das Hülfsmittel vorhanden, die Thür offen wäre, und sie, sobald es ihnen beliebte, ohne Furcht, hinaustreten könnten. Gibt es, sagten sie, jenseit dieser Welt keine andre, so kann der Todt kein Uebel seyn; gibt es aber eine andre, so sind auch die Götter in dieser andern, und der Gerechte darf unter ihrem Schuzze kein Uebel

fürchten. Kurz diese Philosophen bereiteten, so zu sagen, einen Todesgesang, dessen die Griechischen Helden und Patrioten sich gelegentlich bedienen möchten; und unter allen diesen verschiednen Secten bereiteten die Stoiker, wie nicht zu läugnen ist, bey weiten den beseeltesten und begeistertsten.

Es scheint jedoch der Selbstmord unter den Griechen nicht sehr gewöhnlich gewesen zu seyn. Den Cleomenes ausgenommen, erinnere ich mich eben jezt keines einzigen sehr berühmten Griechischen Helden, oder Patrioten, der durch seine eigne Hand gestorben wäre. Der Todt des Aristomenes liegt eben so weit jenseit der Gränzen der wahren Geschichte, als der Todt des Ajax. Die gemeine Geschichte von Themistokles Tode liegt zwar innerhalb derselben, trägt aber das ganze Gepräge der allerromantischesten Fabel. Unter allen Griechischen Helden, deren Leben vom Plutarch beschrieben worden, scheint Cleomenes der Einzige gewesen zu seyn, der auf diese Weise starb. Theramenes, Socrates und Phocion, denen es gewißlich nicht an Muthe mangelte, liessen sich ins Gefängnis schikken, und unterwarfen sich geduldig dem Tode, zu welchem die Ungerechtigkeit ihrer Mitbürger sie verdammt hatte. Der tapffre Eumenes duldete es, daß seine eignen aufrührischen Soldaten ihn seinem Feinde Antigonus überlieferten, und starb, ohne sich selbst Gewalt anzuthun, des Hungertodes, zu dem dieser grausame Gegner ihn verurtheilte. Der wakkere Philopömen ließ sich von den Messeniern gefangen nehmen, ward in einen Kerker geworffen, und dort, der Sage nach, insgeheim mit Gift vergeben. Es sollen freylich mehrere Philosophen auf diese Weise gestorben seyn; aber ihre Leben sind so geschmackloß beschrieben, daß dem größern Theile der

Mährchen, die von ihnen erzählt werden, wenig Glauben beyzumessen ist. Von Zeno, des Stoikers, Tode gibt es drey verschiedene Berichte. Nach dem ersten genoß er, achtundneunzig Jahre hindurch, der allervollkommensten Gesundheit, that dann, da er eben aus seiner Schule gieng, eines Tages einen unversehenen Fall; und, wiewohl er keinen andern Schaden nahm, als daß er einen seinen Finger zerbrach, oder verrenkte, schlug er dennoch mit der Hand auf die Erde, und sprach mit der Niobe des Euripides: Ich komme! Warum rufst du mir? gieng zu Hause und erhenkte sich auf der Stelle. In einem solchen Alter, möchte man denken, hätte er sich noch wohl eine kleine Weile gedulden mögen. Nach dem zweiten Berichte soll er in dem nehmlichen Alter, und in Folge eines ähnlichen Zufalls, sich selbst zu Tode gehungert haben. Nach dem dritten soll er im zweyundsechzigsten Jahre seines Alters eines natürlichen Todes gestorben seyn; eine Nachricht, die nicht nur an sich die wahrscheinlichste, sondern auch durch die Autorität eines Zeitgenossen unterstützt ist, der am besten davon unterrichtet seyn konnte; nehmlich des Persäus, der ursprünglich Zenons Sklave, und hernach sein Freund und Schüler war. Die erste Nachricht rührt von Apollonius von Tyrus her, der um die Zeiten des Cäsar Augustus, zwischen zwey und dreyhundert Jahren nach dem Tode des Zeno lebte. Wer der Urheber der zweyten Erzählung sey, ist mir unbekannt. Apollonius, der selbst ein Stoiker war, dachte vermuthlich, es würde dem Stifter einer Secte, die so viel vom freywilligen Tode redete, mehr Ehre machen, wann er durch seine eigne Hand, als durch jene der Natur, gestorben wäre. Obgleich gelehrte Männer, nach ihrem Tode, oft mehr gefeyert werden, als die größten Fürsten, oder Staatsmänner ihrer Zeiten, so sind sie doch bey ihren

Lebzeiten gemeiniglich so unbekannt und unbedeutend, daß die gleichzeitigen Geschichtschreiber ihrer Begebenheiten kaum erwähnen. Die Schriftsteller der Nachwelt, die die öffentliche Neugier gern befriedigen wollen und durch authentische Documente unterstüzt, oder widerlegt zu werden nicht fürchten dürfen, scheinen jene Begebenheiten häuffig nach ihrer eignen Fantasie und fast immer mit einer Mischung des Wunderbaren gemodelt zu haben. In gegenwärtigem Falle scheint das Wunderbare, wiewohl durch keine Autorität bestätigt, über das Wahrscheinliche, das doch durch die bestmöglichste Autorität bestätigt ist, die Oberhand behalten zu haben. Diogenes Laertius gibt der Erzählung des Apollonius schlechtweg den Vorzug. Lucian und Lactantius scheinen beyde jener von seinem hohen Alter und gewaltsamen Tode Glauben beygemessen zu haben.

Die Mode, freywillig zu sterben, scheint unter den stolzen Römern weit herrschender geworden zu seyn, als sie es jemahlen unter den lebhaften, sinnreichen und geschmeidigen Griechen wurde. Selbst unter den Römern scheint diese Mode nicht in den frühern und, wie man sie gemeiniglich nennt, den tugendhaften Zeitaltern der Republik aufgekommen zu seyn. Die gemeine Erzählung von Regulus Tode ist zwar wahrscheinlich eine Fabel, würde jedoch nie erfunden worden seyn, wenn man geglaubt hätte, daß die zahme Unterwerfung des Helden unter die Martern, die ihm die Karthaginenser sollen angethan haben, ihm einige Unehre bringen könnte. In den leztern Zeiten der Republik würde diese Unterwerfung ihm schwerlich sehr rühmlich gewesen seyn. In den unterschiedlichen bürgerlichen Kriegen, die vor dem Untergange der Republik vorhergingen, entschlossen manche der kämpfenden Partheyhäupter sich lieber, durch ihre

eigne Hand, als in die Hände ihrer Feinde zu fallen. Catons Todt, der von Cicero gepriesen, von Cäsarn aber getadelt und solchergestalt der Gegenstand eines sehr ernsthaften Streites vielleicht zwischen den beyden berühmtesten Sachwaltern, die der Erdkreis jemahlen sahe, wurde, gewährte dieser Todesart einen Charakter von Glanz, welcher sie während mehrerer folgenden Zeitalter scheint behauptet zu haben. Cicerons Beredsamkeit war jener des Cäsar überlegen. Die bewundernde Parthey siegte weit über die tadelnde, und die Liebhaber der Freyheit betrachteten Cato'n mehrere Zeitalter nach einander, als den ehrwürdigsten Märtyrer der republikanischen Parthey. Ein Partheyhaupt, bemerkt der Cardinal von Reez, kann thun, was ihm beliebt; so lang' es das Zutrauen seiner Parthey besizt, wird nichts, was es beginnt, unrecht seyn; eine Maxime, deren Wahrheit zu erproben, er selbst mehr, denn einmahl Gelegenheit hatte. Cato scheint neben seinen andern Tugenden auch jene eines vortreflichen Zechbruders besessen zu haben. Seine Feinde beschuldigten ihn eines Hangs zur Trunkenheit; aber, sagt Seneka, wer dieses Laster dem Cato vorwirft, wird leichter beweisen können, daß die Trunkenheit eine Tugend, denn daß Cato mit einem Laster behaftet sey. (*)

Unter den Kaisern scheint diese Art zu sterben eine lange Zeit hindurch recht eigentlich Mode gewesen zu seyn. In den Briefen des Plinius finden wir Erzählungen von mehreren Personen, die diese Todesart wählten, und, wie es scheint, mehr aus Eitelkeit und Pralerey, als aus dringenden, oder selbst vor einem vernünftigen und kühlen

(*) Eine der unzähligen Antithesen dieses zweydeutigen Schriftstellers, die ungleich mehr gern Wiz, als gesunde Vernunft, oder kühle Ueberlegung verrathen! K.

Stoiker zu rechtfertigenden Gründen. Sogar die Damen, die freylich in der Nachahmung einer Mode selten die Lezten sind, scheint diese Todesart oft ohne alle Noth gewählt, und wie die Damen in Bengalen ihre Männer, bey mehreren Gelegenheiten zu Grabe geleitet zu haben. Die Beliebtheit dieser Mode veranlaßte allerdings manche Todesfälle, die sich sonst nicht würden ereignet haben. Indessen scheint doch die Verwüstung, welche diese, vielleicht allerseltsamste und äußerste Erreichung menschlicher Eitelkeit und Ungehörigkeit anrichtete, zu keiner Zeit von Belang gewesen zu seyn.

Das Prinzip des Selbstmordes, ein Prinzip, das uns lehren möchte, jene gewaltsame Handlung unter gewissen Umständen als einen Gegenstand des Beyfalls und der Bewunderung zu betrachten, scheint ganz und gar ein Raffinement der Philosophie zu seyn. Die Natur scheint uns in gesundem Zustande nie zum Selbstmorde aufzufordern. Es gibt freylich eine Art von Melancholie (eine Krankheit, welcher die menschliche Natur unter ihren andern Gebrechen ausgesezt ist), die mit einer, man möchte sagen, unwiderstehlichen Begierde, sich selbst zu zerstöhren, begleitet zu seyn scheinet. Selbst im Besizze des höchsten äußern Wohlstandes, ja bisweilen selbst zum Trozze der ernstlichsten und tiefgewurzeltesten Religions-Eindrükke, hat diese Krankheit ihre unglücklichen Opfer oft zu diesem verderblichen Schritte getrieben. Die Unglücklichen, die auf eine so traurige Weise umkommen, sind die schicklichen Gegenstände, nicht des Tadels, sondern des Mitleides. Sie strafen zu wollen, wann keine menschliche Strafe sie mehr erreichen kann, ist eben so ungereimt, als ungerecht. Diese Strafe trifft allein die nachbleibenden Freunde und Verwandten, die allezeit vollkommen unschuldig sind, und die durch den Verlust ihres

Freundes, unter so bejammernswürdigen Umständen, bereits genug gekränket sind. Die Natur spornt in ihrem gesunden Zustande uns zwar an, jeder erdenklichen Bedrängnis auszuweichen; ja bisweilen sogar uns dagegen zu vertheidigen, und wär' es mit Gefahr unsers Lebens, oder mit der gänzlichen Gewißheit, daß wir bey dem Versuche umkommen müßten. Wenn es uns aber nicht gelingen sollte, das gefürchtete Uebel von uns abzuwehren, als wenn wir gleichwohl während dieses Abwehrens auch nicht umkämen; so scheint kein natürliches Prinzip, keine Hinsicht auf die Billigung des vermeintlichen unpartheyischen Zuschauers, auf das Urtheil des Menschen in uns, uns aufzufordern, ihm durch Zerstöhrung unsrer selbst zu entrinnen. Bloß das Bewußtseyn unsrer eignen Schwäche, unsrer eignen Unfähigkeit, das Elend mit schicklicher Männlichkeit und Festigkeit zu ertragen, kann uns zu diesem Entschlusse treiben. Ich erinnere mich nie, von einem Amerikanischen Wilden gelesen, oder gehört zu haben, der sich, nachdem er von einem feindlichen Stamme gefangen worden, selbst das Leben genommen habe, um es nicht nachher unter den quaalvollsten Martern, und unter dem Hohn und Spott seiner Feinde aufgeben zu dürfen. Vielmehr sezt er seinen Ruhm darein, diese Martern mit Standhaftigkeit zu ertragen, und ihren Spott mit zehnfachem Hohne zu erwiedern. (*)

(*) Anm. Nicht diß heroische Absprechen über die Feigheit des Selbstmörders; auch nicht jenes oft wiederholte und, wie immer, hinkende Gleichniß von der Schildwache, scheint mir das Trifftigste zu seyn, was wider den Selbstmord gesagt werden kann; sondern: die Dunkelheit des Jenseits, die Wahrscheinlichkeit, daß es auch in jenem Jenseits, wenigstens vor der Hand noch, Stückwerk geben

Diese Verachtung des Lebens und des Todes, und zu gleicher Zeit die gänzliche Unterwerfung unter den Willen der Vorsehung; die vollkommenste Zufriedenheit mit jeder Ereignis, die der Lauf der Dinge erzeugen kann; scheinen die beiden Hauptlehren zu seyn, auf welchen das ganze Gebäude der Stoischen Sittenlehre ruhete. Der unabhängige und muthige, wiewohl oft rauhe Epiktet, kann als der große Apostel der Erstern dieser Lehren betrachtet werden; der milde, menschliche und wohlwollende Marcus Aurelius, als der zweyten.

Jener freygegebne Sklav des Epaphroditus, der in seiner Jugend den Uebermuth eines tyrannischen Herrn zu erdulden hatte, der in seinen reiffern Jahren, durch Domitians Eifersucht und Eigensinn aus Rom und Athen verbannt und genöthigt wurde, zu Nikopolis zu leben; der jeden Augenblick erwarten konnte, von dem nehmlichen Tyrannen, nach Gyarä geschickt, oder vielleicht zum Tode verurtheilt zu werden; konnte seine Ruhe nicht vollständiger sichern, als wenn er in seinem Geiste die allerunumschränkteste Verachtung des menschlichen Lebens nährte. Er frohlockt demnach nie so sehr; seine Beredsamkeit ist nie beseelter, als wenn er die gänzliche Nichtswürdigkeit und Verächtlichkeit aller seiner Freuden und Leiden darthut.

Der gutmüthige Kaiser, der unumschränkte Beherrscher des ganzen civilisirten Theils der Welt, der gewiß keine besondre Ursache hatte, über das ihm zugefallne Looß zu klagen, ergießt sich mit Wonne über seine Zufrieden-

werde; und die Unmöglichkeit sich selbst zu überzeugen, daß man Diesseits nichts mehr zu thun, zu leisten, zu hoffen, noch zu genießen habe. K.

heit mit dem gewöhnlichen Lauffe der Dinge, und über die Harmonie selbst in solchen Theilen desselben, wo gemeine Beobachter nichts, denn Unordnung wahrzunehmen glauben. Es gibt eine Schicklichkeit und selbst eine gewinnende Anmuth, wie er bemerkt, im Alter so gut, als in der Jugend; und die Schwäche und Gebrechlichkeit der Einen Lebensperiode ist der Natur eben so angemessen, als die Blüthe und Kräftigkeit der andern. Auch der Todt ist grade ein so schickliches Ziel des hohen Alters, als die Jugend das Ziel der Kindheit ist, oder die Mannheit das Ziel der Jugend. So wie wir öfters sagen, daß der Arzt Diesem, oder Jenem verordnet habe, zu reiten, oder zu baden, oder baarfuß zu gehn; so sollten wir sagen, daß die Natur, die große Wärterin nnd Aerztin des Weltalls, Diesem, oder Jenem eine Krankheit, oder die Ablösung eines Gliedes, oder den Verlust eines Kindes verordnet habe. Nach den Vorschriften der gewöhnlichen Aerzte verschlingt der Patient manchen bittern Trank, erduldet manche schmerzhafte Operation. Die unsichre Hoffnung zu genesen bewegt ihn jedoch, sich diesem allen geduldig zu unterwerfen. Auf gleiche Weise dürffen wir hoffen, daß auch die hartesten Vorschriften der großen Aerztin Natur zu unsrer Genesung und endlichen Beglükkung beytragen werden; und können vollkommen überzeugt seyn, daß sie zur Gesundheit, zum Wohlstande und zur Glückseligkeit des Ganzen, zur Beförderung und Verwürklichung des großen Planes Jupiters, nicht nur beytragen werden, sondern auch, daß sie dazu unentbehrlich nothwendig seyn. Wären sie es nicht, so würde das Weltall sie nie hervorgebracht, sein allweiser Baumeister und Regierer würde sie nie haben statt finden lassen. So wie alle, auch die allerkleinsten coexistirenden Theile des Ganzen aufs genaueste in einander passen, und alle miteinander zu Hervorbringung eines

unermeßlichen und zusammenhängenden Systems beytragen; so sind auch alle, und selbst die anscheinend unbedeutendsten Ereignisse, die in dem Strohme der Begebenheiten einander treiben, Glieder, und zwar nothwendige Glieder jener großen Kette von Ursachen und Würkungen, die keinen Anfang haben und kein Ende haben werden; und welche, so wie sie alle aus der ursprünglichen Einrichtung und Anordnung des Ganzen entspringen, so auch alle miteinander, nicht nur zu seinem Gedeihen, sondern auch selbst zu seiner Erhaltung und Fortdauer nothwendig wesentlich gehören. Wer nicht von Herzen gern entgegennimmt, was ihn betrifft; wer sich darüber betrübt, daß es ihn betroffen habe; wer da wünscht, daß es ihn nicht betroffen hätte, wünscht, soviel an ihm liegt, die Bewegung des Weltkreises zu hemmen, die große Kette der Ursachen und Folgen, durch deren Verflechtung jenes System allein erhalten werden kann, zu brechen, und um einiger geringen eigenen Bequemlichkeit willen, die Maschine des Ganzen zu zerrütten und zu stöhren. „O Welt," sagt er an einem andern Orte: „alles, was dir passet, das passet auch mir. „Was für dich zu gelegner Zeit erscheint, erscheint für „mich weder zu spät, noch zu früh. Alles, was deine „Jahreszeiten hervorbringen, ist mir willkommne Frucht. „Von dir sind alle Dinge; in dir sind alle Dinge; für „dich sind alle Dinge. Jener sagt: O du geliebte „Stadt des Cecrops! Solltest du nicht sagen: „O du geliebte Stadt Gottes!"

Aus diesen wahrhaftig-erhabnen Lehrsäzzen versuchten die Stoiker, oder wenigstens einige derselben, alle ihre Paradoxen herzuleiten.

Der Stoische Weise bemühte sich, in die Absichten des großen Weltregierers einzudringen und die Dinge in dem nehmlichen Lichte zu schauen, worinnen sie jenes göttliche Wesen schaute. Ihm, dem großen Weltregierer aber waren alle Ereignisse, die der Lauf seiner Vorsehung hervorbringt, diejenigen sowohl, die uns die größten, als jene, die uns die kleinsten dünken, das Plazzen einer Seifenblase, wie Pope sagt, und das Bersten einer Welt, vollkommen gleich; alle waren auf gleiche Weise Theile jener großen Kette, die er von Ewigkeit her anordnete, alle auf gleiche Weise Würkungen der nehmlichen nimmer irrenden Weisheit, des nehmlichen allgemeinen und gränzenlosen Wohlwollens. Auf eben die Weise waren auch dem Stoischen Weisen alle jene verschiednen Ereignisse vollkommen gleich. Im Lauffe dieser Ereignisse war freylich seiner Behandlung und Verwaltung ein kleiner eigener Würkungskreis angewiesen worden. Innerhalb desselben bemühte er sich, mit aller ihm möglichen Schicklichkeit zu handeln und den Befehlen, die seiner Einsicht nach, ihm vorgeschrieben worden, möglichst nachzuleben. Uebrigens aber bekümmerte er sich weder ängstlich, noch leidenschaftlich um das Gelingen, oder Fehlschlagen seiner treuen Befleißigungen. Der höchste Wohlstand und die gänzliche Zerstöhrung jenes kleinen Gebietes, jenes kleinen Systemes, das seiner Besorgung gewissermaßen anvertraut wurde, war ihm beydes vollkommen gleichgültig. Wenn diese Begebenheiten von ihm abgehangen hätten, so würde er freylich die Einen gewählt, und die andern verworfen haben. Da sie aber nicht von ihm abhingen, so vertraute er einer höhern Weisheit und war vollkommen überzeugt, daß der Ausgang, der sich wirklich ereignete, er mochte seyn, der er wollte, der nehmliche sey, den er selbst, wenn er

alle Verbindungen und wechselseitigen Abhängigkeiten der Dinge gekannt, aufs ernstlichste und eifrigste erbetet haben würde. Alles, was er unter dem Einfluße und in Folge dieser Prinzipe that, war gleich vollkommen; und wenn er seinen Finger ausstreckte (ein Beyspiel, mit dem sie diesen Lehrsaz gewöhnlich zu erläutern pflegten), so that er eine in jeder Hinsicht eben so verdienstliche, eben so preiß- und bewundernswürdige Handlung, als wenn er sein Leben im Dienste des Vaterlandes aufopferte. So wie dem großen Weltregierer die größten und die kleinsten Krafterweisungen, die Bildung und Auflösung einer Welt, die Bildung und Auflösung einer Wasserblase gleich leicht, und so wie beyde gleich bewundernswürdig, und auf gleiche Weise Würkungen der nehmlichen göttlichen Weisheit und Güte waren; so erforderte bey einem stoischen Weisen die scheinbar größte Handlung nicht mehr Anstrengung, als die scheinbar kleinste; beyde waren gleich leicht, beyde entsprangen genau aus einerley Grundsäzzen; keine war in keinerley Hinsicht verdienstlicher, keine im höhern Grade preiß- und bewundernswürdig, als die andre.

So wie alle, die zu diesem Zustande der Vollkommenheit gelangten, gleich glücklich waren, so waren hingegen alle, die ihn nicht durchaus erreichten, mochten sie ihm gleich noch so nahe kommen, gleich elend. Gleichwie derjenige, sagten sie, der sich einen Zoll tief unter der Oberfläche des Wassers befindet, eben so wenig athmen kann, als der, der hundert Ruthen tief unter ihm steckt, so kann auch derjenige, der nicht alle seine Privat-, partheyischen und selbstischen Leidenschaften durchaus bezwang, der noch irgend einen andern ernstlichen Wunsch nähret, als den Wunsch allgemeiner Glückselig-

keit, der aus dem Abgrunde von Elend und Unordnung, worinn sein ängstliches Haschen nach Befriedigung jener Privat-, partheyischen und selbstischen Leidenschaften ihn verwikkelt, sich nicht vollkommen loßwand, eben so wenig die Luft der Freiheit und Unabhängigkeit athmen, eben so wenig die Sicherheit und Glückseligkeit des Weisen genießen, als derjenige, der von dieser Lage am allerentferntesten ist. So wie alle Handlungen des Weisen vollkommen, und gleich vollkommen sind, so sind im Gegentheile alle Handlungen dessen, der diese höchste Weisheit nicht erreichte, fehlerhaft, ja, wie einige Stoiker behaupteten, gleich fehlerhaft. Gleichwie Eine Wahrheit, sagten sie, nicht wahrer und eine Falschheit nicht falscher seyn kann, als die andre; so kann auch eine rühmliche Haudlung nicht rühmlicher und eine schändliche nicht schändlicher seyn, denn die andre. So wie beym Zielschießen derjenige, der das Ziel um einen Zoll verfehlte, eben so gut fehl schoß, wie der, welcher um hundert Ruthen vorbeyschoß, so handelt der, welcher in der scheinbarlich unbedeutendsten Handlung unschicklich und ohne hinreichenden Grund verfuhr, eben so fehlerhaft, als der, welcher in der anscheinend wichtigsten Handlung fehlte; wer zum Beyspiel einen Hahn unschicklich und ohne hinreichende Ursache tödtete, war eben so fehlerhaft, als der, der seinen Vater ermordete.

Wenn das erstere dieser beyden Paradoxen auffallend übertrieben ist, so ist das leztere offenbar zu ungereimt, um eine ernsthafte Erwägung zu verdienen. Es ist wirklich so sehr ungereimt, daß man kaum umhin kann zu argwöhnen, es müsse einigermaßen falsch verstanden, oder falsch vorgestellt seyn. Ich kann mich nicht überreden, daß Männer, wie Zeno und Cleanthes, Män-

ner, wie man sagt, von der einfachsten sowohl, als von der erhabensten Beredsamkeit, die Urheber dieser, oder anderer ähnlichen Paradoxen der Stoiker gewesen seyn, die größtentheils bloße abgeschmackte Wortspiele sind und ihrem Systeme so wenig Ehre machen, daß ich sie nicht weiter aufzählen will. Eher bin ich geneigt, sie dem Chrysippus zuzuschreiben, der freylich Zenons und Cleanthes Schüler und Nachfolger war, nach allem dem aber, was uns von ihm berichtet wird, ein bloßer dialektischer Pedant ohne Geschmack und Eleganz gewesen zu seyn scheint. Er war vielleicht der Erste, der ihre Lehrsäzze in ein scholastisches, oder technisches System künstlicher Erklärungen, Eintheilungen und Unterabtheilungen ordnete; eins der würksamsten Hülfsmittel vielleicht, um das bischen Menschenverstand, was in einem metaphysischen, oder moralischen System vorhanden seyn mag, gänzlich zu vertilgen. Von so einem Manne läßt sichs leicht gedenken, daß er etwa einige beseeltere Ausdrükke seiner Lehrer, worinnen diese die Glückseligkeit des vollkommnen Tugendhaften und das Elend dessen, der diesen Charakter verfehlte, schilderten, zu buchstäblich gedeutet habe.

Die Stoiker scheinen im Allgemeinen eingeräumt zu haben, daß bey denen, die noch nicht zur vollkommnen Tugend und Glückseligkeit gelangten, ein Fortschreiten im Guten gedenkbar wäre. Sie theilten diese Zöglinge der Tugend (proficients) nach den Stuffen ihrer Fortschritte in mehrere Classen und nannten die unvollkommenen Tugenden, deren sie sie fähig achteten, nicht Rectitudines, sondern Proprietates, Schicklichkeiten, anständige und geziemende Thaten, für die ein wahrscheinlicher, oder gefälliger Grund angegeben werden könnte; das

nehmliche, was Cicero durch Officia, und Seneca, wie mich dünkt, genauer durch convenientia ausdrückt. Die Lehre von diesen unvollkommnen, aber erreichbaren Tugenden scheint die praktische Moral der Stoiker gewesen zu seyn. Sie ist der Gegenstand von Cicerons Buche von den Pflichten, und soll auch der Gegenstand eines andern Buches gewesen seyn, das Marcus Brutus schrieb, izt aber verlohren ist.

Der Plan und das System, das die Natur unserm Betragen vorzeichnete, scheint von dem Plane und Systeme der Stoischen Philosophie gänzlich verschieden zu seyn.

Von Natur sind die Ereignisse, die den kleinen Bezirk unsers Würkens, die uns selbst, unsre Freunde, unser Vaterland unmittelbar angehn, diejenigen, die uns am meisten interessiren, und die unsre Begierden und Abneigungen, unsre Hoffnungen und Besorgnisse, unsre Freuden nnd Leiden am meisten erregen. Sollten diese Leidenschaften, was sie denn gewöhnlich werden, zu heftig seyn, so hat die Natur für ein schickliches Hülfs- und Berichtigungsmittel gesorgt. Die wirkliche, oder wenigstens die eingebildete Gegenwart des unpartheyischen Zuschauers, das Ansehen des innern Menschen ist allzeit bey der Hand, um sie zu einem schicklichen Tone und einer geziemenden Mässigung herabzustimmen.

Sollten aller unsrer treusten Bestrebungeu ohngeachtet, die Ereignisse, die unsern kleinen Würkungskreis angehn, durchaus unglücklich und widerwärtig ausfallen, so hat die Natur uns keinesweges ohne Trost gelassen. Dieser Trost entspringt nicht nur aus der vollkommnen

Billigung des innern Menschen, sondern auch wo möglich, aus einem noch edlern Prinzip, aus dem festen Vertrauen auf — und aus einer ehrerbietigen Unterwürfigkeit unter — jene wohlwollende Weisheit, die alle Begebenheiten des menschlichen Lebens lenket und die, wie wir fest versichert seyn können, diese Unfälle nie würde haben geschehen lassen, wenn sie nicht zum Besten des Ganzen unentbehrlich gewesen wären.

Die Natur hat uns diese erhabne Betrachtung nicht als das Hauptgeschäft unsers Lebens vorgeschrieben. Sie weißt uns bloß darauf hin, als auf ein kräftiges Trostmittel in unsern Unfällen. Die Stoische Philosophie empfiehlt sie als das Hauptgeschäft des Lebens. Sie gebeut uns, uns für keine Ereignisse, die die Ordnung unsers Gemüths, die Schicklichkeit unsers Wählens und Verwerffens nicht angehn, ernstlich und ängstlich zu interessiren, ausser für die Ereignisse eines Gebietes, auf dessen Angelegenheiten wir nicht den geringsten Einfluß haben, noch haben dürfen, des Gebietes des großen Weltregierers. Indem sie uns eine gänzliche Leidenschaftlosigkeit vorschreibt, indem sie sich beeiffert, alle unsre Privat-, partheyischen und selbstischen Neigungen nicht bloß zu mäßigen, sondern gänzlich auszurotten; indem sie für alles, was uns selbst, unsern Freunden und unserm Vaterlande begegnen könnte, sogar die sympathetischen und gemäßigten Leidenschaften des unpartheyischen Zuschauers nicht einmahl duldet, bemüht sie sich, uns gegen das Gelingen, oder Mißlingen alles dessen, was uns die Natur als schickliches Lebensgeschäft vorschreibt, die allervollkommenste und sorgloseste Gleichgültigkeit einzuflößen.

Ob nun gleich die Vernünfteleyen der Philosophie den Verstand, so zu sagen, verwirren und betäuben kön-

nen, so können sie doch die nothwendige Verbindung, welche die Natur zwischen den Ursachen und ihren Folgen feststellte, nicht auflösen. Die Ursachen, die natürlicher Weise unser Begehren und Verabscheuen, unsre Hoffnungen und Besorgnisse, unsre Freuden und Leiden erregen, werden ohne Zweifel aller Vernünfteleyen der Stoischen Philosophie ohngeachtet auf jedes Individuum nach Maaßgabe seiner würklichen Fühlbarkeit, ihre schicklichen und nothwendigen Würkungen hervorbringen. Auf die Urtheile des innern Menschen können jedoch jene Vernünfteleyen einen nicht unbeträchtlichen Einfluß haben; es kann dieser erhabne Insasse durch sie zu dem Versuche entflammt werden, alle Privat-, partheyischen und selbstischen Neigungen zu einer mehr, oder minder vollkommnen Ruhe herabzustimmen. Die Urtheile dieses Insassen zu bestimmen ist der große Zweck aller Moralsysteme. Auch ist nicht zu läugnen, daß die stoische Philosophie auf den Charakter und das Betragen ihrer Jünger einen großen Einfluß gehabt habe; und daß, wenn sie sie auch zu Zeiten zu einer unnöthigen Gewaltthätigkeit gereizt haben sollte, ihre Hauptabsicht doch allzeit dahin gieng, sie zu Handlungen der heroischesten Großmuth und des ausgebreitetsten Wohlwollens zu begeistern.

IV. Ausser diesen ältern gibt es noch einige neuere Systeme, nach denen die Tugend in der Schicklichkeit besteht, oder in der Angemessenheit des Affekts, aus dem wir handeln, zu der Ursache, oder dem Gegenstande, der den Affekt erregt. Clarks System, der die Tugend darin sezt, daß man den Verhältnissen der Dinge gemäß handle, daß man sein Betragen modifizire, je nachdem es schicklich, oder unschicklich sey, gewisse Gegenstände auf gewisse Dinge, oder gewisse Beziehungen anzuwenden;

Woolstons System, der sie darin sezt, daß man der Wahrheit der Dinge, ihrer eigentlichen Natur und wesentlichen Beschaffenheit gemäß handle, oder sie nach dem behandle, was sie wirklich sind, nicht nach dem, was sie nicht sind; Mylord Schaftesbury's System, der sie darin sezt, daß man die Leidenschaften in gehörigem Gleichgewichte halte und keine über ihren Wirkungskreis schreiten lasse; alle diese sind mehr, oder weniger ungenaue Umschreibungen des nehmlichen Grundbegrifs.

Die Beschreibung der Tugend, die in einem jeden dieser Systeme gegeben, oder wenigstens gemeint und angedeutet wird, (denn einige der neuern Schriftsteller sind in ihrer Art, sich auszudrükken, nicht sehr glücklich) ist ohne Zweifel ganz richtig, so weit sie geht. Es gibt keine Tugend ohne Schicklichkeit, und überall, wo Schicklichkeit ist, gebührt sich ein Grad von Billigung. Aber dennoch ist diese Beschreibung unvollkommen. Denn wiewohl Schicklichkeit ein wesentlicher Bestandtheil jeder tugendhaften Handlung ist, so ist sie doch nicht immer der einzige. Wohlthätige Handlungen haben noch eine andre Eigenschaft, vermöge deren sie nicht nur Billigung, sondern auch Belohnung verdienen. Keins dieser Systeme erklärt mit Leichtigkeit und Hinlänglichkeit jenen hohen Grad von Achtung, der solchen Handlungen zu gebühren scheint, oder jene Verschiedenheit der Empfindung, die sie gewöhnlich erregen. Eben so wenig vollständig ist die Beschreibuug des Lasters. Denn so, wie dorten, ist auch hier die Unschicklichkeit zwar ein wesentlicher, aber nicht immer der einzige Bestandtheil jeder lasterhaften Handlung, und oft ist eine Handlung äussersst ungereimt und unschicklich, und doch ganz unbedeutend und harmlos. Ueberlegte Handlungen, auf den

Schaden unsrer Nebenmenschen berechnet, haben außer ihrer Unschicklichkeit, noch eine besondre ihnen eigne Eigenschaft, durch welche sie nicht nur Mißbilligung, sondern auch Bestrafung zu verdienen, Gegenstände nicht nur des Mißfallens, sondern auch des Grolls und der Rachgier zu werden scheinen, und keins dieser Systeme erklärt mit Leichtigkeit und Hinlänglichkeit jenen hohen Grad von Abscheu, den wir für Handlungen dieser Art empfinden.

Zusaz
zum vierten Abschnitte:
Auf was Weise verschiedene Schriftsteller von den praktischen Regeln der Sittlichkeit gehandelt haben.

Zu S. 450. der deutschen Ausgabe.

Nach den Worten: **Mit Schaam und innerlichen Vorwürfen begleitet.**

Drittens: Verlezzungen der Regeln der Wahrhaftigkeit. Die Verlezzung ist zwar öfter, jedoch nicht immer Uebertretung der Gerechtigkeit, kann also auch nicht immer einer äußerlichen Züchtigung blosstellen. Das Laster gemeiner Lügnerey, wiewohl eins der armseligsten und verächtlichsten, kann oft ganz unschädlich seyn, und berechtigt in diesem Falle den, der sich etwas hat aufbinden lassen, zu keiner Rache, oder Genugthuung. Allein, wiewohl die Verlezzung der Wahrheit nicht immer Uebertretung der Gerechtigkeit ist, so ist sie doch immer Uebertretung einer sehr klaren Regel und sehr fähig, den, der sich ihrer schuldig macht, mit Schmach zu dekken.

Junge Kinder scheinen einen instinktartigen Hang zu haben, alles zu glauben, was man ihnen sagt. Die Natur scheint es ihrer Erhaltung zuträglich geachtet zu haben, daß sie auf diejenigen, denen die Besorgung ihrer Kindheit und des frühesten und nothwendigsten Theils ihrer Erziehung obliegt, ein unbedingtes Zutrauen sezten.

Ihre Leichtgläubigkeit ist, dem zufolge, ohne Gränzen, und es bedarf einer langen und wiederhohlten Erfahrung der Falschheit der Menschen, um sie zu einigem Grade von Schwergläubigkeit und Mißtrauen zu bewegen. Bey Erwachsenen sind die Stuffen der Leichtgläubigkeit ohne Zweifel sehr verschieden. Die klügsten und erfahrensten sind gemeiniglich am wenigsten leichtgläubig. Schwerlich aber lebt ein Mensch, der nicht leichtgläubiger ist, als er seyn sollte, und der nicht bey manchen Gelegenheiten gewissen Histörchen Glauben beymißt, die sich nicht allein am Ende als durchaus falsch ausweisen, sondern von deren sehr einleuchtenden Faschheit auch ein sehr mäßiger Grad von Nachdenken und Aufmerksamkeit ihn hätte überführen können. Von Natur sind wir immer geneigt, zu glauben. Nur erworbene Weisheit und Erfahrung lehrt uns schwergläubig seyn, und lehrt es uns selten hinreichend. Auch die Klügsten und Vorsichtigen messen oft Erzählungen Glauben bey, welchen jemalen den geringsten Glauben beygemessen zu haben, sie sich in der Folge selbst wundern und schämen.

Derjenige, dem wir glauben, ist nothwendig in den Dingen, worin wir ihm glauben, unser Führer und Gewissensrath, und wir betrachten ihn mit einem gewissen Grade von Achtung und Ehrfurcht. Gleichwie aber unsre Bewunderung andrer Leute uns bald den Wunsch einflößt, selbst bewundert zu werden; so flößt das Bewußtseyn, von andern gelenkt und geführt zu werden, uns bald den Wunsch ein, auch unsrer Seits andre lenken und führen zu können. Und gleichwie es uns nicht allezeit genügt, daß man uns bewundre, es sey denn, daß wir uns auch überzeugen können, wir seyn der Bewunderung gewissermaßen wirklich würdig; so genügt es uns auch nicht allezeit, daß man uns glaube, es sey denn, daß

wir's uns zugleich bewußt wären, wir seyn des Glaubens wirklich würdig. So wie die Begierde, geliebt zu werden, und jene, des Lobes werth zu seyn, zwar wohl nahe mit einander verwandt, dennoch aber unterschiedliche und getrennte Begierden sind; so sind auch die Begierden, daß man uns glaube, und jene, des Glaubens würdig zu seyn, zwar wohl sehr nahe miteinander verwandt, zugleich aber von einander getrennt und verschieden.

Die Begierde, geglaubt zu werden, die Begierde, andre zu überreden, zu lenken und zu regieren, scheint eine der stärksten in unsrer Natur zu seyn. Sie ist vielleicht der Instinkt, auf welchen sich das Vermögen der Sprache, das charakteristische Vermögen der menschlichen Natur gründet. Kein andres Thier besitzt dies Vermögen und in keinem andern Thiere äußert sich ein Verlangen, das Urtheil und Betragen seiner Gefährten zu leiten und zu lenken. Großer Ehrgeiz, das Streben nach Ueberlegenheit, der Hang seines Gleichen zu leiten und zu lenken, scheint ganz und gar dem Menschen eigen zu seyn; und das große Werkzeug, wodurch die Ehrsucht ihre Plane auszuführen, und der Herrschaft über die Urtheile und das Betragen anderer sich zu bemeistern suchet, ist kein anderes, als die Sprache.

Es ist uns allezeit kränkend, wenn man uns nicht glaubt, und es ist uns doppelt kränkend, wenn wir argwohnen, daß man uns darum nicht glaube, weil man uns des Glaubens unwerth, weil man uns fähig achtet, geflissentlich und muthwillig zu betrügen. Einem zu sagen, er lüge, ist die blutigste aller Beschimpfungen. (*)

(*) Diß ist in England, wo auch der gemeinste und ungebildete Hauffe keine ärgere und herausforderndere Beschimpfung kennt, als diese, noch weit mehr der Fall, als bey uns Deutschen. K.

Wer aber muthwillig und geflissentlich betrügt, ist sichs nothwendig bewußt, daß er diesen Schimpf verdiene, daß ers nicht werth sey, daß man ihm glaube, und daß er alle Ansprüche auf den Credit verwürke, der ihm allein in der Gesellschaft seiner Mitbürger, Vergnügen, Aufheiterung und Zufriedenheit gewähren kann. Wer das Unglück hätte, sich einzubilden, daß ihm kein Mensch ein einziges Wort glaubte, würde sich als den Auswurf der menschlichen Gesellschaft betrachten; er würde sich scheuen, sich ihr darzustellen, und kaum umhin können, wie mich dünket, aus Verzweiflung zu sterben. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß jemand jemals Ursach gehabt hätte, eine so demüthigende Meynung von sich zu unterhalten. Auch der weltkundigste Lügner, glaub' ich, sagt wenigstens immer zwanzigmal die reine Wahrheit für eine ernstliche und muthwillige Lüge; und so wie auch bey dem vorsichtigsten Menschen der Hang zu glauben bisweilen über den Vorsaz zu zweifeln und mißzutrauen sieget, so siegt auch in den gewissenlosesten Verächtern der Wahrheit der Hang die Wahrheit zu sagen in den meisten Fällen über den Hang zu betrügen, oder die Wahrheit zu verstalten und zu verstellen.

Es kränkt uns sehr, wenn wir andre Leute hintergangen haben, obgleich ohne Absicht und bloß, weil wir selbst hintergangen wurden. Es ist zwar eine solche unwillkührliche Falschheit eben kein Zeichen eines Mangels an Wahrhaftigkeit und Wahrheitliebe; allein es ist allemal ein Zeichen eines Mangels an Beurtheilung und an Gedächtnis, ein Zeichen einer unschicklichen Leichtgläubigkeit und eines gewissen Grades von Vorschnelligkeit und Uebereilung. Es vermindert allezeit unsern Einfluß auf den Glauben andrer und verdächtigt unsre Tauglichkeit, andre zu leiten und zu lenken. Es ist jedoch derjenige,

der andre aus Irrthum bisweilen irre führet, von dem, der eines geflissentlichen Betruges fähig ist, weit verschieden. Dem erstern kann man in manchen Fällen trauen; dem leztern fast in keinem.

Freymüthigkeit und Offenherzigkeit erwerben Vertrauen. Wir trauen dem Manne, der bereitwillig scheint, uns zu trauen. Wir glauben den Weg, den er uns führen will, klärlich vor uns zu sehen, und wir überlaßen uns seiner Führung daher mit Vergnügen. Zurückhaltung und Verstecktheit hingegen reizen zum Mißtrauen. Wir fürchten uns einem Menschen zu folgen, dessen Straße für uns im Dunkeln liegt. Ueberdiß entspringt das größte Vergnügen des Umgangs und der Geselligkeit selber aus einer gewissen Uebereinstimmung der Gesinnungen und Meynungen aus einer gewissen Harmonie der Gemüther, die, gleich so vielen musikalischen Instrumenten, mit einander zusammen stimmen und Takt halten. Allein diese entzückende Harmonie kann ohne freymüthige Abwechslung der Empfindungen und Gesinnungen nicht erreicht werden. Wir wünschen daher alle zu wissen, wie jeder andre gestimmt sey, in jedes andern Busen hineinzudringen und die Gesinnungen und Gefühle wahrzunehmen, die wirklich darin hausen. Wer dieser unsrer natürlichen Zuneigung Raum gibt, wer uns in sein Herz einladet, wer uns gleichsam die Thore seiner Brust entriegelt, scheint eine Art von Gastfreundlichkeit auszuüben, die gefallender ist, als jede andre. Ein auch nur halbwege rechtschaffner Mann kann mißfallen, wenn er den Muth hat, seine wirklichen Empfindungen zu äusern, wie er sie fühlt, und weil er sie fühlt. Eben diese rückhaltlose Aufrichtigkeit macht selbst das Geschwäz eines Kindes angenehm. So schwach und einseitig auch die Ansichten des Offenherzigen seyn mögen, so finden wir

doch ein Vergnügen daran, uns in sie hineinzudenken, und bemühn uns, so viel wir können, unsern eignen Verstand zu seinen Fähigkeiten herabzustimmen und jeden Stoff in dem Lichte zu betrachten, darin er ihn betrachtet zu haben scheint. Dieser Hang, andrer wahre Gesinnungen zu entdekken, ist von Natur so stark, daß er oft in lästige und unbescheidne Neugier ausartet, in einen kleinlichen Vorwiz, auch diejenigen Geheimnisse unsers Nächsten auszukundschaften, die er uns mit gutem Fuge verborgen hält, so daß es oft wahrer Klugheit und eines starken Sinns für Schickliche bedarf, um diese, wie alle andre Leidenschaften der menschlichen Natur zu regieren und sie auf den Punkt herabzustimmen, in dem der unpartheyliche Zuschauer mit ihr sympathisiren kann. Bleibt sie innerhalb der Gränzen der Schicklichkeit, begehrt sie nichts zu wissen, als was wir ohne einige Gefahr entdekken können; so ist es eben so unangenehm, wenn man sie nicht befriedigt. Wer unsern unschuldigsten Fragen ausweicht, wer auch die arglosesten Erkundigungen vereitelt, wer sich mit Fleiß in undurchdringliches Dunkel hüllt, scheint gleichsam Wall und Mauern um seine Brust zu ziehn. Wir rennen mit allem Eifer harmloser Neugier drauf loß und fühlen uns mit groben und beleidigendem Uugestüme zurückgestoßen. Ist ein solches ängstliches Verstekken unangenehm, so ist der Versuch, uns zu betrügen, gesezt auch, daß das Gelingen des Betrugs uns nicht den geringsten Schaden zufügte, noch viel unangenehmer. Sehn wir, daß unser Gesellschafter uns etwas aufbinden will, sehn wir augenscheinlich, daß die Gesinnungen und Meynungen, die er äußert, nicht seine eignen sind, so mögen sie so schön seyn, wie sie wollen, sie werden uns keine Art von Unterhaltung gewähren. Und wenn nicht dann und wann durch alle Hüllen der Falschheit und Verstellung etwas Menschliches hindurch

dünstete, so würde eine hölzerne Puppe uns ein eben so angenehmer Gesellschafter seyn, als ein Mensch, der nie spricht, wie's ihm ums Herz ist. Kein Mensch betrügt den andern, wär' es auch in den unbedeutendsten Dingen, der sich's nicht bewußt ist, daß er diesem andern eine Art von Unrecht zufüge, und der beym Gedanken, auf seinem Betruge ertappt zu werden, nicht innerlich erröthet und zittert. Da also Uebertretungen der Wahrhaftigkeit allezeit mit einigem Grade von Gewissensbissen und Selbstverdammniß begleitet sind, so fallen sie natürlicherweise der Erkenntniß der Kasuisten anheim.

Ein versteckter und zurückhaltender Charakter ist zwar nicht liebenswürdig, doch auch nicht gehäßig, oder verächtlich. Ein Mensch dieses Schlages scheint kaltsinnig gegen uns und wir begegnen ihm mit gleicher Kälte. Er wird nicht sonderlich geliebt, oder gelobt; aber eben so wenig gehasset, oder getadelt. Selten hat er Gelegenheit, seine Zurückhaltung sich leid seyn zu lassen; vielmehr ist er in der Regel geneigt, auf seine vorsichtige Klugheit sich etwas zu Gute zu thun. Sein Betragen kann daher sehr fehlerhaft, es kann sogar anstößig gewesen seyn, ohne daß es ihm einfällt, den Kasuisten seinen Fall vorzulegen, oder sich einzubilden, daß er ihrer Loßsprechung, oder Genehmigung bedürfe.

Nicht immer verhält es sich so mit dem Manne, der, weil er falsch berichtet wurde, oder aus Unachtsamkeit und aus Vorschnelligkeit und Uebereilung unfreywillig täuschte. Sollt' es auch nur in einer ganz unbedeutenden Sache seyn, in der Verbreitung etwa einer ganz alltäglichen Neuigkeit, so schämt er sich doch, wenn er anders die Wahrheit aufrichtig liebt, seiner eignen Fahrläßigkeit und ergreift eifrigst die erste beste Gelegenheit, seinen Irrthum einzugestehn. Geschah es aber in einer Sache

von Belang, so ist seine Reue noch größer; und sollte irgend eine unglückliche Folge aus seinem falschen Berichte entspringen, so kann er sie sich kaum vergeben. Wiewohl nicht schuldig, so fühlt er sich doch im höchsten Grade (was die Alten piacularis nannten) zu einer Sühne verpflichtet und beeifert sich, sein Vergehn auf jede ihm mögliche Weise wieder gut zu machen. Ein Mensch dieses Charakters kann oft in den Fall kommen, seinen Kasum den Kasuisten vorzulegen, die ihm denn gemeiniglich sehr günstig sind, und, wenn sie ihm gleich bisweilen wegen seiner Unbesonnenheit verdammen, von der Schmach der Falschheit ihn doch allezeit loßsprechen.

Wer aber am öftersten in den Fall kömmt, sie zu Rathe zu ziehn, ist derjenige, der sich geflissentlicher Zweydeutigkeit und geheimer Vorbehaltungen befleißigt, der ernstlich und vorsezlich mit Betruge umgeht und sich doch zugleich mit der Vorstellung schmeicheln will, er habe wirklich die Wahrheit gesagt. Mit ihm pflegen sie auf verschiedne Weise zu verfahren. Billigen sie die Triebfedern seines Betruges in hohem Grade, so sprechen sie ihn bisweilen loß; die meiste Zeit jedoch um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und in der Regel verdammen sie ihn.

Die Hauptgegenstände der Werke der Kasuisten waren also, u. s. w. S. das Werk selbst. B. I. S. 452.

Smith, Adam,

Adam Smiths, weiland Professors der Moral zu Glasgow, Theorie der sittlichen Gefühle

Bd.: Zweyter Band

Leipzig 1795

Ph.pr. 1130-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041932-3
VD18 9057253